Neue Monatsschrift für Deutschland,

historisch-politischen Inhalts.

Herausgegeben von

Friedrich Buchholz.

Fünf und Vierzigster Band.

Berlin,
bei Theodor Chr. Fr. Enslin.
1834.

Inhalt
des fünf und vierzigsten Bandes.

Seite

Abenteuer
der Frau Herzogin von Berri
in
den Jahren 1831 und 1832.

Vorwort.

Obgleich in keiner Weise arm an merkwürdigen Erscheinungen, dürfte die gegenwärtige Zeit keine merkwürdigere aufzuweisen haben, als die einer Mutter, welche sich, mit schnöder Verachtung aller Gefahren, in das Abenteuer stürzt, um die Thronrechte ihres Sohnes zu retten, oder vielmehr wiederzuerobern. Der Leser erräth ohne Mühe, daß wir hiermit die Herzogin von Berri bezeichnen. Was die öffentlichen Blätter von ihrem Unternehmen ausgesagt hatten, wie umständlich es auch seyn mochte, war viel zu fragmentarisch, um genügen zu können. Es war daher der Mühe werth, diesem Unternehmen diejenige Einheit und Uebereinstimmung mit sich selbst zu geben, wodurch menschliche Handlungen allein eine lebendigere Theilnahme gewin-

nen können. Der General Dermoncourt, Oberbefehlshaber in der Vendee während des Aufenthalts der Herzogin in dieser Abtheilung Frankreichs, hat sich diese Mühe gegeben. „Ich erzähle", sagt er in seinem Buche, „nur das, was ich für ausgemachte Wahrheit halte; was ich mittheile, beruht zum Theil auf amtlichen Beweisstücken, welche in meinen Händen gewesen sind, oder es auch noch sind; zum Theil ist es mir mitgetheilt worden von Personen, auf deren Glaubwürdigkeit sich rechnen läßt; Vieles habe ich aus dem Munde der Frau Herzogin von Berri selbst vernommen." Einem solchen Manne kann man Glauben schenken. Was wir hier mittheilen, sind meistens seine eigenen Worte, ins Deutsche übertragen; und wenn wir ganze Kapitel überschlagen haben, so ist es geschehen, um den Leser schneller mit der Hauptsache bekannt zu machen, d. h. mit dem Charakter und mit den Begebnissen der Herzogin, die den Gegenstand dieser Erzählung ausmacht.

Trotz seiner Abdankung, so wie der seines Sohnes, hatte Karl der Zehnte, nach seinem Austritt aus Frankreich, sich nicht entschließen können, der Herzogin von Berri den Titel einer Regentin zu bewilligen, nur in der Befürchtung, daß er sich dadurch die Oberleitung in der Erziehung des Herzogs von Bordeaux entziehen werde. Da jedoch die Herzogin den Entschluß gefaßt hatte, ihre Familie zu verlassen, um nach Frankreich zurückzukehren, ohne daß über die Zeit dieser Rückkehr etwas feststand, so erhielt sie von

Karl dem Zehnten ein von Edinburg datirtes und an die Royalisten Frankreichs gerichtetes Schreiben, wodurch diese aufgefordert wurden, Marie Karoline von Berri als Regentin anzuerkennen. Versehen mit diesem Schreiben, verließ die Prinzessin England am 17. Juni 1831 mit einem kleinen Hof, der ihr getreu geblieben war. Sie durchreisete Holland, verweilte einen oder zwei Tage zu Frankfurt, eben so lange zu Mainz, ging durch die Schweiz nach Savoyen und ließ sich sodann, unter der Benennung einer Gräfin von Sagana, zu Sestri, einer kleinen, zwölf franz. Meilen von Genua in den Staaten des Königs Karl Albert gelegenen Stadt, nieder.

Das von ihr angenommene Inkognito war um so vergeblicher, weil es sich nicht über ihre Begleiter ausdehnte. Von Gasthof zu Gasthof konnte man ihr folgen: denn in allen Fremdenbüchern der Wirthe fand man die Herren Menars, Duras u. s. w. Ihrerseits bedeckten die Royalisten Frankreichs, auf die Nachricht, daß die Prinzessin sich den französischen Gränzen nähere, die Straßen der Lombardei und Piemonts. Alle Welt erkannte die Herzogin von Berri unter der Benennung einer Gräfin von Sagana, und ihr selbst lag nichts daran, daß sie erkannt wurde. Sonntags begab sie sich in die, zweihundert Schritte von ihrer Wohnung gelegene Kirche zu Fuß mitten durch ein Spalier von Neugierigen, und in ihrem Gefolge befand sich derselbe Hof, der sie zu Paris begleitete; ihr Haupt war nur mit jenem Spitzenschleier bedeckt, den die Genueserinnen Mesaro nennen, und dessen sie sich zur Erhöhung ihrer Anmuth bedienen.

Die französische Regierung war sehr bald von der Anwesenheit der Herzogin in Piemont unterrichtet und schöpfte Verdacht. Herr de Cases, französischer Konsul in Genua, wußte, daß ein Schwarm von Franzosen die Gasthöfe der Stadt anfüllte. Gleichwohl stellte sich Keiner ein, um seinen Paß im Konsulate visiren zu lassen; und dies rührte daher, daß fast alle Royalisten sich von den fremden Gesandtschaften Pässe verschafft hatten, und sich als Engländer, Deutsche oder Italiäner unter ihren falschen Namen von den Gesandtschaften ihrer Adoptiv-Nationen anerkennen ließen. So gab es in dem Malthefer Gasthofe zu Genua ein Dutzend Reisender von allen Nationen Europa's, Frankreich allein ausgenommen, die, wenn sie vereinigt waren, nur französisch und zwar ein eben so reines und wohlklingendes Französisch sprachen, wie das des Herrn de Cases nur immer seyn konnte. Daß dieser in nicht geringe Verlegenheit gerieth, versteht sich wohl von selbst. Er berichtete an seinen Hof, und ohne Zeitverlust erfolgte ein Schreiben des Kabinets der Tuilerien an das sardinische Kabinet, worin man sich beklagte, daß Karl Albert in seinen Staaten eine Verschwörung beschütze, welche nur gegen die Julius-Regierung gerichtet seyn könne.

Karl Albert richtete hierauf an die Herzogin ein Schreiben, worin er das von dem Auslande hinsichtlich Frankreichs angenommene politische System entwickelte. Dies lange diplomatische Sendschreiben schloß mit einer verständigen und artigen, dabei aber festen und unverkennbaren Aufforderung, die sardinischen Staaten zu verlassen, weil die Anwesenheit der Herzogin allgemein bekannt sei; zugleich mit

der Erlaubniß, in diese Staaten, wenn sie es für gut befände, zurückzukehren, wiewohl mit einem so strengen Inkognito, daß Karl Albert den Aufenthalt der Prinzessin in seinen Staaten leugnen konnte.

Dies Schreiben erbitterte die Herzogin. Ihr unabhängiger und zum Eigensinn hinneigender Charakter bequemte sich viel leichter zur Ertragung von Beschwerden und zur Bestehung von Gefahren, als zur Erduldung einer Widerrede. Sie konnte nicht begreifen, wie Karl Albert, den sie mit Schulterklappen von rother Wolle gesehen hatte, als er zur Armee stieß, die Spanien erobern sollte — wie, sag' ich, dieser Fürst den ihm am Hofe Ludwigs des Achtzehnten bereiteten Empfang in so kurzer Zeit habe vergessen können, daß er, nach acht Jahren, nachdem er selbst König geworden war, ihr, der Prinzessin von Berri, den Austritt aus seinen Staaten zu gebieten vermochte. Dies Schreiben war eine Demüthigung, auf welche sie unaufhörlich zurückkam in ihren Unterhaltungen mit Franzosen, welche zu Sestri ihre Befehle entgegennahmen. „Mit dem Königthum", sagte sie, „ist es aus: mein Urgroßvater hat Paläste bauen lassen, mein Großvater Häuser, mein Vater Hütten, mein Bruder Rattennester; wills Gott, wird es gleichwohl nöthig werden, daß mein Sohn wieder anfange, Paläste zu bauen."

Zuletzt entschloß sich die Prinzessin, Piemont zu verlassen, indem sie den Royalisten, die sich bei ihr eingefunden hatten, das Versprechen gab, auf ihren ersten Ruf und sobald sie den rechten Augenblick für gekommen halten würden, in Frankreich anzugelangen. Sie verweilte einige Tage

zu Modena, ging durch Toskana und begab sich von da nach Rom. Auf dieser Reise machte sie die Bekanntschaft des berüchtigten Deuz.

Inzwischen beschleunigten Diejenigen, welche die Herzogin von Berri umgaben und die Aussicht hatten, bei der Regentin Marie Karoline die wichtigsten Posten zu bekleiden, nicht bloß mit ihren Wünschen, sondern auch mit allen ihren zu Gebot stehenden Kräften, die Landung derselben an den Küsten Frankreichs. Zu diesem Endzweck hatte sich unter ihnen eine Art von Verabredung gebildet, der Prinzessin nur solche Nachrichten zukommen zu lassen, welche mit ihren Wünschen in Harmonie standen; denn Nachrichten, welche das Gelingen einer Insurrektion als unmöglich darstellten, wurden entweder sorgfältig unterdrückt, oder gemildert, während man die auf das Gegentheil lautenden Nachrichten übertrieb.

Verständige Leute, wie sehr sie auch für die Restauration seyn mochten, baten schriftlich, daß sie nicht kommen möchte. Der Westen konnte nur mit Hülfe eines Aufstandes im Süden, oder einer Invasion des Auslandes, Einfluß auf das Geschick Frankreichs gewinnen. Im ersten Falle reichte er über Bordeaux hin den Städten Toulouse und Marseille die Hand, und alsdann kämpfte halb Frankreich für Heinrich den Fünften; im zweiten Falle warf die Herzogin, welche stets einen Widerwillen für eine Restauration nach dem Muster der von 1814 und 1815 an den Tag gelegt hatte, sich mit ihrem Sohne in die Vendee, protestirte gegen den Eintritt der Ausländer in Frankreich, rief die Bevölkerungen zu den Waffen und zog

an der Spitze derselben gegen den gemeinschaftlichen Feind. Von diesen beiden Planen war der eine fast sicher, der andere fast national.

Unglücklicher Weise für die Herzogin verdunkelten die Privat-Interessen Derer, welche sie umgaben, die politische Atmosphäre, durch welche sie Frankreich betrachtete. Der Glücksfall einer fremden Invasion war verloren von dem Tage an, wo die französische Regierung gestattet hatte, daß in Italien und in Polen die Patrioten verfolgt und bestraft wurden. Ganz ruhig nahm Ludwig Philipp seinen Platz unter den gekrönten Mitgliedern der heiligen Allianz ein; und so war denn der Glücksfall eines Aufstandes im Süden der einzige, welcher übrig blieb.

Alle Bemühungen des kleinen Hofes der Prinzessin zweckten demnach darauf hin, ihr Frankreich so darzustellen, als stehe es im Begriff, sich zu ihren Gunsten zu erheben; man schilderte ihr das Mißvergnügen des Süden als eine entschiedene Insurrektion, die Treue der Vendee als einen organisirten Aufstand, und jede republikanische Bewegung als eine royalistische Emeute. Sie wurde also aufs Vollständigste getäuscht über die Stimmung der Gemüther; und außerdem verband sich ihr zu kecken Unternehmungen nur allzu aufgelegter Charakter mit den Interessen ihrer Höflinge zur Beschleunigung des Augenblicks, wo gehandelt werden mußte.

Auf der andern Seite langten aus Frankreich Briefe an, welche solche Verheißungen von Ergebenheit auf Leben und Tod enthielten, daß man sich nur allzu leicht täuschen konnte. Von diesen Briefen liegen uns einige vor; und

die Verblendung oder der Unverstand ihrer Urheber erscheint uns als unglaublich. Zwar verließen diese Helden die Prinzessin von dem Augenblick an, wo es gefährlich geworden war, sich in ihrer Nähe zu befinden. Einer von ihnen, ein französischer Pair, dessen Meinung in dem vorliegenden Falle entscheidend werden mußte, drückte sich, um die Prinzessin zur Beschleunigung des Augenblicks unserer Befreiung zu bewegen, folgendermaßen aus: „Eure Königliche Hoheit kommen nach der Vendee; und da sollen Sie sehen, daß mein Bauch, obgleich seinem Umfange nach ein europäischer, mich nicht verhindern wird, weder über Hecken, noch über Gräben zu springen." Ein anderer Brief, unterzeichnet von dem Marquis de Coislin, langte in den ersten Tagen des Dezembers 1831 an. Sein Inhalt ist unbekannt geblieben; hier folgt jedoch die Antwort der Prinzessin, die ihn leicht errathen läßt: „Seit langer Zeit, mein theurer Coislin, kenne ich den Eifer und die Ergebenheit, welche Sie und die Ihrigen für die Sache meines Sohnes beweisen; und es macht mir Vergnügen, Ihnen zu sagen, daß ich unter allen Umständen auf Sie rechne, wie Sie auf meine Erkenntlichkeit rechnen können. Den 14. Dez. 1831. Marie Karoline."

Solche Rathschläge waren, wie man eingestehen muß, ganz dazu geeignet, eine Frau zu verblenden, welche durch ihre Gemüthsart zu Wagnissen hingetrieben wurde. Man nahm also als ausgemacht an, daß der öffentliche Geist in Frankreich zur nöthigen Reife gelangt sei, und Alles setzte sich in Bereitschaft, ein Unternehmen zu beginnen, dessen Durchführung, wie man glaubte, mit so viel Ungeduld erwartet wurde. Die Royalisten Frankreichs, vor-

züglich aber die des Süden und des Westen, wurden also aufgefordert, sich bereit zu halten. Das Schreiben, welches sie erhielten, war in Chiffern und mit sympathetischer Dinte geschrieben, und lautete, wie folgt: „Ich werde zu Nantes, zu Angers, zu Rennes und zu Lyon bekannt machen, daß ich in Frankreich bin. Sorgen Sie, nach Empfang dieses Schreibens, dafür, daß die Waffen ergriffen werden. Sie werden dasselbe den 2. oder 3. Mai erhalten, und sollten die Kouriere nicht durchkommen können, so wird das öffentliche Gerücht Sie über meine Ankunft belehren, und Sie werden ohne Verzug die Waffen ergreifen lassen."

Den 21. April 1832 unterzeichnete die Prinzessin folgendes Brevet, das ganz von ihrer Hand geschrieben war: „Ich werde alle meinem Sohne geleisteten Dienste annehmen und belohnen, vor allen die des Oberst-Lieutenants Franz Fournier, den ich zum Obersten ernenne. Massa, den 21. April 1832. Marie Karoline."

An demselben Tage begab sich die Prinzessin auf das Dampfboot Carlo Alberto, und unterzeichnete auf demselben eine zweite Bestallung, die in folgenden Worten ausgedrückt war: „Ich verspreche, alle meinem Sohne erwiesenen Dienste zu belohnen; vor allen die des Bataillons-Chefs Chantier, den ich zum Oberst-Lieutenant ernenne. Den 23. April 1832. Marie Karoline."

Die Herzogin von Berri ließ bei Genua anlegen, ging noch an demselben Tage in See, und befand sich am 29sten auf der Höhe von Marseille; denn in der Nacht vom 29sten auf den 30sten sollte die Bewegung in dieser Stadt zum Ausbruch kommen.

Inzwischen war die Witterung einer Landung an der Küste sehr ungünstig. Das Meer ging hoch und der Luftstrom war sehr heftig. Hätte man wo anders als in der Rhede ans Land gehen wollen, so würde man das Fahrzeug in die größte Gefahr gebracht haben. Der Kapitän erbot sich, die Landung zu wagen; doch die Prinzessin widersetzte sich förmlich. Sie verlangte hierauf, daß man die kleine Schaluppe des Paketboots ins Meer lassen sollte, und erklärte, daß sie entschlossen sei, auf diesem gebrechlichen Fahrzeuge eine Landung zu versuchen. Lange weigerte sich der Kapitän; allein es gehört zum Charakter der Prinzessin, sich in ihren Vorsätzen nach Maßgabe des Widerstandes, den sie antrifft, zu bestärken. Selbst befahl sie also, daß man die Schaluppe ins Meer lassen sollte. Der Kapitän konnte von jetzt an nur gehorchen: die Herzogin hatte das Fahrzeug befrachtet; es gehörte also ihr. Außerdem war der Beweggrund, den sie anführte, heilig zu nennen; sie sagte nämlich, daß, da sie selbst die Stunde der Insurrektion angeordnet hätte, so dürfe sie nicht fehlen, sich nicht, aus Furcht vor einer zwar großen, doch nicht unübersteiglichen Gefahr, der Schande aussetzen, den Thron ihres Sohnes und das Leben Derjenigen, die sich ihr aufopfern wollten, preisgegeben zu haben.

Der Kapitän ließ also die Schaluppe in Bereitschaft setzen. Mit der Prinzessin bestiegen zwei Männer dieselbe: der Herr von Menard und der General von Bourmont. Die Ruderer nahmen ihre Sitze ein, und das kleine Fahrzeug versank in dem Augenblick, wo es sich vom Dampfboot trennte, zwischen zwei Wasserbergen und kam auf dem

Gipfel einer Woge, wie eine Schaumflocke, wieder zum Vorschein.

Es war ein Wunder, daß ein so gebrechliches Fahrzeug drei Stunden hindurch einem so heftigen Meere widerstehen konnte. Die Herzogin war unter diesem Umstande, was sie in einer wirklichen Gefahr immer ist: ruhig und fast lustig. Sie gehört zu den schwachen Organisationen, welche ein Hauch beugen zu können scheint, die aber gleichwohl ihr volles Leben nur in einem Sturm empfinden, dieser gehe vor in den Lüften, oder in ihrem Herzen.

Endlich warf die Barke ihre Passagiere an eine von den Küsten der Rhede, ohne daß sie es gewahr wurden; denn es fing an Nacht zu werden. Da sie es nicht wagten, irgend ein Haus zu betreten, so beschlossen sie, die Nacht an dem Orte zuzubringen, wo sie sich gerade befanden. Die Prinzessin hüllte sich in einen Mantel und legte sich nieder unter einen Felsen. Hier schlief sie ein, bewacht von den Herren von Menars und von Bourmont, welche bis Tagesanbruch Schildwache standen.

Der erste Blick, den die Morgendämmerung auf die Stadt zu werfen erlaubte, verkündigte der Prinzessin, daß ihre Instruktionen waren befolgt worden: die weiße Fahne auf der St. Lorenz-Kirche ersetzte die dreifarbige, und zu eben der Zeit erschütterte das Sturmläuten der alten Kirche die Luft gar heftig. Es bedurfte fast der physischen Gewalt, um die Herzogin zurückzuhalten; denn sie wollte Marseille betreten. Herr von Bourmont und Herr von Menars gewannen endlich so viel, daß sie sich entschloß, zu

warten. Bald sah man einen sehr beträchtlichen Schwarm auf der Erhöhung von la Tourette sich drängen, der das Dampfschiff Carlo Alberto zu erspähen bemüht war; denn in der Stadt war absichtlich das Gerücht verbreitet worden, daß dies Schiff die Prinzessin und Herrn von Bourmont am Bord habe, und daß die Regentin und der Marschall willens wären, der legitimistischen Bewegung, die ihren Anfang genommen hatte, zu Hülfe zu kommen.

Um 8 Uhr hörte man in allen Abtheilungen der Stadt General-Marsch schlagen. Dieser Lärm dauerte bis 11 Uhr, ohne daß irgend ein Feuergewehr sich darein mischte; und von jetzt an wurde Alles ruhig. Um 9 Uhr bereits hatte die dreifarbige Fahne ihren Platz auf der St. Lorenz-Kirche wieder eingenommen; und um Mittag zerstreute sich der auf der Esplanade von la Tourette versammelte Schwarm auf den Anblick der National-Garde und der Linien-Truppen, deren Waffen und Uniformen die Prinzessin auf der Terrasse glänzen sah.

Um 2 Uhr Nachmittags lief eine bewaffnete Fregatte aus dem Hafen mit vollen Segeln und mit entfalteter dreifarbiger Flagge; sie eilte los auf das Dampfboot, das man in einer Entfernung von vier franz. Meilen, gleich einer ausgesetzten Tonne, auf den Wogen treiben sah. Auf diesen Anblick gerieth der Carlo Alberto in Unruhe, schlug den Weg ein, den er gekommen war und verschwand nach Toulon zu.

Alle diese Zeichen waren unglückweissagend.

Länger an dem Orte zu bleiben, wo sich die Herzogin und ihre beiden Begleiter befanden, würde unverständig gewesen seyn. Herr von Bourmont schlug also Ihrer

Königlichen Hoheit vor, sich in eine Hütte zurückzuziehen, die man in einiger Entfernung bemerkte, während er auf Entdeckung ausgehen wollte. Diese Hütte gehörte einem Kohlenbrenner.

Herr von Bourmont kam gegen 4 Uhr zurück, und Folgendes war, was er in Erfahrung gebracht hatte: Die ganze Nacht vom 29sten bis 30sten war die Stadt von legitimistischen Schwärmen durchzogen worden, welche eine weiße Fahne trugen und „Es lebe Heinrich der Fünfte!“ riefen.

Um 3 Uhr hatten sich einige Bewaffnete vor der St. Lorenz-Kirche gezeigt, sich die Schlüssel derselben ausliefern lassen und die weiße Fahne aufgepflanzt.

Andere hatten sich nach la Patache und nach der Kommandantur begeben, die dreifarbige Fahne abgerissen und sie durch den Koth gezogen; die stärkste Schaar aber war nach dem Posten des Justiz-Palastes hingezogen unter dem Geschrei: Es lebe die Linie! Es lebe Heinrich der Fünfte!

Ein Unter-Lieutenant des 13ten Linien-Regiments, der sich daselbst befand, forderte den Schwarm auf, sich aus einander zu begeben, und auf die Weigerung desjenigen, der sein Anführer zu seyn schien — es war der Oberst von Lachaud — hatte er diesen beim Kragen gefaßt und nach einem lebhaften Kampf in die Wache geschleppt. Jetzt hatte sich ein Rette sich, wer da kann! vernehmen lassen und inmitten des Ausreißens waren noch drei andere Personen verhaftet worden: die Herren Decandolle, Laget de Porto und Chevalier.

Das von dem großen Haufen an den Tag gelegte

patriotische Gefühl, so wie die geringe Sympathie, welche die legitimistische Demonstration geweckt hatte, waren eine schlechte Vorbedeutung für den Fortgang des Unternehmens; kaum zweihundert Karlisten hatten Theil genommen an den Marseiller Bewegung, obgleich die Stadt sechs bis acht Tausend derselben in sich schloß. Es war nur allzu wahrscheinlich, daß sich die übrigen Städte des Süden nicht erheben würden, wenn Marseille, ihre Königin, nicht das Beispiel gab. In dem kleinen Rath der Prinzessin war also sehr ernstlich die Rede davon, was zu thun sei? Ein Beschluß, wie er auch ausfallen mochte, mußte gefaßt werden; denn, die Lage war bedenklich und jeder Augenblick machte dieselbe gefährlicher. Zu noch größerem Unglück schnitt das Verschwinden des Carlo Alberto den Rückzug zu Wasser ab. Es blieben nur zwei Auswege übrig: man mußte das Land, welches der Rhone-Fluß von den Alpen sondert, durchlaufen und sich in Piemont niederlassen, oder man mußte, das Auge auf den Westen gerichtet, Frankreich fast in seiner ganzen Breite durchwandern und sich in die Vendee werfen. Dieser letzte Entwurf, wie gefährlich auch die Ausführung desselben seyn mochte, hatte mindestens die Möglichkeit des Gelingens für sich; und gerade deßhalb wurde er von der Prinzessin angenommen. Sie erklärte, daß, da sie sich einmal in Frankreich befände, sie das Land nicht wieder verlassen wollte, und mit der Raschheit, die ihren Beschlüssen eigen ist, gab sie den Befehl zur Abreise; sie wollte selbst die Dunkelheit der Nacht benutzen, um auf der ersten Station so weit zu kommen, als es nur möglich seyn werde. Man hatte weder Pferd, noch Maulthier, noch Wagen; doch die Prinzessin erklärte,

daß sie sehr wohl zu Fuße fortkommen werde. Es bedurfte nur eines Führers. Dazu gab sich der Kohlenbrenner her, und die Herzogin antwortete ihm nur durch den Befehl, sich sogleich in Bewegung zu setzen.

In der Umgegend von Montpellier hatte die Herzogin einen Freund, auf dessen Ergebenheit sie rechnen konnte. Die Aufgabe war, bis zu ihm zu gelangen; denn es ließ sich annehmen, daß die Heerstraßen bewacht seyn würden, und eine Frau und zwei Männer vom Schlage der Prinzessin und ihrer beiden Gefährten konnten weder bei Tage noch bei Nacht zu Fuße gehen, ohne die Aufmerksamkeit der Polizei auf sich zu ziehen. Die Herzogin fragte demgemäß ihren Führer, ob er den Weg durch das Gebirge kenne, und als er diese Frage bejahet hatte, sagte sie bloß: „Treten wir die Reise an!"

Die kleine Schaar entfernte sich vom Ufer. Die Nacht war dunkel; man erkannte Marseille am andern Ende des Golfs nur an seinen tausend Lichtern, welche Sterne zu seyn schienen. Von einer Zeit zur andern erhob sich Lärm in der beunruhigten Stadt, und ein niedriger und feuchter Wind brachte ihn zu den Ohren der Reisenden. Die Herzogin wendete sich um, warf einen letzten Blick auf ihre verschwundene Hoffnung und setzte mit einem Seufzer ihre Wanderung fort. Diese Zeichen des Bedauerns hielten indeß nicht lange vor; denn kaum hatte sie Marseille aus dem Auge verloren, als sie alles vergessen zu haben schien und nur auf den Weg bedacht war. Allerdings häuften sich die Schwierigkeiten, je weiter man vordrang. Die Nacht war so dunkel, daß man den Fuß auf gut Glück fortbewegte. So verstrichen fünf Stunden. Jetzt machte

der Führer Halt. Jede Spur von Fußsteig war verschwunden. Man befand sich mitten unter Felsen, welche mit Wurzeln verbutteter Oelbäume besäet waren. Der Führer gab sichtbare Zeichen von Unschlüssigkeit. Gedrängt von den Reisenden, gestand er, daß er sich von dem Wege entfernt habe, welchem zu folgen die Dunkelheit ihm hinderlich gewesen, und daß er durchaus nicht wisse, wo man sich befinde. Er bat um die Erlaubniß, sich orientiren zu dürfen, und versprach, zurückzukommen, sobald er den rechten Weg aufgefunden haben würde. Dieser Mensch konnte jedoch ein Verräther seyn, der die Herzogin und ihre Gefährten absichtlich irre geleitet hatte, um sie desto sicherer auszuliefern. Herr von Bourmont widersetzte sich also seinem Vorschlage; und die Prinzessin war so müde geworden, daß sie nicht weiter konnte. In der letzten Nacht hatte sie bereits das Beiwachts-Leben versucht. Sie hüllte sich in ihren Mantel, legte das Haupt auf einen Bündel, welcher Kleidungsstücke enthielt, und schlief so ruhig ein, als ob sie sich in den Tuilerien befunden hätte. Während dieser Zeit bewachten ihre Gefährten nicht bloß die Herzogin, sondern auch den Führer.

Die Prinzessin erwachte mit Tagesanbruch. Auf den ersten Sonnenstrahl war der Führer seines Irrthums inne geworden. Um volle zwei franz. Meilen hatte er sich von dem Fußsteig entfernt, den er verfolgen sollte; und um denselben wieder zu gewinnen, mußte man eine Meile offenen Landes zurücklegen, wo man Gefahr lief, erkannt und festgehalten zu werden. Die Herzogin entdeckte hierauf, in der Entfernung von einigen hundert Schritten, ein Landhaus, und fragte, wem dasselbe angehöre. — „Einem

wü-

wüthenden Republikaner," erwiederte der Führer, „und was noch schlimmer ist, der Mann ist Maire der Gemeinde von C..." — Gut, sagte die Herzogin; ich will zu ihm geführt seyn. — Ihre Gefährten konnten ihr Erstaunen nicht verbergen.

„Meine Herren," sagte sie mit derjenigen Stimme, welche sie annimmt, sobald ihr Entschluß gefaßt ist, und ohne jenen Zeit zum Reden zu gestatten, „der Augenblick ist gekommen, wo wir uns trennen müssen; denn für jeden Einzelnen von uns ist weniger Gefahr vorhanden, als für uns Alle, wenn wir beisammen bleiben. — Herr von Bourmont, ich werde Ihnen meine Befehle zu Nantes zukommen lassen; erwarten Sie mich dort. Herr von Menars, gehen Sie nach Montpellier; dort werden Sie erfahren, wo ich bleibe. Adieu, meine Herren; gute Reise; Gott nehme Sie in seine Obhut." — So reichte sie ihnen die Hand zum Kuß, und nahm Abschied.

Beide zogen sich auf der Stelle zurück; denn Beide wußten, daß sich nichts einwenden ließ, wenn die Herzogin aus diesem Tone sprach.

Allein gelassen, erneuerte sie den Befehl, daß der Führer sie zu dem Maire bringen sollte. Eine Viertelstunde darauf wurden sie in den Saal geführt, und dem Eigenthümer die Anzeige gemacht, daß eine vornehme Dame ihn in einer vertrauten Unterredung zu sprechen wünsche. Der Maire erschien nach zehn Minuten. Die Herzogin ging muthig auf ihn zu.

„Mein Herr," sagte sie zu ihm, „Sie sind ein Republikaner, ich weiß es; doch für eine Geächtete giebt es

keine Meinung. — Ich bin die Herzogin von Berri, und bitte Sie um ein Asyl."

— Mein Haus steht zu Ihren Diensten, gnädige Frau! —

„Ihre Lage setzt Sie in den Stand, mir einen Paß zu verschaffen, und ich habe in dieser Beziehung auf Sie gerechnet."

— Ich werde Ihnen einen solchen verschaffen. —

„Morgen muß ich mich in die Umgegend von Montpellier begeben; werden Sie mir dazu behülflich seyn?"

— Ich selbst werde Sie dahin bringen. —

„Jetzt, mein Herr," fuhr die Herzogin fort, indem sie ihm die Hand reichte, „lassen Sie mir ein Bette anweisen, und Sie werden sehen, daß die Herzogin von Berri ruhig in dem Hause eines Republikaners schläft!"

Am folgenden Tage Abends war die Prinzessin in der Nähe von Montpellier; sie hatte die Reise auf dem Bankwagen des Maire gemacht, dicht neben ihm sitzend.

Sobald Herr von Menars wieder zur Herzogin gestoßen war, beschäftigte man sich mit den Vorbereitungen zur Abreise. Die Herzogin und Herr von Menars bestiegen die Kalesche; der Marquis von L... hüllte sich in einen Kutschermantel, und setzte sich auf den Bock; und die Reisenden, versehen mit guten Pässen, schlugen die Heerstraße ein, welche von Montpellier nach Carcassonne führt. Einen ganzen Tag mußte man sich in Toulouse aufhalten, und sich von dieser Stadt aus über Bordeaux nach einem in der Umgegend von St. Jean d'Angéli gelegenen Schlosse begeben, das einem Freunde des Marquis von L... gehörte, für dessen Ergebenheit dieser einstand, obwohl er nicht

benachrichtigt war von dem Besuch, der ihm bevorstand. Von diesem Schlosse aus sollte die Herzogin die Legitimisten der Hauptstadt von ihrer Ankunft unterrichten und ihre ersten Proklamationen in die Vendee schleudern.

Die Ungestörtheit, womit man den Weg von Montpellier nach Toulouse zurücklegte, machte die Herzogin so sicher, daß sie, nach ihrer Ankunft in der letztern Stadt, beschloß, den Ruhetag, den sie daselbst zubringen mußte, zum Empfange solcher Personen zu benutzen, die ihr notorisch ergeben waren — gerade wie sie es auf ihrer Reise im Jahre 1828 gehalten hatte. Demgemäß ließ sie etwa fünf und zwanzig Personen ankündigen, daß sie angelangt wäre, und ihnen zugleich sagen, daß sie von 3 bis 8 Uhr zu ihrem Empfange bereit seyn werde.

Dieser Empfang fand mit derselben Ruhe, ja, ich möchte sagen, mit derselben Oeffentlichkeit Statt, als ob er in den Tuilerien erfolgt wäre.

Dies beruhete auf einem besonderen Umstande.

Die Herzogin hatte, wie bemerkt worden ist, die entschiedensten Legitimisten von Toulouse von ihrer Ankunft und von ihrer Absicht, sie bei sich zu empfangen, benachrichtigen lassen. Inzwischen befand sich unter diesen ein altes Fräulein von so arger Geschwätzigkeit, daß die Herzogin es für eine von der Klugheit vorgeschriebene Pflicht hielt, diese Person von dem Empfange auszuschließen. Das arme Fräulein erfuhr durch eine Freundin, die es für benachrichtigt hielt, wie sie es selbst war, sowohl die Ankunft als die Einladungen der Herzogin. Bis um 4 Uhr harrte sie darauf, daß die ihrige nicht ausbleiben würde; sobald jedoch diese Stunde geschlagen hatte, betrachtete sie das

absichtliche Vergessen, dessen Gegenstand sie war, als eine abscheuliche Demüthigung; und indem die Arme sich nicht länger halten konnte, begab sie sich auf den besuchtesten Spaziergang von Toulouse, wo sie alle ihre Bekannte zu Richtern über ihre Beschwerden gegen die Herzogin von Berri machte, die, obgleich von ihrer Ergebenheit überzeugt, bei ihrer Anwesenheit sie nicht zum Empfang eingeladen habe.

Diese Einzelheiten, deren Aechtheit wir verbürgen, scheinen fabelhaft in einem Lande, wo die geheimen Fonds sich auf drei Millionen belaufen.

Die Herzogin reisete in derselben Nacht von Toulouse ab, setzte ihre Fahrt auf einer offenen Kalesche fort und langte in Bordeaux an, wo sie zur Nacht blieb und mehre Personen ihrer Parthei bei sich empfing. Am nächsten Tage trat sie ihre Reise von neuem an; da jedoch auf allen Brücken der Stadt eine gute Wache befindlich war, so miethete sie einen Fischerkahn, fuhr die Garonne herab, stieg unterhalb Lublac ans Land und begab sich nach Blaye, wo sie die Nacht zubrachte und einige Besuche empfing. Am folgenden Tage begab sie sich wiederum auf Reisen, nicht auf einem Wagen, sondern auf einem Esel. — Ja, auf einem Esel! Ist dies nicht eine vollständige Epopöe? In keinem Falle ist es eine gewöhnliche Erscheinung, daß eine junge Frau, so gebrechlich und so zart, und früher den Stufen des Thrones so nahe, auf einem armseligen Esel reitend, frohen Herzens auf die Eroberung der Königskrone für ihren Sohn auszieht! Die Herzogin ritt längs der Zitadelle von Blaye, welche späterhin so verhängnißvoll für sie werden sollte, um auf dem kürzesten

Wege auf ein Schloß zu kommen, das von einem ihrer Freunde bewohnt wurde; denn dieses Ausdrucks bediente sie sich stets, wenn sie von den Ihrigen sprach. Auf dieser Reise war sie nur von dem Herrn von Menars und von dem Herrn von L... begleitet, der ihr als Führer diente.

Am Abend desselben Tages, um 11 Uhr Nachts, hielt die armselige Karavane vor dem Gitter eines Schlosses. Der Marquis von L... zog die Klingel mit der Heftigkeit eines Mannes, der nicht lange warten will. Diese Heftigkeit und die Stunde, wo das Anziehen der Klingel erfolgte, brachten den Eigenthümer in Person herbei. — „Ich bin es, von L...,“ sagte der Marquis, indem er ihn erkannte; „öffne aufs Schleunigste; ich bringe Ihre Königl. Hoheit die Frau Herzogin von Berri!“ —

Der Herr des Schlosses trat einen Schritt zurück.

— Die Frau Herzogin von Berri! — sagte er, ganz verdutzt.

„Ja, sie selbst; öffne!“

— Aber weißt du denn nicht, daß ich zwanzig Personen bei mir habe? daß diese zwanzig Personen, in der gegenwärtigen Zeit, im Saal sind und ...

„Mein Herr,“ sagte hierauf die Herzogin von Berri, indem sie ihren Esel vorgehen ließ, „haben Sie in der Welt denn nicht eine Kousine, welche funfzig Meilen von hier wohnt?“

— Ja, Madame. —

„Nun wohl! machen Sie auf, und stellen Sie mich Ihren zwanzig Personen als Ihre Kousine vor.“

Hierauf gab es keine Antwort. Auch öffnete der Herr

des Hauses, dessen Bedenklichkeiten sich nur auf die Herzogin bezogen, sogleich das Gitter. Die Herzogin stieg ab von ihrem Esel, gab ihren Arm dem neuen Wirth und näherte sich dem Hause.

Inzwischen hatten sich, während der Eigenthümer des Schlosses sich entfernt hatte, das Gitter zu öffnen, die im Saal befindlichen zwanzig Personen in ihre Zimmer zurückgezogen; und als die Herzogin mit den Herren von Menars und von L... eintrat, fand sie nur die Frau vom Hause mit zwei bis drei anderen Personen. Die Vorstellung war also nicht mit Verlegenheiten verbunden.

Am nächsten Tage kam die Herzogin zum Frühstück. Es mußte eine zweite Vorstellung ausgehalten werden; doch die Prinzessin spielte ihre Kousinen-Rolle so gut, daß über sie kein Zweifel entstand. Der Zufall hatte gewollt, daß von allen im Schloß versammelten Personen keine einzige die Herzogin kannte.

Nächsten Sonntag erschien der Pfarrer der kleinen Gemeinde von S..., zu dessen Kirchspiel das Schloß gehörte, wo die Herzogin sich niedergelassen hatte, alter Gewohnheit gemäß, um das Frühstück bei seinem Pfarrkinde einzunehmen, das ihm, wie seinen übrigen Gästen, die Herzogin als seine Kousine vorstellte. Der Pfarrer näherte sich Ihrer Königl. Hoheit, um sie zu begrüßen, und blieb mitten in seiner Begrüßung mit einer solchen Miene von Verdutztheit stecken, daß die Prinzessin sich nicht enthalten konnte, laut aufzulachen.

Dieser brave Mann war selbst der Herzogin von Berri vorgestellt worden, die er nach ihrer Ankunft zu Rochefort

im Jahre 1828 bekomplimentirt hatte; er erkannte sie also wieder.

„Was ist denn so Absonderliches in der Gestalt meiner Kousine, Herr Pfarrer, daß Sie davon so ergriffen sind?“ fragte der Schloßherr.

— Das rührt daher, — antwortete der Pfarrer stammelnd, — daß Madame — Ihre Kousine — oh! das ist zum Erstaunen —

„Was ist denn zum Erstaunen?“ sagte die Herzogin, welche ihre Freude an der Verlegenheit des guten Pastors hatte.

— Das, — erwiederte dieser, — daß Ew. Königl. Hoheit der Kousine des Herrn — ich will sagen, daß die Kousine des Herrn Ewr. Königlichen Hoheit so ähnlich ist. Die Wahrheit zu gestehen, ich habe Sie gehalten für — und noch jetzt möcht' ich darauf schwören, daß ...

Die Herzogin lachte aus voller Brust; man rief zum Frühstück.

Die Herzogin befand sich dem Pfarrer gegenüber, welcher, besessen von seiner fixen Idee, über ihren Anblick das Essen vergaß, oder, wenn man ihn aufmerksam machte auf seine Zerstreutheit, maschinenmäßig die Gabel zum Munde führte und sie gleich darauf wieder niederlegte auf seinen Teller und ausrief: „Es ist unglaublich — niemals hat man eine größere Aehnlichkeit gesehen.“

Die Herzogin blieb auf diese Weise neun Tage in diesem Schlosse, ohne erkannt, ohne beunruhigt zu werden. Von hier aus schrieb sie nach Nantes und verschiedenen anderen Richtungen des Westen; von hier aus unterrich-

tete sie ihre Freunde im Süden von dem Zustande der Dinge in der Vendee, bittend, daß sie nicht die Hoffnung aufgeben und sich genau nach den Instruktionen richten möchten, die sie ohne Zeitverlust erhalten würden. Die Herzogin gab ihnen zugleich Nachricht von der glücklichen, wenngleich beschwerlichen Reise, die sie zurückgelegt hatte. Auch nach Paris schrieb sie an die Häupter der Legitimisten, um ihnen Kundschaft zu geben von ihrer nahen Ankunft in der Vendee, und um ihnen anzuzeigen, daß sie nach kurzer Zeit die von ihr getroffenen Anordnungen vernehmen würden.

Dies Schreiben, das wir nicht wörtlich anführen, war fast in denselben Ausdrücken abgefaßt, wie der Brief, den sie unter dem 15. Mai an den Marquis Coislin richtete und dessen Inhalt hier folgt:

„Mögen meine Freunde sich beruhigen: ich bin in Frankreich und werde bald in der Vendee seyn. Von da aus werden Ihnen meine definitiven Befehle zukommen; Sie werden sie den 25sten dieses Monates erhalten. Halten Sie sich also in Bereitschaft. Im Süden ist ein Mißgriff und ein Irrthum vorgegangen; ich bin zufrieden mit seiner Stimmung; er wird sein Versprechen halten. Meine getreuen Provinzen im Westen werden dem ihrigen nicht ungetreu. In kurzer Zeit wird Frankreich aufgefordert werden, seine alte Würde und sein früheres Glück zurückzunehmen. Den 15. Mai. M. K. R."

An dies Schreiben schloß sich eine Note an, welche die verabredeten Namen enthielt, unter welchen sich diese Freunde verbergen und mit ihren Mitverschwornen Briefe wechseln sollten.

An demselben Tage richtete sie an den Herrn Guibourg, (Pascal) den Befehl zur Ergreifung der Waffen; und gleichzeitig ließ sie eine Proklamation verbreiten, welche folgendermaßen abgefaßt war:

Proklamation

der Herzogin von Berri, Regentin Frankreichs.

„Vendeer, Bretagner, Bewohner der treuen Provinzen des Westen.

„Seitdem ich im Süden gelandet bin, hab' ich kein Bedenken getragen, Frankreich zu durchreisen, um ein heiliges Versprechen zu erfüllen: das Versprechen, zu meinen tapferen Freunden zu stoßen und ihre Gefahren und Mühen zu theilen.

„Endlich befind' ich mich unter diesem Volk von Helden. Ein neues Glück bietet sich für Frankreich dar. Ich stelle mich an eure Spitze, überzeugt, daß ich mit solchen Männern siegen werde.

„Heinrich der Fünfte ruft euch herbei; seine Mutter, Regentin Frankreichs, weiht sich eurem Glücke. Eines Tages wird Heinrich der Fünfte euer Waffengefährte werden, wenn der Feind unsere getreuen Länder bedrohen sollte.

„Wiederholen wir unseren alten und unseren neuen Ruf:

„Es lebe der König! Es lebe Heinrich der Fünfte!"

Marie Karoline.

Königliche Druckerei Heinrichs des Fünften.

Indeß täuschte sich die Herzogin auf das vollständigste, nicht bloß über die Stimmung, sondern auch über den Geist des Westen; sie verglich diese Provinzen mit denen des Süden, welche eine Proklamation in Aufstand bringt und ein Unfall zu Boden schlägt. Die Vendee ist ernst, frostig und schweigsam: von ihren Kindern wird jeder Entwurf langsam und bedächtig erörtert und die Möglichkeit glücklicher und unglücklicher Erfolge reiflich erwogen. Scheint der glückliche Erfolg den Ausschlag geben zu müssen, dann schlägt der Vendeer ein, sagt Ja! und stirbt, wenn es seyn muß, um sein Versprechen zu halten. Doch gerade, weil er weiß, daß Ja und Nein Lebens- oder Todesworte für ihn sind, so läßt er das Aussprechen derselben an sich kommen.

Demgemäß erhielt die Herzogin, nachdem sie den Oberhäuptern der Vendeer den Befehl, die Waffen aufzunehmen, zugesendet hatte, selbst von Denjenigen, in welche sie das stärkste Vertrauen setzte, nur solche Antworten, die gegen alle ihre Erwartungen waren. Von den zwölf Chefs, welche die zwölf Divisionen, deren Ober-General Charette war, befehligen sollten, protestirten sieben im Namen ihrer Leute, schickten diese in ihre Heimath zurück, und erklärten, daß, da ihr Blut der Herzogin gehöre, sie allerdings bereit wären, es persönlich für dieselbe zu verspritzen, daß sie jedoch vor Gott und vor Menschen nicht die fürchterliche Verantwortlichkeit auf sich nehmen wollten, ihre Bauern zu einem Unternehmen fortzureißen, welches immer nur zu einem blutigen Handgemenge führen könnte, weil die Vendee, ihren eigenen Kräften überlassen, keine

andere Aussicht hätte, als den Bürgerkrieg über vier bis fünf Departements auszudehnen, ohne ihn dem übrigen Frankreich einimpfen zu können. Die, welche sich auf diese Weise von der Sache der Herzogin lossagten, wurden Pancalliers genannt; diese Benennung führt im Lande ein Kohlstrauch, welcher plötzlich zu drei bis vier Fuß aufschießt und dann ohne Frucht bleibt.

Herr von Coislin selbst, dessen Verheißungen die Herzogin in die Lage gebracht hatten, worin sie sich befand, vermochte über die Häupter eben so wenig auszurichten, als la Charette, unter dessen Befehlen sie standen. Den schlagendsten Beweis davon enthält eine Denkschrift, welche die Prinzessin den 17. Mai erhielt, nachdem sie Tages zuvor in der Vendee angelangt war.

Die Herzogin hatte inzwischen alles aufs Spiel gesetzt, und entschlossen, das Aeußerste zu versuchen, antwortete sie Herrn von Coislin, wie folgt:

„Ich habe alle Ursache, mich über die Nachrichten zu betrüben, die Sie mir in Ihrer Denkschrift mitgetheilt haben. Sie werden sich, mein Herr, des Inhalts Ihrer früheren Mittheilungen erinnern. Diese, so wie eine Pflicht, die ich für heilig halte, haben mich bestimmt, der anerkannten Redlichkeit dieser Provinzen zu vertrauen. Wenn ich am 21sten d. M. den Befehl zur Ergreifung der Waffen gab, so geschah es, weil ich ihrer Theilnahme gewiß zu seyn glaubte, so wie in Folge der positiven Berichte aus dem Süden und von verschiedenen anderen Punkten Frankreichs. Ich würde meine Sache für verloren halten, wenn ich genöthigt würde, das Land zu verlassen; und

dahin müßte es kommen, wenn die Ergreifung der Waffen nicht auf der Stelle Statt fände. Mir würde also nichts weiter übrig bleiben, als fern von Frankreich darüber zu seufzen, daß ich zu viel gerechnet auf die Verheißungen Derer, denen zu gefallen ich allen Gefahren getrotzt habe, um meine eigenen zu erfüllen. Ich gestehe, daß, da ich der Einsicht des Herrn Marschalls beraubt bin, es mir sehr viel kostet, einen solchen Entschluß ohne ihn zu fassen. Doch ich bin gewiß, daß er sehr bald auf seinem Posten seyn wird, wenn er ihn nicht bereits angetreten hat. Gern hätte ich seinen Rath durch den Ihrigen ersetzt; allein es gebrach mir dazu an Zeit, und ich habe an Ihre Ergebenheit und Ihren Eifer appelliren müssen. Der durch ganz Frankreich versendete Befehl, den 24sten dieses Monats die Waffen zu ergreifen, bleibt demnach vollziehbar für den Westen. Jetzt, mein Herr, bleibt mir nichts weiter übrig, als Ihre Aufmerksamkeit auf das Heer zu richten; denn, da nur dieses unsere Erfolge sichern kann, so wird es nöthig, von allen möglichen Mitteln der Verführung Gebrauch zu machen. Sie werden also dafür Sorge tragen, daß meine Proklamationen und Ordonnanzen zwei Tage vorher verbreitet werden. Nicht eher werden Sie denselben entgegen handeln, als bis Sie alle Verführungsmittel angewendet haben. Dies ist mein unumstößlicher Wille."

N. S. „Ich ersuche Sie, dies Schreiben sobald als möglich an Diejenigen gelangen zu lassen, welche das mir von Ihnen zugesendete Schreiben unterzeichnet haben. Nicht nöthig hab' ich, Ihnen, Herr Marquis, zu sagen, wie sehr ich auf Ihre Ergebenheit rechne; Sie haben mir davon

so viele Beweise gegeben, und in diesem entscheidenden Augenblick ist sie mir nothwendiger, als je.

Vendee, den 28. Mai 1832.

Marie Karoline,
Regentin Frankreichs.

Man sieht aus diesem Schreiben, wie sehr die Herzogin darauf rechnete, daß das Heer sich für sie erklären werde. Unstreitig waren allerlei Versuche zur Erreichung eines so wesentlichen Endzwecks gemacht worden; da diese Versuche jedoch fehlgeschlagen waren, so konnten nur Mißgriffe aller Art die Folge davon seyn.

Am 15. Mai, um 11 Uhr Vormittags, hatte die Herzogin das Schloß verlassen, wo sie so viel Gastfreundschaft gefunden hatte; sie hatte die Vendee betreten. Herr von Charette erwartete sie in der Umgegend von Montaigu; und um diesen Punkt zu erreichen, mußte sie den Ueberrest des Tages und die ganze Nacht wandern. Auf der Mitte des Weges sollte sie bei einem Pfarrer einkehren, der von diesem Chef vorbereitet war und als ein der Parthei der Herzogin durchaus ergebener Mann die Verbindlichkeit übernommen hatte, sie sicher an den Ort der Zusammenkunft zu bringen. Gegen 8 Uhr Abends langte die Herzogin bei ihm an; sie war nur begleitet von ihrem Führer, weil sie befürchtet hatte, daß ein stärkeres Gefolge Argwohn erregen würde. Von diesem Orte aus hatte sie noch sieben franz. Meilen zurückzulegen.

Gleich nach dem Abendessen bat die Herzogin den Pfarrer, die für ihre Abreise nöthigen Befehle zu ertheilen, während sie ihrerseits Vorkehrungen treffen würde.

Beides war bald vollbracht, und als der Pfarrer eine Viertelstunde darauf in das Zimmer der Herzogin zurückkehrte, um ihr zu sagen, daß das Pferd gesattelt wäre, fand er sie verkleidet in dem vollständigen Anzug eines jungen Bauers, der ihr das Ansehen eines Achtzehnjährigen gab: ihre blonden Haare waren gänzlich unter eine braune Perücke versteckt.

Der Geistliche rief seinen Taufpathen, einen jungen Burschen von 16 Jahren, und indem er ihm die Herzogin zeigte, sagte er blos die Worte: „Hier ist ein junger Mann, der hinter dir aufsitzen wird; er muß nach ... geführt werden.

Der kleine Bauerjunge warf einen flüchtigen Blick auf denjenigen, der seiner Obhut anvertraut wurde, und sprach nur die Worte:

„Nun wohl, Herr Pfarrer, man wird sich dahin begeben."

Die Prinzessin nahm Abschied von dem Pfarrer, und stieg hinter ihrem Führer auf, der das Pferd sogleich in Trab brachte.

Der Weg wurde zurückgelegt, ohne daß einer von beiden den Mund öffnete, ja, ohne daß der Führer auch nur den Kopf nach seinem Gefährten umwendete. Nach drei Stunden hatte man den Ort der Zusammenkunft erreicht.

Die Herzogin trat in das Haus, wo sie erwartet wurde, und gab sich zu erkennen. Ohne von ihr Abschied zu nehmen und ohne um eine Belohnung zu bitten, kehrte der kleine Bauerknabe zurück, und langte um 4 Uhr Morgens bei seinem Pfarrer an.

„Nun," fragte dieser, „hast du den jungen Mann an den Ort seiner Bestimmung gebracht?"

— Ja, Herr Pfarrer. —

„Und hast du dafür gesorgt, daß ihm nichts zustoßen konnte?"

— Potz! das war ja der Mühe werth. —

Der junge Bauer hatte die Herzogin im Jahre 1828 gesehen, und sie trotz ihrer Verkleidung wiedererkannt.

In dieser, dem ersten Anschein nach so einfachen und doch so charakteristischen Handlungsweise offenbarte sich das Wesen eines Vendeers aufs Vollständigste: er ist kalt, schweigsam und zur Aufopferung geneigt.

Charette langte zur verabredeten Stunde an. Die Herzogin und er stiegen zu Pferde, um sich in die Umgegend des Sees Grand-Lieu zu begeben. Nach einer Stunde fehlte nicht viel daran, daß ein Zufall den Feldzug beendigte, ehe und bevor er begonnen war.

Beim Uebergang über die Maine unterhalb Remouillé auf einer Brücke, oder vielmehr auf einem von Baumstämmen gebildeten Damm, glitt die Herzogin aus und fiel in diesen kleinen Strom. Charette stürzte sich ihr nach und brachte sie wieder ans Ufer. Doch die Prinzessin, die, wie wir erzählt haben, in Mannskleidern war, hatte nichts bei sich, womit sie wechseln konnte. Dies setzte sie in eine starke Verlegenheit. Glücklicher Weise entdeckte Charette wenige Schritte von da ein Haus. Die Herzogin trat in dasselbe ein, legte ihre Kleider ab, ging stehenden Fußes auf ein Bette los, nahm die Decke ab, hüllte sich in dieselbe und erschien in diesem Aufzuge vor der Hausthüre, um Theil zu nehmen an einer Satte geronnener Milch

und einem Buchweizenbrot, das ihr Reisegefährte sich hatte geben lassen.

Zu Aigrefeuille fand die Prinzessin ihren Frauenzimmer-Anzug und einen Wagen. Sie hüllte sich in den ersten und bestieg den letztern. So fuhr man auf der Heerstraße bis nach Touffon. Hier trat die Prinzessin in ein Haus. Nicht lange darauf kam ein in ihre Kleider gehülltes Frauenzimmer die Treppe herunter und nahm ihren Platz in dem Wagen ein, welcher den Weg nach Nantes fortsetzte; während die Herzogin, angethan mit den Kleidern dieser Frau, einen Seitenweg einschlug und sich ins platte Land verlor. Auf diese Weise hoffte sie ihre Spur für den Fall auszulöschen, daß sie verfolgt würde.

An demselben Tage blieb die Herzogin in einer armseligen Hütte, ganz abgeschieden und verloren. Von hier aus machte sie den Herrn von Bourmont mit ihrem Eintritt in die Vendee bekannt. Dieser befand sich noch nicht zu Nantes, wo er erst den 19ten anlangte, nachdem er über Lyon und Moulins fast ganz Frankreich durchreiset hatte. In dieser Hütte erhielt die Herzogin die Note des Herrn von Coislin und den Besuch des Herrn Guibourg (Pascal).

Während die Herzogin auf diese Weise in der Vendee beschäftigt war, hielten ihre einflußreichsten Freunde in Paris Zusammenkünfte, nicht ohne an dem glücklichen Ausgang des ganzen Unternehmens zu verzweifeln. Um so nothwendiger wurde es denn, sie von der Lage der Dinge durch eine Person zu unterrichten, deren Autorität nicht zweifelhaft wäre. Der Herzog von Fitz-James, — der Vicomte Chateaubriand, — Hyde de Neuville, wurden sämmt-

sämmtlich strenge bewacht von der Regierung, so daß keiner von diesen es wagen durfte, sich nach dem Westen zu begeben. Zuletzt wurde beschlossen, daß der Advokat Berryer unter dem Vorwande eines Prozesses, den er in Vannes zu führen hatte, sich zu ihr begeben sollte, mit einem kurzen Bericht, welcher die hauptsächlichsten Meinungen ihrer Freunde enthielte; denn das Uebrige sollte mündlich hinzugefügt werden. Herr Berryer unterzog sich dieser Sendung, von welcher mit einiger Ausführlichkeit die Rede seyn muß.

(Fortsetzung folgt.)

J. Bapt. Say an Herrn Malthus.

(Fortsetzung.)

Vierter Brief.

Mein Herr!

Ich habe in Ihren Grundsätzen der Staatswirthschaft das gesucht, was die Meinungen des Publikums hinsichtlich der Maschinen, so wie überhaupt hinsichtlich des abkürzenden und auf Zeitgewinn berechneten Verfahrens feststellen könnte, das in den Gewerben die Handarbeit erspart und die Produkte vervielfältigt, ohne die Produktions-Kosten zu vermehren. Ich wünschte, in diesem Ihren Werke etwas von den Prinzipen, etwas von den strengen Schlußformen anzutreffen, welche Ueberzeugung erzwingen, und an welche Ihr Versuch über die Bevölkerung das Publikum gewöhnt hat. Doch hier ist kein Versuch über die Bevölkerung zu entdecken.

Es kommt mir vor (denn ich sehe mich, nachdem ich Ihre Demonstration gelesen habe, bisweilen zur Anwendung dieser Formel genöthigt) es kommt mir vor, als beschränke sich der Vortheil, welchen Sie den Maschinen, so wie überhaupt den zeitersparenden Produktions-Mitteln zugestehen, darauf, daß sie die Produkte in einem so hohen Grade vervielfältigen, daß, selbst wenn der Kaufwerth derselben gesunken ist, die Summe ihres Total-Werths noch

immer diejenige übersteige, welche vor ihrer Vervollkommnung anzutreffen war*).

Der von Ihnen angedeutete Vortheil läßt sich nicht bestreiten; auch hatte man bereits die Bemerkung gemacht, daß der Gesammtwerth der Baumwoll-Waaren, so wie die Zahl der mit diesem Betriebsamkeitszweige beschäftigten Arbeiter, sich seit der Einführung der Beschleunigungsmittel ungemein vergrößert hatte. Eine entsprechende Bemerkung war gemacht worden hinsichtlich der Buchdrucker-Presse, dieser zur Vervielfältigung der Bücher verwendeten Maschine: ein Produkt, das, ohne die Schriftsteller in Anschlag zu bringen, gegenwärtig eine weit größere Anzahl von Betriebsamen beschäftigt, als zu jener Zeit, wo man die Bücher mit der Hand kopirte, und der Summe nach weit mehr bringt, als in jener Epoche, wo die Bücher theurer waren.

Doch dieser Vortheil, wie reell er immer seyn möge, ist zuletzt nur einer von denen, welche die Nationen von

*) „Ist eine Maschine erfunden, die, weil sie Handarbeit erspart, die Waaren käuflicher macht, so ist vermehrte Nachfrage die gewöhnliche Wirkung davon — eine solche Nachfrage, daß der Totalwerth der Waarenmasse, die auf diesem Wege zu Stande gebracht wird, um ein sehr Beträchtliches den Totalwerth übersteigt, welchen dieselbe Waare früher hatte, und daß die Zahl der zu ihrer Herstellung verwendeten Arbeiter eher vermehrt als vermindert wird." Malthus, Grundsätze der Staatswirthschaft, S. 402.

„Dabei müssen wir jedoch eingestehen, daß, wenn Maschinen an die Stelle der Aerme treten, der daraus entspringende Hauptvortheil von der Ausdehnung herrührt, welche der Markt gewinnt, so wie von der Aufmunterung, welche für den Verbrauch daraus hervorgeht. Fällt das Eine und das Andere weg, so ist der Vortheil der Stellvertretung so gut als verloren." S. 412.

der Anwendung der Maschinen gezogen haben. Er bezieht sich nur auf gewisse Produkte, deren Verbrauch einer so starken Ausdehnung fähig ist, daß dadurch die Verminderung des Preises aufgewogen wird, während sich an die Einführung der Maschinen ein Vortheil knüpft, der allen ökonomischen und zeitabkürzenden Verfahren gemein ist: ein Vortheil, den man empfinden würde, auch wenn die Beschaffenheit des Produkts sich nicht mit einem ausgedehnten Verbrauch vertragen sollte; ein Vortheil, der in den Grundsätzen der Staatswirthschaftslehre genau erwogen werden sollte. Sie werden gütig genug seyn, mir zu verzeihen, wenn ich, um mich verständlich zu machen, genöthigt bin, auf einige Elementar-Begriffe zurückzugehen.

Maschinen und Werkzeuge sind, die einen wie die andern, Produkte, die, sobald sie zu Stande gekommen sind, sich in der Klasse der Kapitale aufstellen, und zur Anfertigung anderer Produkte verwendet werden. Der einzige Unterschied, der sich zwischen Maschinen und Werkzeugen wahrnehmen läßt, ist, daß Maschinen zusammengesetzte Werkzeuge, und daß diese einfache Maschinen sind. Da es weder Werkzeuge noch Maschinen giebt, welche Kraft erzeugen, so müssen wir sie noch als Mittel betrachten, welche eine Einwirkung, eine lebendige Kraft, über welche wir verfügen, auf einen Gegenstand übertragen, welcher dadurch modifizirt werden soll. So ist der Hammer ein Werkzeug, mittels dessen wir die Muskelkraft eines Menschen gebrauchen, um, in gewissen Fällen, ein Goldblatt zu verdünnen; und die Eisenhämmer einer großen Schmiede sind auf gleiche Weise Werkzeuge, mittels deren wir einen Wasserfall gebrauchen, um Eisenbarren zu verflachen.

Der Gebrauch einer sich selbst bestimmenden Kraft, welche die Natur uns verliehen hat, raubt einer Maschine nicht ihre Eigenschaft eines Werkzeugs. Die durch die Geschwindigkeit vervielfältigte Schwere, welche die Macht des Hammers eines Goldschlägers bildet, ist nicht minder eine physische Macht der Natur, als die Schwere des Wassers, das von einem Berge herabstürzt.

Was ist unsere ganze Industrie, wofern sie nicht eine mehr oder minder verständige Anwendung der Naturgesetze ist? Bacon sagte: „Indem wir der Natur gehorchen, machen wir uns zu Gebietern über dieselbe.“ Welchen Unterschied bemerken Sie zwischen Stricknadeln und einem Strumpfwirkerstuhl, wenn er nicht darin besteht, daß der letztere ein zusammengesetzteres Werkzeug ist, als die Nadeln, im Uebrigen aber, mit mehr oder minder Vortheil, die Eigenschaften des Metalls und die Macht des Hebels anwendet, um die Kleidungsstücke hervorzubringen, womit wir unsere Beine und Waden bedecken?

Die Frage beschränkt sich demnach darauf: Ist es vortheilhaft für den Menschen, an die Spitzen seiner Finger ein Werkzeug zu bringen, das mächtiger ist, und nicht bloß mehr, sondern auch bessere Arbeit fördert, als ein noch rohes und unvollkommenes Werkzeug, womit er langsamer, mühseliger und schlechter arbeitet?

Ich würde Ihren gesunden Verstand, so wie den unserer Leser, zu beleidigen glauben, wenn ich auch nur einen Augenblick an der Antwort zweifelte.

Die Vollkommenheit unserer Werkzeuge, mein Herr, ist an die Vollkommenheit unserer Gattung geknüpft. Sie ist es, welche den Unterschied bewirkt, den man zwischen

uns und den Wilden der Südsee-Inseln bemerkt, welche Beile von Kiesel und Nähnadeln von Fischgräten gebrauchen. Keinem, der über Staatswirthschaft schreibt, ist es gestattet, die Einführung der Mittel beschränken zu wollen, welche ein glücklicher Zufall, oder das Genie in unsere Hände geben; und dies nur in der Absicht, unseren Werkleuten mehr Arbeit zu erhalten. Er würde sich der Gefahr aussetzen, daß man alle seine Vernunftgründe gebrauchte, um ihm zu beweisen, daß, wenn wir, anstatt in der Zivilisations-Bahn vorzuschreiten, in derselben zurückgehen, wir nach und nach auf die bereits von uns gemachten Entdeckungen verzichten und unsere Gewerbe unvollkommner machen müßten, um, bei Verminderung unserer Genüsse, desto mehr Beschwerde zu ertragen.

Ohne Zweifel ist es mit Unzuträglichkeiten verbunden, von einer Ordnung der Dinge zu einer andern überzugehen, selbst wenn der Uebergang von der schlechteren zur besseren führt. Welcher einsichtsvolle Mann möchte auf Einen Schlag alle die Hemmnisse fortschaffen, welche die Betriebsamkeit zwängen? wer die Zollämter, welche die Nationen trennen, wie nachtheilig sie auch für das Gedeihen derselben seyn mögen? In Fällen dieser Art besteht die Pflicht unterrichteter Personen nicht darin, daß sie Beweggründe zur Entfernung und Verbannung jeder Art von Veränderung unter dem Vorwande der Nachtheile, die sie nach sich ziehen würde, geben; wohl aber darin, daß sie ihre Unzuträglichkeiten würdigen, und die Mittel nachweisen, welche angewendet werden können, um solche Unzuträglichkeiten möglichst zu vermindern und die Annahme einer wünschenswerthen Verbesserung zu erleichtern.

Das Lästige ist hier eine Versetzung des Einkommens, die, wenn sie plötzlich von Statten geht, stets mehr oder minder schmerzlich für diejenige Klasse ist, die ihr Einkommen vermindert sieht. Der Eintritt der Maschinen vermindert (bisweilen, doch nicht immer) das Einkommen derjenigen Klasse, deren Vermögen in körperlichen Fähigkeiten besteht, um das Einkommen einer andern Klasse zu vermehren, deren Vermögen sich in geistigen Fähigkeiten und in Kapitalen darstellt. Mit andern Worten: da die zeitersparenden Maschinen im Allgemeinen zusammengesetzter sind, so fordern sie beträchtlichere Kapitale. Sie nöthigen folglich den Unternehmer, der sie anwendet, zu einem stärkeren Ankauf dessen, was wir **produktive Dienste der Kapitale** genannt haben, und weniger zum Ankauf dessen, was wir **produktive Dienste der Arbeiter** nennen. Da sie, zu gleicher Zeit, für ihre allgemeine und besondere Leitung vielleicht mehr Kombinationen und eine beträchtlichere Aufrechthaltung der Geschäfte erfordern: so nehmen sie mehr von derjenigen Art produktiver Dienste in Anspruch, aus welchen das Einkommen der Unternehmer hervorgeht. Eine Baumwoll-Spinnerei auf kleinem Rade, wie man deren so viele in der Normandie antraf, verdient kaum den Namen eines Unternehmens, während eine Baumwoll-Spinnerei im Großen ein bedeutendes Unternehmen ist.

Doch die wichtigste Wirkung, wenn sie auch vielleicht am wenigsten wahrgenommen werden sollte, welche von der Anwendung der Maschinen und im Allgemeinen von jedem zeitersparenden Verfahren herrührt, ist die Vermehrung des Einkommens, welche daraus für die Konsumenten

ihrer Produkte entspringt: eine Vermehrung, welche Keinem etwas kostet, und welche verdient, daß wir darüber ins Einzelne eingehen.

Würde das Getreide bei uns, wie bei den Völkern der Vorzeit auf Handmühlen gequetscht, so meine ich, daß zwanzig Menschen erforderlich seyn würden, um eben so viel Mehl zu schaffen, als zwei Mahlsteine in unseren Mühlen mahlen können. Diese zwanzig Menschen, in der Umgegend von Paris anhaltend beschäftigt, würden täglich 40 Fr. kosten, und auf 300 Arbeitstage im Jahre, würde

dies kosten	12,000 Fr.
Die Maschine und die Mahlsteine würden ungefähr 20,000 Fr. kosten, wovon der jährliche Zins wäre	1000 —
Für eine solche Unternehmung würden sich wahrscheinlich nicht Leute finden, es sei denn, daß sie jährlich eindrächte	3000 —
Die Art von Mehl, die man durch ein Paar Mahlsteine in einem Jahr erhalten kann, würde sich also durch dieses Mittel belaufen auf ungefähr	16,000 Fr.
Statt dessen kann ein Müller unserer Tage eine Mühle mit einem Rade miethen zu	2000 Fr.
Seinem Müllerburschen bezahlt er . .	1000 —
Ich nehme an, daß er selbst für seinen Verstand und für seine Mühe gewinnt . .	3000 —
Dieselbe Quantität Mehl kann also geschafft werden für	6000 Fr.

anstatt der 16000 Fr., welche sie gekostet haben würde, wenn wir noch das Verfahren der Vorzeit befolgten.

Es kann dieselbe Bevölkerung ernährt werden, weil die Mühle die Quantität des Mehls nicht vermindert; die in der Gesellschaft gewonnenen Vortheile aber reichen aus, um damit neue Produkte zu kaufen: denn von dem Augenblick an, wo für 6000 Fr. Produktions-Kosten bezahlt sind, bleiben noch 6000 Fr. gemachter Gewinne übrig, und die Gesellschaft genießt den wesentlichen Vortheil, daß die Menschen, aus welchen sie zusammengesetzt ist, welches auch ihre Existenz-Mittel, ihr Einkommen sei, sie mögen von ihren Arbeiten, ihren Kapitalen oder ihrem Grundbesitz leben, denjenigen Theil ihres Aufwandes, welcher der Bezahlung der Mehlart geweiht war, in dem Verhältniß von sechszehn auf sechs oder fünf Achtel vermindern können. Wer acht Franken jährlich für seine Nahrung ausgab, giebt nicht mehr als drei aus, was einer Vermehrung des Einkommens gleich kommt: denn die fünf auf einen Gegenstand ersparten Franken haben auf jeden andern verwendet werden können. Hätte eine gleiche Vervollkommung Statt gefunden hinsichtlich aller Produkte, auf welche wir unsere Einkünfte verwenden, so würden diese um fünf Achtel zugenommen haben, und wer 3000 Fr. gewinnt, es sei durch Mehlmachen, oder auf jede andere Weise, würde der Wirklichkeit nach eben so reich seyn, als wenn er deren acht hätte, und wenn die vervollkommneten Verfahren nicht aufgefunden worden wären.

Hierauf hat Herr von Sismondi nicht geachtet, als er folgende Stelle niederschrieb: „So oft," sagt er, „die Nachfrage für den Verbrauch die Hervorbringungsmittel der Bevölkerung übersteigt, ist jede neue Entdeckung in der Mechanik, oder in den Künsten eine Wohltħat für

die Gesellschaft, weil sie die Mittel zur Befriedigung vorhandener Bedürfnisse gewährt. So oft, im Gegentheil, die Produktion völlig ausreicht für den Verbrauch, ist jede ähnliche Entdeckung eine Kalamität, weil sie den Genüssen der Konsumenten nichts weiter hinzufügt, als das Mittel, sie wohlfeiler zu bestreiten, während sie das Leben der Produzenten selbst erdrückt. Es würde etwas Abscheuliches seyn, den Vortheil wohlfeilen Kaufs gegen den der Existenz abzuwägen *)."

Herr von Sismondi schätzt, wie man sieht, den Vortheil des wohlfeilen Kaufs nicht gehörig ab, und merkt nicht, daß das, was man für ein Produkt weniger ausgiebt, für ein anderes in größerer Fülle ausgegeben werden kann, indem man den Anfang mit dem Allerunentbehrlichsten macht.

Bisjetzt läßt sich kein Nachtheil von der Erfindung der Mehlmühlen wahrnehmen; und man entdeckt darin den Vortheil einer Verminderung in dem Preise des Produkts, welche gleich kommt einer Vermehrung des Einkommens für alle diejenigen, welche davon Gebrauch machen.

Doch diese, den Konsumenten verschaffte Vermehrung des Einkommens wird, so sagt man, auf Kosten der neunzehn Unglücklichen erworben, welche die Mühle ohne Arbeit läßt. ... Gerade dies leugne ich. Den neunzehn Arbeitern bleibt ihr Vermögen an industriellen Geschicklichkeiten — dieselbe Kraft, dieselbe Fähigkeit, dieselben Arbeitsmittel, wie zuvor. Die Mühle zieht für sie nicht den Nachtheil nach sich, daß sie ohne Arbeit bleiben; sie brau-

*) S. Nouveaux Principes d'Economie politique, T. II. p. 317.

chen nur eine andere Beschäftigung zu wählen. Mancherlei Umstände bringen denselben Nachtheil zu Wege, ohne dieselbe Entschädigung mit sich zu führen. Eine Mode, welche aufhört, ein Krieg, der den Absatz verhindert, ein Handel, der die Bahn verändert, thun der arbeitenden Klasse hundertmal mehr Abbruch, als jedes neue Verfahren, das man nennen kann.

Ich nehme an, daß man auf seiner Behauptung beharrt, und folglich sagt, „daß die neunzehn müssigen Arbeiter, wenn sie auch Kapitale fänden, um sich einer neuen Betriebsamkeit hingeben zu können, ihre Produkte nicht verkaufen würden, weil die Produkten-Masse der Gesellschaft dadurch würde vermehrt werden, ohne daß die Summe der Einkünfte es zugleich wäre.“ — Man hat also vergessen, daß die Einkünfte der Gesellschaft durch die Thatsache der neunzehn neuen Arbeiter vermehrt sind? Der Lohn ihrer Arbeit ist das Einkommen, welches ihnen erlaubt, das Produkt ihrer Arbeit zu erwerben, oder es gegen jedes andere Produkt gleichen Werthes auszutauschen. Dies ist in meinen früheren Briefen hinlänglich festgestellt worden.

Strenge genommen, bleibt also kein anderer Nachtheil übrig, als daß man genöthigt ist, die Beschäftigung zu verändern. Nun aber sind die Fortschritte, welche in einer besonderen Gattung der Betriebsamkeit gemacht werden, stets der Betriebsamkeit im Allgemeinen günstig. Die Vermehrung des Einkommens, die für die Gesellschaft aus einer Ersparung ihrer Ausgaben entstanden ist, wendet sich anderen Gegenständen zu. Den neunzehn Menschen, welche bisher Korn quetschten, ist eine einzige Verrichtung entzogen worden; doch hundert andere neue Beschäftigungen,

oder hundert andere Ausdehnungen alter Verrichtungen, sind ihnen dafür eröffnet. Zum Beweise will ich nichts weiter geltend machen, als die Vermehrung, welche in den Arbeiten Statt gefunden hat, und die Bevölkerung, die sich allenthalben antreffen läßt, wo die Gewerbe sich vervollkommnet haben. Wir sind allzu sehr gewohnt, die Produkte neuer Verrichtungen zu sehen, als daß wir dadurch nicht verhindert werden sollten, sie zu bemerken. Doch bis zu welchem Grade würden sie die früheren Bewohner Europa's in Erstaunen setzen, wenn sie unter uns wieder aufstehen könnten? Denken wir uns für einen Augenblick, daß Einige von ihnen, und zwar die Aufgeklärtesten — ein Plinius der Aeltere, ein Archimedes — sich in einer unserer neueren Städte umsähen. Würden sie nicht von Wundern umgeben zu seyn glauben? Die Fülle unserer Kristalle und unserer Fensterscheiben, unsere großen Spiegel in ihrer Vielheit, unsere Stadtuhren, unsere Taschenuhren, die Mannichfaltigkeit unserer Gewebe, unsere Eisenbrücken, unsere Kriegs-Maschinen, unsere Seefahrzeuge, würden sie über allen Ausdruck hinaus überraschen. Träten sie vollends in unsere Werkstätte, welche Fülle von Verrichtungen, von welchen sie keine Vorstellung haben konnten! Würden sie es glauben, daß in Europa dreißigtausend Menschen Nacht für Nacht beschäftigt sind, die Zeitungen zu drucken, die man Morgens bei einem Frühstück lieset, das aus Thee, oder Kaffe, oder Chokolate, oder aus andern Nahrungsmitteln besteht, welche ihnen eben so neu seyn würden, als die Zeitungsnachrichten selbst? Zweifeln wir nicht daran, mein Herr: wenn, woran ich festiglich glaube, die Gewerbe sich noch weiter vervollkomm-

nen, d. h. mit geringerem Kostenaufwand mehr hervorbringen, so werden, nach wenigen Jahrhunderten, neue Millionen Menschen Dinge hervorgebracht haben, die in unserem Geiste, wenn wir wieder entstehen könnten, eine Ueberraschung hervorbringen würden, welche wenigstens eben so groß wäre, wie die, welche Archimedes und Plinius bei einem Zurücktritt in unsere Mitte empfinden müßten. Seien wir doch auf unserer Huth, wir Schriftsteller, die wir so viel Papier verbrauchen, um neue Wahrheiten zu verkündigen! Sollten unsere Schriften auf unsere Enkel kommen, so würde diesen die Furcht, welche wir vor Vervollkommnungen hegen, über die sie längst hinausgegangen sind, sehr lächerlich vorkommen. Was vollends die Arbeiter Ihres Landes betrifft, die zugleich so geschickt und so elend sind, so dürften unsere Nachkommen sie leicht als Leute betrachten, welche man nöthigte, ihren Lebensunterhalt dadurch zu erwerben, daß sie mit Gewichten an ihren Füßen auf dem Seile tanzen. Sie werden in der Geschichte lesen, daß man, damit sie diesen Tanz fortsetzen möchten, Tag für Tag einen neuen Plan ersann, nur nicht denjenigen, welcher sich als wirksam bewiesen haben würde; nämlich, sie von den Gewichten zu befreien. Unsere Nachkommen können alsdann, nachdem sie gehörig über uns gespottet haben, wohl damit endigen, daß sie uns beklagen.

Ich habe bemerkt, daß eine glückliche Vervollkommnung vorübergehende Nachtheile haben könne. Die nun, welche die Einführung zeitersparender Methoden begleiten, werden glücklicherweise gemildert durch Umstände, welche bereits zur Sprache gebracht sind, so wie durch andere, die es nicht sind.

Man hat gesagt — und Sie selbst, mein Herr, betrachten diesen Umstand als den einzigen, wodurch der Nachtheil überwunden werden kann — man hat gesagt, daß die Wohlfeilheit, welche aus einem zeitersparenden Verfahren hervorgeht, den Verbrauch in einem so hohen Grade begünstige, daß dieselbe Produktion mehr Menschen beschäftigt, als früher, wie man dies bei der Baumwoll-Spinnerei und Weberei beobachtet hat. Ich möchte hinzufügen, daß, so wie die Maschinen und die zeitersparenden Mittel sich vermehren, es immer schwieriger werde, neue zu entdecken, vorzüglich in einem alten Gewerbe, das bereits seine gebildeten Arbeiter hat. Die einfachsten Maschinen haben sich immer zuerst dargestellt; zusammengesetztere sind hierauf gefolgt. Doch in demselben Maße, worin sie zusammengesetzter werden, kostet ihre Einführung mehr, auch erfordern sie zu ihrer Vollendung mehr Arbeiten von Werkleuten, welche zum Theil diese Klasse für die Arbeiten entschädigt, die sie über den Gebrauch des neuen Verfahrens einbüßen. Die Zusammengesetztheit und der hohe Preis einer Maschine sind starke Hindernisse für eine schnelle Einführung derselben. Eine Maschine zum Tuchscheeren, mittels einer umkreisenden Bewegung hat bei ihrem Ursprunge 25 bis 30,000 Fr. gekostet. Viele Fabrikanten konnten nicht gleich Anfangs über eine solche Summe verfügen; andere trugen Bedenken, und tragen noch jetzt Bedenken, eine solche Erwerbung zu machen; sie erwarten einen hinreichend bestätigten Erfolg. Diese Langsamkeit bei Einführung neuer Maschinen erspart beinahe alle Nachtheile derselben. Endlich gestehe ich Ihnen, daß ich stets bemerkt habe, daß neue Maschinen bei ihrer Anwendung mehr

Furcht einflößen, als sie Böses stiften. Was sie Gutes wirken, ist eben so erwiesen, als es dauerhaft ist.

Herr von Sismondi stellt gegenüber, was in dem Falle geschehen würde, wo hunderttausend Strickerinnen mit ihren Nadeln und tausend mit einem Strumpfstricker-stuhl bewaffnete Arbeiter, jeder von seiner Seite, zehn Millionen Paar Strümpfe zu Stande brächten. Sein Ergebniß ist, daß, in dem letzten Falle, die Verbraucher von Strümpfen nur 50 Centimen auf das Paar ersparen, und daß gleichwohl eine Fabrikation, welche hunderttausend Arbeiter ernährte, deren nur zwölftausend würde ernähren können. Allein er gelangt zu diesem Ergebniß durch Voraussetzungen, welche nicht zulässig sind.

Um zu beweisen, daß die Verbraucher die Strümpfe nur um 50 Centimen wohlfeiler kaufen würden, setzt er voraus, daß, in dem ersten Falle, die Produktions-Kosten seyn würden, wie folgt:

10 Mill. zum Ankauf der rohen Materie;
40 Mill. für Arbeitslohn der hunderttausend Arbeiter, zu 400 Fr. jeder.

Total 50 Mill., von welchen 40 unter die Arbeiter vertheilt werden.

Im zweiten Falle stellt er die Kosten, wie folgt:

10 Mill. zum Ankauf der rohen Stoffe;
30 Mill. für die Interessen des stehenden Kapitals und die Gewinne der Unternehmer;
2 Mill. für die Zinsen des umlaufenden Kapitals;
2 Mill. für die Ausbesserungen und Instandsetzungen der Maschinen;

Latus 44 Mill.

Transp. 44 Mill.

1 Mill. für Arbeitslohn an die zwölfhundert Arbeiter.

Total 45 Mill., wovon nur 1 für die Arbeiter, Statt der 40.

Nun gewahre ich in diesem Aufwande 30 Mill. für Zinsen des stehenden Kapitals und für den Gewinn der Unternehmer, was für Unternehmungen, wodurch zwölfhundert Arbeiter beschäftigt und funfzehn Prozent der Kapitale zurückbezahlt werden sollen, ein Total-Kapital von 200 Millionen voraussetzen würde; eine wahrhaft übertriebene Voraussetzung.

Ein Arbeiter würde nicht auf zwei Stühlen zugleich arbeiten können; tausend Arbeiter würden also tausend Stühle erfordern. Ein guter Strumpfwirkerstuhl kostet 600 Fr., tausend würden demnach 600,000 Fr. kosten. Fügen wir diesem Kapital ein gleiches Kapital für die übrigen Geräthschaften, für die Werkstätten u. s. w. hinzu: so werden wir immer nur ein Kapital von 1,200,000 Fr. nöthig haben. Wir geben zu, daß die Zinsen und Gewinne der Unternehmer auf dies Kapital funfzehn Prozent betragen würden; und dies ist sehr anständig: denn eine laufende Betriebsamkeit, welche noch mehr einträge, würde, durch die Konkurrenz, auf diesen Satz zurückgeführt werden. Indem sich die Sache nun also stellt, werden wir, statt der 30 Mill. Fr. für die Zinsen und die Gewinne der Unternehmer, 180,000 Fr. antreffen.

Dieselbe Bemerkung gilt für die zwei Millionen Unterhaltungs- und Wiederherstellungs-Kosten; denn, wenn man, anstatt die Strumpfwirkerstühle zu repariren, sie jähr-

jährlich ihrer Totalität nach neu herstellte, würden sie nur 600,000 Fr. kosten.

Auch das umlaufende Kapital würde nicht eine Ausgabe von 2 Millionen verursachen. Denn woraus besteht es in der Voraussetzung des Herrn von Sismondi? Aus dem rohen Stoff, den er auf 10 Millionen bringt, und aus den Arbeitslöhnen, die er auf 1 Million setzt: zusammen 11 Millionen, deren Zinsen zu 5 Prozent 550,000 Fr. betragen. Da jedoch bei dieser Betriebsamkeit das Produkt in weniger als sechs Monaten beendigt und verkauft werden kann, so läßt sich das für das ganze Jahr bezahlte Kapital zweimal anlegen, und würde folglich nur 275 Fr. statt der 2 Millionen kosten.

Alle diese vereinigten Kosten würden nur 12,055,000 Fr. betragen, statt der 50 Millionen, welche, nach den von Herrn von Sismondi festgestellten Grundlagen, die mit der Nadel zu Stande gebrachten Strümpfe verursachen würden. Ich bin weit davon entfernt, zu glauben, daß die Ersparung so stark seyn könne; denn wenn der Autor das Kapital der Maschinen allzu hoch angeschlagen hat, so hat er ihnen eine allzu starke Wirksamkeit beigelegt, in der Voraussetzung, daß zwölfhundert Arbeiter mit ihnen eben so viel leisten können, als hunderttausend ohne sie. Allein ich sage, daß, wenn die Ersparniß dieser Produktion so groß wäre, der niedrige Preis der Strümpfe und jedes anderen Kleidungsstückes, das man auf gleiche Weise anfertigen könnte, den Verbrauch dergestalt begünstigen würde, daß, anstatt die hunderttausend Arbeiter, welche mit der Anfertigung von Strümpfen beschäftigt sind, auf zwölf-

hundert herabsinken zu sehen, man deren wahrscheinlich zweimalhunderttausend entstehen sehen würde.

Und wenn der Verbrauch dieses Gegenstandes nicht diese alles Maß überschreitende Vervielfältigung eines und desselben Produkts zuließe: so würde sich die Nachfrage nach mehren andern vermehren; denn was man nicht aus der Acht lassen darf, ist, daß, nach der Einführung der Maschinen, das Einkommen der Gesellschaft sich gleich bleibt, d. h. dieselbe Zahl der Arbeiter, dieselbe Summe an Kapitalen, dieselben Grundstücke. Wenn man nun, anstatt auf diese Masse von Einkünften 50 Millionen jährlich auf Strümpfe zu verwenden, mittels der Strumpfwirkerstühle nur 12 zu verwenden nöthig hat: so bleiben die übrigen 38 Millionen verwendbar auf andere Verbrauche, wofern sie nicht auf die Ausdehnung desselben Verbrauchs angelegt werden.

Dies ist's, was die Prinzipe lehren; dies, was die Erfahrung bestätigt. Die Uebel, an welchen die Bevölkerung Englands leidet, und welche Herr von Sismondi in dem Ton eines ächten Philanthropen bejammert, hängen mit anderen Ursachen zusammen; hauptsächlich mit seinen Gesetzen über die Armen, und sodann, wie ich bereits zu verstehen gegeben habe, mit einer Besteuerungs-Masse, welche die Produktion allzu kostspielig macht, dergestalt, daß, wenn die Produkte fertig sind, ein großer Theil der Konsumenten nicht genug gewonnen hat, um den Preis zu bezahlen, den man dafür zu fordern genöthigt ist.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber
die Besteuerung Großbritanniens *).

(Aus New Monthly Magazine.)

Von allen Fragen öffentlicher Wichtigkeit, welche das Nachdenken der Staatswirthschaftslehrer beschäftigt haben, ist die von der Besteuerung, über allen Widerspruch hinaus, die anziehendste, wie sie denn auch am schwersten zu lösen ist. Sie berührt zu gleicher Zeit die theuersten Privat-Interessen und die allerwichtigsten Grundlagen des ge-

*) Die Abhandlung, welche wir hier in einer Uebersetzung mittheilen, hat uns wegen ihres lehrreichen Inhalts der Mittheilung ganz besonders werth geschienen. Wer dem Gange der Begebenheiten in Großbritannien mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt ist, wird mit uns darin einverstanden seyn, daß der Augenblick einer entscheidenden Krisis mit jedem Tage näher rückt. Worin aber hätte diese Krisis wohl ihren Grund noch mehr, als in den Mitteln, welche seit etwa 140 Jahren angewendet sind, Großbritannien über alle Reiche der europäischen Welt zu erheben? Nichts hat so sehr entschieden, wie die Finanz-Maßregeln, welche während jenes Zeitraums zur Durchführung verwegener Pläne beliebt worden sind, und nichts hat dabei so viel Vorschub geleistet, als eine Verfassung, welche das, was durchgesetzt wurde, als den Volkswillen darstellte, während dieser stets aus dem Spiele war. Um sich die Erscheinungen der großbritannischen Welt in ihrer Gesammtheit zu erklären, braucht man sich nur die Frage vorzulegen, ob die Engländer, mit einem Despoten oder Tyrannen an ihrer Spitze, es je dahin gebracht haben würden, jährlich 36 bis 40 Mill. Pf. St. als Zinsen der Staatsschuld entrichten zu müssen. B.

sellschaftlichen Gebäudes. Auch bietet die Geschichte schwerlich eine Revolution dar, welche nicht die übertriebene Schwere öffentlicher Lasten, oder die Ungleichheit ihrer Vertheilung zur ersten Ursache, oder wenigstens zur Veranlassung gehabt hätte. Ueberzeugt von dieser großen Wahrheit, haben die berühmtesten Staatsmänner und die ausgezeichnetsten Publizisten, je nach ihren verschiedenen Eingebungen, umschichtig einen Gegenstand behandelt, an welchen sich so große Interessen knüpften. So ist denn das Besteuerungs-System, unter welchem wir Engländer leben, bald Gegenstand ausschweifender Lobpreisungen, bald Gegenstand des bittersten Tadels geworden.

Es haben sich zwei feindliche Lager gebildet. Das eine besteht aus Männern von großen und umfassenden Ansichten, die, indem sie sich, vermöge ihrer lebhaften und emporgeschraubten Einbildungskraft, in ihren philanthropischen Spekulationen gefallen, eine große Finanz-Frage auf einfache moralische Betrachtungen zurückgeführt haben. Die Durchführung ihrer Pläne mit dem größten Eifer, dessen sie fähig sind, verfolgend, bringen sie in die Berechnungen der Staatswirthschaft dieselbe Strenge der Prinzipe, wie in die Führung ihres gesellschaftlichen Lebens. Ihrer Meinung zufolge ist das gegenwärtige System besudelt durch Ungerechtigkeit und in die Augen springende Partheilichkeit. Sie erklären sich für Feinde desselben unter jeder Bedingung. Nur sein vollendeter Umsturz kann Rettung bringen. Ihr Wahlspruch ist: Alles oder nichts!

Die entgegenstehende Parthei besteht aus Männern, die von Seiten ihrer Grundsätze nicht minder achtungswerth sind, deren, durch lange Erfahrung abgekühltes Ge-

muth jedoch darüber im Reinen ist, was der Politik und der Nothwendigkeit gebührt. Ihre Art und Weise, die Frage ins Auge zu fassen, ist eine ganz andere. Ohne sich zu verblenden über die Gebrechen der einmal eingeführten Besteuerung, leugnen sie die Nothwendigkeit einer Reform. Ihrer Behauptung zufolge haben diese Gebrechen durch die Zeit eine Art von Sanktion erhalten; und vermöge ihrer aufrichtigen Anhänglichkeit an dem politischen System, betrachten sie dieselben als ein dringend nothwendiges Gegengewicht, dessen Beseitigung vielleicht den Umsturz des ganzen Systems nach sich ziehen würde. Eingenommen nun von diesem Gedanken, legen sie in ihren Widerstand dieselbe Hartnäckigkeit, welche ihre Gegner in den Angriff bringen, und betrachten die Entwürfe der letztern als müssige und empfindsame Theorien.

Wir gehören nicht zu Denjenigen, die, ehe sie über das Verdienst eines Satzes urtheilen, sich geflissentlich erkundigen, ob der Urheber desselben ein Whig oder ein Tory ist. Mit Freuden huldigen wir der Rechtlichkeit der Vertheidiger des gegenwärtigen Systems, so wie der Rechtlichkeit der Anhänger einer Reform desselben. Doch nicht ohne Kummer bemerken wir, wie beide ihren Ideen das Uebergewicht zu geben bemüht sind. Der Eifer für die Lehren, zu welchen sie sich bekennen, führt sie allzu weit Welcher Gemäßigte möchte nicht zugeben, daß das gesellschaftliche Gebäude in seiner Totalität einige schwache Punkte darbietet, welche die Solidität verdächtig machen? Doch, dies Gebäude von oben bis unten über den Haufen werfen, um es demnächst wieder aufzuführen, erscheint uns als ein allzu gewaltsames Mittel. Wollte man sich auf

der andern Seite, hartnäckig den Lehren der Erfahrung versagen, und sich auf eitele Skrupel oder schimärische Befürchtungen stützen, um Breschen, welche mit geringer Mühe auszufüllen sind, größer werden zu lassen: so würde dies, in unserer Ansicht, nicht Klugheit, sondern verdammliche Unvorsichtigkeit verrathen. Frei von jedem Parteigeist, beseelt von einem reinen Gefühl für allgemeine Wohlfahrt, haben auch wir sehr lange über die Frage von der Besteuerung mit der vollen Sammlung nachgedacht, die sie verdient; doch, indem wir dem Publikum das Resultat unserer Arbeiten überliefern, bezwecken wir nichts weniger, als unsere persönliche Meinung vorherrschend zu machen. So zu verfahren, hieße, eine mit so viel Ueberlegenheit von höchst talentvollen Männern behandelte Frage — nicht aufklären, sondern verwirren. Es kann, so scheint es uns, ein weit nützlicheres Ziel ins Auge gefaßt werden; nämlich entgegengesetzte Prinzipe dadurch zu verschmelzen, daß man aus beiden nur das nimmt, was gut und anwendbar ist. Dies nun wollen wir zu thun versuchen.

Man kann nur darüber erstaunen, daß bei einer Nation, wie die unsrige, die so eifersüchtig auf ihre Rechte ist und so stark für Freiheit glüht, das praktische Studium der Finanz-Wissenschaft so vollkommen vernachlässigt wird. Es ist ausgemacht, daß es in England nur sehr Wenige giebt, die sich einen deutlichen Begriff von der Besteuerung machen. Nichts weiter zieht man in Betrachtung, als die Summe, keinesweges den Umfang der Dienste, welche sie unterhält und nährt. Daraus, daß diese Summe seit einer Reihe von Jahren zugenommen hat, folgert man, daß das Elend und die öffentlichen Lasten im gleichen Verhältnisse

zugenommen haben. Ein Hauptirrthum! Verhielte es sich wirklich so, so müßten die Einkünfte der Privatpersonen stationär geblieben seyn, und die Steuern allein zugenommen haben. Wenn jedoch, im Gegentheil, das öffentliche Vermögen, welches in sich selbst nur eine Agglomaration aller Privat-Vermögen ist, in einem weit stärkeren Verhältniß zugenommen hat, als die Steuern, die man von demselben erhebt: so läßt sich nicht bestreiten, daß, wenn gleich unsere Steuern verdoppelt und verdreifacht sind, wir, der Wirklichkeit nach, weniger belastet sind, als in jener Zeit, wo unsere Einkünfte, wie die Steuern, vergleichungsweise minder beträchtlich waren. Um sich hiervon zu überzeugen, braucht man nur einen Blick auf die Finanz-Geschichte Großbritanniens zu werfen.

In den ersten Zeiten der Monarchie wurde die Steuer nicht von dem Verbrauch, wohl aber von dem Eigenthum erhoben. Auf den Gütern, welche den Vasallen der Krone gehörten, sammelte man sie durch Escuage, in den Städten und Burgen durch Tollage*) ein. Bedurfte die Regierung des Geldes, um einen Krieg zu unternehmen: so mußten alle, welche von dem Militär-Dienst ausgenommen seyn wollten, eine Subsidie, eine Hülfe bezahlen. Es gab Sammler, welche beauftragt waren, diese Subsidien Haus für Haus einzufordern. Ein Artikel der großen Charta, welche Eduard der Erste erneuerte, berechtigte den König, von jeder Waare den funfzehnten Theil einzufordern, und man ernannte Kommissarien, welche mit der

*) Escuage ist Ritterdienst entrichtet in natura oder in Geld; Tollage ist Besteuerung schlechtweg, sofern sie in Geld geschieht.

Fixation dieser Steuer beauftragt waren. Unter der Regierung Wilhelms des Ersten betrug die Summe der Besteuerung 400,000 Pf. St. Sie nahm in der Folge bis zur Regierung Heinrichs des Dritten ab, unter welcher sie nicht mehr als 80,000 Pf. St. betrug. Die Kriege Eduards des Ersten hoben sie aufs Neue auf 150,000 Pf. St.; und Eduard der Zweite brachte sie auf 154,000. Nach der Regierung dieses Fürsten verminderte sie sich auf's Neue; und unter Heinrich dem Vierten sieht man sie herabgesetzt auf 64,000 Pf. St. Von dieser Summe stieg sie wieder auf 100,000 Pf. St. unter Richard dem Dritten; auf 400,000 Pf. St. unter Heinrich dem Siebenten, und auf 800,000 Pf. St. unter Heinrich dem Achten. Während der Regierung der Königin Elisabeth ging die Steuer nicht hinaus über 500,000, und Karl der Erste vermochte sie, allen seinen Bemühungen zum Trotz, nicht über 895,819 Pf. St. zu heben. Unter dem Militär-Despotismus Cromwells ging die Steuer zum ersten Male über eine Million Pf. St. hinaus. Die Verschwendungen der Restauration hoben sie auf 1,800,000 Pf. St.; und am Schlusse der Regierung Jakobs des Zweiten betrug sie 2,000,000. Mit diesem Einkommen unterhielt Jakob der Zweite ein stehendes Heer von 30,000 Mann und eine prächtige Flotte, welche aus 173 Segeln bestand, mit 42,000 Matrosen bemannt und mit 6930 Geschützen bewaffnet war. Die Zivil-Liste war beträchtlich, und das Budget, dessen Total-Summe sich auf 1,699,363 Pf. St. belief, ließ gleichwohl jedes Jahr einen Ueberschuß von 250,000 Pf. St. in dem Staatsschatz zurück, um unvorhergesehenen Ausgaben gewachsen zu bleiben.

Um die Zeit der Revolution und der Thronbesteigung Wilhelms des Dritten, nahm die Besteuerung auf eine Weise zu, von welcher man bis dahin kein Beispiel erlebt hatte. Die Holländer ermangelten nicht, ihr Talent in fiskalischen Dingen bei uns einheimisch zu machen. Zum Vorschein kamen Steuern auf Ländereien, auf Häuser, auf Fenstern, auf Malz, auf Hopfen, auf Glas, Papier, Seife, Leder, Licht, Talg, Fiaker, Honig u. s. w. u. s. w. Die schon vorhandenen Steuern wurden verdoppelt, verdreifacht, vervierfacht. Man verpfändete das öffentliche Einkommen für drei Jahre mittels einer Summe von 500,000 Pf. St.; und in dieser Epoche findet sich der Ursprung unserer öffentlichen Schuld. Zwölf Jahre nach der Revolution betrugen die Steuern und Anleihen, welche König Wilhelm erhoben oder kontahirt hatte, die Summe von 66,000,000 Pf. St. Das Uebrige ist bekannt; man weiß, daß im abgewichenen Jahrhundert die Steuer sich von 2,000,000 auf 50,000,000 erhoben, und daß nichts desto weniger die Staatsschuld die enorme Zahl von 800 Millionen Pf. St. (20 Milliarden Franken) erreicht hat. Stände die Wohlfahrt eines Landes in umgekehrten Verhältniß zu der Größe und Zunahme der Steuern, so hätte England längst den Gipfel des Elends erreichen müssen. Glücklicherweise ist dem nicht also. Die traurigen Vorhersagungen, welche, in jedem Augenblick der Krisis, den Untergang des Landes als aus der Nähe drohend und unvermeidlich vorher verkündigt haben, sind eine nach der andern zu Schanden geworden; und das Privat-Vermögen, anstatt die geringste Störung zu leiden, hat sich auf eine merkwürdige Weise vermehrt. Im Jahre 1688 wurde

die Summe des Privat-Einkommens auf 49,000,000 Pf. Sterl. abgeschätzt. Im Jahre 1776 betrug es 100,000,000; im Jahre 1793 erhob es sich auf 125,000,000; im Jahre 1806 auf 170,000,000 Pf. St. Gegenwärtig kann man es abschätzen auf mehr als 300,000,000 Pf. St. Diese bilden also den Gegenstand, der besteuert werden kann. Man wird jedoch die Stellung des Landes noch besser würdigen, wenn man die Resultate seiner Industrie zu verschiedenen Epochen vergleicht. In einem Zeitraum von vierzig Jahren hat sich die Quantität der englischen Manufaktur-Produkte vervierfacht. Die Ausfuhren dieser Produkte, welche im Jahre 1792 von geringer Bedeutung waren, haben sich im Jahre 1814 auf 23,000,000, im Jahre 1830 auf 55,000,000 Pf. St. gehoben, und die Zahl der Tonnen, welche durch diese Ausfuhren in der Schifffahrt gebraucht werden und im Jahre 1792 nur 175,000 betrugen, beläuft sich gegenwärtig auf 730,000.

Aus dem, was wir bemerkt haben, soll man folgern, daß, in einem gut verwalteten Lande, die Steuer (vorausgesetzt, daß sie mit den öffentlichen Diensten in einem genauen Verhältniß steht) vermehrt werden kann, ohne den Lasten der Nation etwas hinzuzufügen, wenn die Betriebsamkeit sich in einem fortschrittlichen Zustande befindet. Der Grund ist einleuchtend. Jede industrielle Vervollkommnung giebt, indem sie das Vermögen der Einzelnen vermehrt, den Privat-Personen mehr Kraft, um den Bedürfnissen des Staats zu Hülfe zu kommen. Doch an die Einführung einer Steuer knüpfen sich gewisse Betrachtungen, die, wenn sie vernachlässigt werden, die traurigsten Folgen nach sich ziehen können. Vor allen Dingen muß

die Vertheilung auf der Grundlage der Billigkeit zu Stande gebracht werden. Alsdann wird jeder Bürger zum Lohn für den Schutz, der ihm von der Regierung zu Theil wird, gern und willig zur Aufrechthaltung desselben nach Maßgabe seines Einkommens beitragen. Weiß der Gesetzgeber nicht die Lasten nach den Kräften der Steuerpflichtigen abzustufen, so wird er Veranlassung zu einer Menge von Beschwerden geben. Daher das zahllose Mißvergnügen, das, indem es im Verlauf der Zeit an Erbitterung zunimmt, bisweilen Katastrophen herbeiführt, denen die Publizisten und Geschichtschreiber nicht selten ganz andere Ursachen unterlegen. Dies ist noch nicht alles: soll eine Besteuerung den Beifall des Volks erhalten, so darf sie weder der Gesundheit noch der Sittlichkeit schaden. Indem sie die Gesundheit des Volks angreift, lähmt sie den Fortschritt der Betriebsamkeit, dieser ersten Quelle der Volkswohlfahrt; und greift sie die Sittlichkeit des Volks an, so sprengt sie die Bande, welche dasselbe an die Regierung knüpfen; sie schadet der gesunden Beurtheilung, vermöge welcher das Volk seinen wahren Vortheil erkennt, und überliefert es vertheidigungslos den lügenhaften Einflüsterungen, welche ehrgeizige Intriganten zu ihrem Vortheil benutzen.

Die Steuer zerfällt, wie man sieht, in zwei wesentlich verschiedene Zweige. Unter direkter Steuer versteht man diejenige, welche der Steuerpflichtige in die Hände des Agenten ohne die Dazwischenkunft eines oder mehrer Dritten legt. Dieser Art ist die Steuer auf Häuser, Fenstern und im Allgemeinen auf Grundeigenthum. Die indirekte Steuer ist diejenige, welche auf mehre Artikel des Verbrauchs gelegt ist. Sie wird erhoben, bald von der

Fabrikation, bald von der Einfuhr der besteuerten Verbrauchs-Artikel; und von diesem Augenblick an bildet sie einen integrirenden Theil ihres materiellen Werths. Steuern ersterer Art treten nur schwach in die Zusammensetzung des öffentlichen Einkommens Englands ein; die indirekten Steuern sind vorherrschend; denn unsere Gesetzgeber, wie die des festen Landes, haben für sie eine entschiedene Vorliebe. Der Grund ist, wie folgt: das Opfer, welches eine direkte Besteuerung auflegt, ist unverkennbar für alle und verträgt sich nicht mit einer Verhüllung; denn jeder Einzelne weiß, welchen Theil seines Reichthums die Regierung ihm nimmt. Vermöge eines natürlichen Gefühls willigt der Mensch höchst ungern in die Ueberlassung der Produkte seiner Nachtwachen und seines Fleißes, es sei denn, daß er ein nützlicheres Aequivalent zum Ersatz erhalte; und da, auf der andern Seite, dem großen Haufen nichts so schwer wird, als die aus der gesellschaftlichen Ordnung entspringenden Wohlthaten gehörig zu würdigen, so verabscheut er nichts noch mehr, als starke Beiträge zu entrichten. Um nun den Beschwerden und Klagen zuvorzukommen, besteuern die Regierungen — nicht die Artikel, welche der Steuerpflichtige hervorbringt, wohl aber die, welche er kauft. Vermöge dieses Systems, das viel verwickelter ist, als man auf den ersten Anblick glaubt, verhüllt man das, was wirklich bezahlt wird; und ist die Beisteuer nicht sehr beträchtlich, so vermengen die Käufer die Steuer mit dem natürlichen Preis des besteuerten Artikels; sie verlieren auf diese Weise die Vorstellung von der Kontribution, die sie bezahlen, und folglich auch die Antipathie, die ihnen dieselbe verursacht. Bei dem Allen darf

man sich nicht ein Geheimniß daraus machen, daß die indirekten Steuern der Gesellschaft einen bedeutenden Nachtheil zufügen; denn, wenn die Produzenten die rohen Stoffe kaufen, so sind sie genöthigt, den Betrag antizipirter Weise zu bezahlen, und sie benutzen diese Bezahlung, um den Preis des besteuerten Artikels zu erhöhen, nicht bloß nach Verhältniß des Besteuerungssatzes, sondern nach den Zinsen des vorgeschossenen Kapitals. Der Krämer hat den Thee, den Kaffee, den Zucker dem Großhändler bezahlt; dieser dem Negotianten, welcher die Gefälle direkt dem Fiskus entrichtet hat. Nun hat jeder von diesen Zwischenträgern sich nothwendig entschädigen müssen für seine Mühen und für seine Vorschüsse, was immer nur dadurch bewirkt werden konnte, daß er den Preis der Waare, mehr oder minder erhöhete; und was er für sich behält, geht stets über die Summe hinaus, die er dem Fiskus bezahlt hat. Auf diese Weise bezahlt der Verzehrer mehr, als die Regierung fordert, ohne daß der Schatz dabei einen Groschen gewinnt.

In der Untersuchung, die uns beschäftigen wird, gehen wir demnach von dem Prinzip aus, daß von den beiden Arten der Besteuerung (der direkten und der indirekten) die erstere, wenn sie auf einer billigen Grundlage ruht, angemessener und rationeller ist; sie wird ohne Umschweif, ohne Verkleidung erhoben, und kann ohne Mühe von Allen und Jedem abgeschätzt werden, während die letztere den großen Nachtheil mit sich führt, daß sie der Tasche des Steuerpflichtigen das Doppelte von dem entzieht, was er der Regierung zu geben durch das Gesetz verpflichtet ist.

Im Jahre 1832 hat sich die runde Summe der Be-

steuerung auf 50,000,000 Pf. St. erhoben; und folgendes sind die Elemente, aus welchen sie besteht:

Akzise	19,000,000	Pf. St.
Zölle	17,000,000	—
Stempel	7,000,000	—
Direkte Steuern	4,000,000	—
Posten und verschiedene Artikel	3,000,000	—
Zusammen	50,000,000	Pf. St.

Man kann die der Besteuerung unterworfenen Gegenstände in fünf allgemeine Klassen theilen:

1) Die Häuser und Fenstern	4,000,000	Pf. St.
2) Verbrauchsgegenstände erster Nothwendigkeit	20,000,000	—
3) Rohe Stoffe	6,000,000	—
4) Manufakturen	2,000,000	—
5) Gegenstände des Luxus mit Inbegriff der Stempel	18,000,000	—
Zusammen	50,000,000	Pf. St.

Jetzt wollen wir jedes dieser Kapitel besonders untersuchen.

Direkte Steuern. — Unter dieser Benennung begreift man, wie wir bereits bemerkt haben, die Steuern, welche auf Häuser, Fenstern und im Allgemeinen auf Grundeigenthum gelegt sind. Gegen diesen Zweig des öffentlichen Einkommens würden keine Einwendungen gemacht werden, wenn er auf gerechten und billigen Grundlagen ruhete. So verhält es sich jedoch nicht mit ihm, wie wir sogleich zeigen werden.

Die auf Häuser und Fenster gelegte Steuer schreibt sich her von der Regierung Wilhelms des Dritten. Das

Parliament bewilligte damals der Regierung 2 Sh. jährlich auf alle bewohnte Häuser, mit Ausnahme der Hütten; 6 Sh. auf alle Wohnungen von 10 bis 20 Fenstern, und 10 Sh. auf diejenigen, welche 20 Fenster und darüber haben würden. Man fügte in der Folge ein Recht von 10 Sh. auf die Häuser hinzu, welche 20 bis 30 Fenstern, und ein Recht von 20 Sh. auf diejenigen, welche 40 Fenster und darüber haben würden. Die Steuer war nur für dreißig Jahre bewilligt worden, angerechnet von Weihnachten 1710. Nach Ablauf dieser Frist fand keine Abschaffung Statt, und die Steuer wurde sogar erhöht *). Dies ist freilich ein ernster Vorwurf, den man der Regierung machen kann; doch die schwierige Lage, worin sie sich im Jahre 1740 befand, erlaubte ihr nicht, sich einer so wichtigen Hülfsquelle zu berauben. Noch mehr, sie fügte zu der Thüren- und Fenster-Taxe ein Recht über den Miethswerth jedes Hauses hinzu: einen Werth, der auf das allerwillkürlichste festgestellt wurde. Während demnach ein einfacher Laden in Regent-Street zu London 56 Pf. St. jährlicher Steuer zahlt, ist der Palast Stowe, welcher dem Herzoge von Buckingham gehört — eine fürstliche Wohnung mit einer Fassade von 916 Fuß, mit korinthischen Säulen und einem unermeßlichen Park, welcher Thürme,

---

*) Jedes Haus, das acht Fenster hat, wird gegenwärtig mit 16 Sh. 6 Den. besteuert. Hat es 16, so zahlt es 3 Pf. St. 18 Sh. 6 Den.; und hat es 32, so zahlt es 10 Pf. St. 13 Sh. 3 Den. Die Häuser tragen außerdem eine Steuer vom Miethswerth, welcher von 1 Sh. 6 Den. auf das Pf. St. bis zu 2 Sh. 10 Den., je nach der Abschätzung wechselt, d. h. von 7½ v. H. in dem ersten und von 14 v. H. in dem zweiten Fall.

Obelisken, Tempel u. s. w. in sich schließt — nur mit 42 Pf. St. besteuert worden. Dies ist nicht beispiellos. Hedlestone, das dem Lord Scarsdale gehört, eine prächtige Wohnung, bestehend aus zwei Pavillons, die durch eine Galerie von 360 Fuß Länge vereinigt sind, mit einem Peristyl, das von 20 Alabaster-Säulen gestützt wird, bezahlt nur 28 Pf. St. Steuer. Und noch nachsichtiger ist man gegen Holkham-Park gewesen, ein prächtiges Schloß, das dem ehrenwerthen W. Coke gehört; denn es ist nur mit 8 Pf. St. besteuert. Ein Kaufmann von Fleet-Street, von Cheapside oder von Wapping bezahlt für die Thüren und Fenster seiner bescheidenen Wohnung drei- bis viermal mehr, als die reichsten englischen Lords für ihre kostbaren Paläste.

Die Ungerechtigkeit dieser Vertheilung zu mildern, hat man vorgegeben, es sei schwierig, die Taxe dem Miethswerth der im Lande zerstreuten Luxus-Wohnungen anzupassen. Es scheint jedoch, als habe man dies minder schwierig gefunden hinsichtlich der in unsern Handelsstädten auf einander gehäuften Häuser. Wir haben, nach einem amtlichen Tableau, acht von diesen Städten, mit Inbegriff von London, zusammengefaßt, und gefunden, daß 602,476 Pf. St. die Summe ihrer vereinigten Taxen sind. Neben diese acht Städte haben wir acht andere, gleichfalls erster Ordnung, doch nicht Handelsstädte, gestellt; ihre vereinigten Taxen erhoben sich nur auf 98,000 Pf. Sterl. Doch ganz vorzüglich auf die Hauptstadt, diesen großen Heerd des Handels und der Betriebsamkeit, drückt diese Steuer mit ihrer ganzen Schwere. Auf 2,000,000 Pf. St., welche

welche sie p. p. dem Schatze abwirft, bezahlen London und Westminster mehr, als 400,000 Pf. St.

Ist es nicht seltsam, daß in einem Lande, wo Handel und Betriebsamkeit die Hauptquellen des National-Reichthums sind, gerade diejenigen, welche sich damit beschäftigen, mit so viel Strenge und Ungerechtigkeit behandelt werden? Ein Unternehmer baue Eisenhämmer, geräumige Speicher, unermeßliche Werkstätten: auf der Stelle ist der Fiskus mit seinen tausend Fängern bei der Hand, den klarsten und sichersten Gewinn, welcher aus diesen kostspieligen Unternehmungen hervorgehen kann, zu erheben. Bekommt, dagegen, ein edler Lord den Einfall, sich einen prächtigen Wohnsitz zu bauen und Marmor und Granit auf einander zu thürmen: so martert ihn niemand; in Frieden läßt man ihn seine Baue vollenden und genießen, und wenn man sich endlich entschließt, sie einer Taxe zu unterwerfen, so geschieht dies jedesmal in einem zwanzig Mal geringeren Verhältniß, als dasjenige ist, womit man den armen Betriebsamen besteuert hat. Während also das berühmte Northumberlands Hotel zu Charing-Croß eine Steuer von $4\frac{1}{2}$ Den. für den Quadratfuß bezahlt, muß der Laden eines Krämers, welcher dicht daran stößt, 7 Sh. für den Quadratfuß bezahlen. Welche Gerechtigkeit!

Dies sind die Beweggründe, welche die Häuser- und Fenster-Steuer dem Volke so widerwärtig machen. Wäre die Vertheilung derselben minder ungerecht, so würden die gegen dieselbe erhobenen Beschwerden in sich selbst zusammenfallen. Man hat gesagt, das sei eine Steuer auf Luft und Licht, und diese Steuer zerstöre die Gesundheit des Volks dadurch, daß dieses gezwungen werde, ungesunde

und schlecht gelüftete Straßen zu bewohnen. Man hat ferner geltend gemacht, daß diese Taxe der Vergrößerung und Verschönerung der Städte schade, und folglich den doppelten Nachtheil in sich schließe, einmal, das physische Wohlseyn des Volks zu verhindern, und, zweitens, dessen Betriebsamkeit zu lähmen. Tritt man aus den großen Straßen, wo der Pomp des Luxus auf jeden Schritt ins Auge springt, in die engen Gassen, in die dunklen Gänge, in welchen das Licht des Tages kaum bemerkbar ist, und sieht man die hagere, blasse, vermückerte Bevölkerung, die aus ihren beräucherten Wohnungen hervortritt, und, anstatt zu gehen, sich nur fortschleppt: dann wird man erst recht überführt von den beklagenswerthen Wirkungen dieses eben so barbarischen als unpolitischen Gesetzes. Dehnte man die Steuer in einem gerechten Verhältniß über alles Besitzthum aus, und zwar nicht nach einem erdichteten Werth desselben, sondern nach dessen wirklichem Werth: so würde man die Betriebsamen und die unteren Klassen von einer Last befreien, welche ausschließend auf sie drückt. Die Betriebsamkeit würde sich frei bewegen, und jeder würde ohne Bedauern eine Taxe entrichten, der man wenigstens ein Verdienst nicht rauben kann, nämlich das Verdienst, daß sie der Willkühr und dem Betrug keinen Raum läßt.

Steuern auf Verbrauchsgegenstände erster Nothwendigkeit.... Unter dieser Benennung haben wir nicht bloß die zum Leben unumgänglich erforderlichen Gegenstände, sondern auch verschiedene andere zusammengefaßt, von welchen ein Volk freudigen Gebrauch macht, es sei in Folge einer langen Gewohnheit, oder wegen ei-

niger klimaterischen Umstände. In den 50,000,000 Pf. St., aus welchen das öffentliche Einkommen Großbritanniens besteht, prunkt dieser Artikel mit 20,000,000 Pf. St., d. h. mit beinahe der Hälfte. Dies nun ist mit das schwerste Unrecht, das man dem gegenwärtigen System zum Vorwurf machen kann; es ist einer von den Mißbräuchen, deren Abstellung so bald als möglich erfolgen muß. Wir wiederholen: nichts führt so bestimmt zur Entsittlichung, als das Elend; die Entsittlichung aber ist der gefährlichste Feind, den die Regierungen zu fürchten haben. Diese Betrachtungen sind an und für sich von der höchsten Wichtigkeit; allein sie werden noch verstärkt durch andere finanzielle Betrachtungen, die sich daran knüpfen. Die Besteuerung der Verbrauchsgegenstände erster Nothwendigkeit, zum wenigsten derjenigen, die von unserm eigenen Boden hervorgebracht worden, hat für den Ackerbau und für die Betriebsamkeit die größten Nachtheile. Wir wollen die auf die Fabrikation des Malzes gelegte Steuer zum Beispiel nehmen.

Es ist eine erwiesene Sache, daß das Sittliche eines Volks zwei Prinzipe hat: die Wirksamkeit des Klima's, unter welchem es lebt, und den Einfluß seiner gewohnten Lebensweise. Von der Richtigkeit dieser Beobachtung oder Lehre überzeugt man sich leicht, wenn man einige Völker, deren Charakter schnurstracks entgegengesetzt ist, mit einander parallelisirt: die Engländer z. B. mit den Irländern, die Deutschen mit den Franzosen und die Holländer mit den Portugiesen. England, Deutschland und Holland verbrauchen für sich eine größere Quantität Bier, als der ganze Ueberrest von Europa. In Irland, in Frankreich

und in Portugal hingegen machen alle Klassen häufigen Gebrauch von geistigen Getränken und leichten Weinen. Die Bewohner der drei ersten Länder sind bekannt wegen ihrer Geduld bei der Arbeit und wegen ihrer Ausdauer in ihren Unternehmungen; sie sind im Allgemeinen von starkem und pflegmatischem Temperament, und vereinigen damit einen großmüthigen und offenen Charakter; solche Beschaffenheit hatte es ehemals mit unsern tapfern Yeomen, die in unserer Geschichte so berühmt sind. Die drei andern Völker machen sich bemerklich durch ihre Raschheit im Beschlusse, und durch ihre Eilfertigkeit im Ausführen. Sie haben einen muthwilligen Charakter und ein sanguinisches Temperament; aber es fehlt ihnen die Standhaftigkeit im Unglück. Es würde uns leicht seyn, zu zeigen, daß die Art des, in jedem dieser Länder üblichen Getränks mächtig auf den Charakter und das Physische ihrer Bewohner einwirkt. Doch dazu ist hier nicht der Ort; und wir beschränken uns auf die Bemerkung, daß Bier von guter Qualität, mit Mäßigkeit genossen, eins von den allergesundesten Getränken ist, die man wählen kann. Der Zuckerstoff der Gerste, verbunden mit der Bitterkeit des Hopfens, macht es zugleich nahrhaft und tonisch. Vermindert also der Fiskus durch seine Forderungen den Genuß des Biers, so fügt er der Gesundheit und der sittlichen Stimmung des Volks einen unberechnenbaren Schaden zu.

Der Genuß des Biers verliert sich in die frühesten Zeiten der englischen Monarchie. Doch die Steuer, welche auf den Verbrauch desselben gelegt ist, dürfte ungefähr 150 Jahre alt seyn; und seit dieser Epoche ist der Verbrauch nicht etwa stationär, sondern rückschrittlich. Die Steuer

auf das Malz wurde unter der Regierung Wilhelms des Dritten eingeführt. Sie betrug anfangs 6 Den. für ein Getreidemaaß von 20 Pf., oder 4 Sh. für den Quarter. Im Jahre 1787 erhob man sie auf 10 Sh. für den Quarter; im Jahre 1791 auf 19 Sh. 6 Den.; im Jahre 1802 auf 18 Sh. 3 Den., und im Jahre 1804 auf 38 Sh. 8 Den.

Untersuchen wir nunmehr, welches die Folgen dieser allmähligen Zunahme der Malzsteuer gewesen sind.

In den 10 Jahren, welche mit 1793 schlossen, hatte der Verbrauch des Malzes in England und Wales betragen . . . . 3,542,000 Quarter.

In den 10 Jahren, welche mit dem Jahre 1823 schlossen, hat er betragen . . . . 3,182,776 Quarter.

Differenz in dem Minder des Verbrauchs . . . . . 359,224 Quarter.

Gleichwohl betrug in der ersten Epoche die Bevölkerung des Landes nur 5,500,000 Einwohner, während sie sich in der zweiten auf 12,000,000 erhob. Man verbrauchte also im Jahre 1723 jährlich 41 Gallonen Bier auf den Kopf; und im Jahre 1823 hat man nur 16 verbraucht; Unterschied 25 Gallonen. Die Wirkungen dieser antinationalen Besteuerung sind für Schottland nicht minder traurig gewesen. Im Jahre 1802, wo die Steuer nur 7 Den. für das Getreidemaaß von 20 Pf. betrug, erhob sich der Verbrauch des Malzes auf 2,014,526 Scheffel. Im Jahre 1821, wo die Steuer auf 3 Sh. 6 Den. gestellt war, verminderte sich der Verbrauch auf 1,182,208

Scheffel; Differenz im Minder der verbrauchten Scheffelzahl 832,381. Die Resultate der erhöheten Steuer sind noch beklagenswerther in Irland; denn von 1795 bis 1821 hat sich der Verbrauch des Malzes von 1,284,000 Scheffel auf 173,900 vermindert.

Doch, wie lästig diese Steuer auch seyn möge, so macht die Art und Weise, wie sie erhoben wird, sie doch noch weit drückender. Die Vorschriften der Akzise fordern, daß die Gerste auf eine gewisse Weise auf dem Malzboden ausgebreitet sei, daß man sie an einem feuchten Ort aufbewahre und sie zu einer vorgeschriebenen Zeit daraus entferne. Diese Beschränkungen, welche man auf alle Quantitäten des Getreides anwendet, werden unter gewissen Umständen höchst schädlich, und verursachen dem Eigenthümer einen Nachtheil, den ihm der Gesetzgeber durchaus nicht zufügen wollte.

Fügen wir zu diesen Beschwerden eine andere hinzu, welche nicht minder ernstlich ist. Die Vertheilung der Steuer ist nicht der Billigkeit gemäß und kann es nicht seyn. Die ärmsten Graffschaften, d. h. diejenigen, deren Boden sandig und folglich geringerer Qualität ist, tragen fast ausschließend die Last der Steuer. In der That, nur auf leichten und sandigen Acker säet man Gerste; und man weiß, daß diese Art der Kultur viel Mühe und Kosten verursacht. Indem also die Malzsteuer den Verbrauch der Gerste vermindert, trifft sie die Eigenthümer magerer Ländereien mit gewissem Verderben, und zwar um so mehr, weil sie genöthigt gewesen sind, beträchtliche Auslagen zu machen, um sie in Stand zu setzen.

Es vereinigt sich also alles, um die Unterdrückung

dieser Steuer zu fordern: das wahre Finanz-Interesse des Königreichs, der Vortheil der mittleren Klassen der Gesellschaft und die Gesundheit, so wie die Sittlichkeit, der unteren, d. h. der armen Klassen. Seitdem der Preis des Biers gestiegen ist, hat sich das Volk den Branntwein angewöhnt. Auf dem Lande setzt sich der Tagelöhner nicht mehr an den frugalen Tisch des Pachtherrn; Nothwendigkeit und Gewohnheit führen ihn in das Wirthshaus. Ohne Freunde, die ihm mit ihrem Rathe beistehen, verkehrt er nur mit Müßiggängern und Faullenzern, deren schlechte Gewohnheiten er nur allzu leicht annimmt, und in einer unter Schwelgerei verlebten Nacht wird nicht selten der Gewinn einer Arbeitswoche vergeudet. So war es nicht, als der Pachter selbst sein Malz bereitete, sein Bier braute und sein Gesinde ernährte. Vor diesem sah jeder in ihm seinen Freund, seinen Vater und rechnete es sich zur Ehre, unter dem Dache alt und grau zu werden, das ihn hatte entstehen gesehen.

Wir können es nicht oft genug wiederholen: von allen Steuern auf Gegenstände erster Nothwendigkeit ist die Malzsteuer in unserer Ansicht die verderblichste. Sie ist es, die in unserem Lande den Geschmack für starke Getränke eingeführt hat: eine Pest, deren traurige Wirkungen sich je mehr und mehr offenbaren, und die, wenn nicht sehr bald Rettung aufgefunden wird, nur damit endigen kann, daß sie die Quelle unberechnenbaren Unheils wird.

Hinsichtlich der übrigen, in diesem Kapitel zusammengefaßten Gegenstände werden wir minder streng seyn. Der Arme hat, wie der Reiche, Verpflichtungen gegen die Gesellschaft zu erfüllen. Seine Betriebsamkeit und seine

Arbeit bilden zwar sein Kapital; allein er muß deßwegen nicht weniger zur Erhaltung der gesellschaftlichen Ordnung mitwirken, weil diese allein ihm einen freien Gebrauch seiner Kräfte gewährt. Doch wenn die ärmere Klasse nicht berechtigt ist, eine Ausnahme von den öffentlichen Lasten für sich in Anspruch zu nehmen: so ist es noch weit weniger der Gerechtigkeit gemäß, ihr mehr, als ihren Antheil aufzudringen. Dies aber ist gegenwärtig der Fall. Wir leiten die Aufmerksamkeit der Gesetzgeber auf diesen Punkt. Mögen sie sich beeiligen, vorzüglich diejenigen Steuern zu unterdrücken, die einen verderblichen Einfluß auf die Gesundheit haben können; und mögen sie diejenigen modifiziren, welche darauf abzwecken, das Volk angenehmer und heilsamer Erholungen zu berauben! Man muß nicht Bedenken tragen, einige Millionen einzubüßen; es wird nie an Mitteln fehlen, den leeren Raum auszufüllen. Man muß, vor allen Dingen, von einer Sache überzeugt seyn, namentlich davon, daß Elend und Verderbniß von allen Feinden, die eine Nation bedrohen, die furchtbarsten sind.

Von der Steuer auf rohe Stoffe ... Die Summe der Besteuerung, welche erhoben wird von rohen Stoffen, d. h. von solchen, welche die Manufakturen und die verschiedenen Werkstätte des Handwerks und der Kunst unterhalten, hat sich in den letzten Jahren auf 6,000,000 Pf. St. erhoben. Diese Steuer drückt auf die ärmere Klasse nicht auf eine so direkte Weise, wie die Steuer auf Verbrauchsgegenstände erster Nothwendigkeit: doch sind die Folgen davon für das öffentliche Wohlseyn höchst traurig; denn sie schadet wesentlich dem Umlaufe

der Kapitale. Je mehr rohe Stoffe sich ein Manufaktur-Land zu einem niedrigen Preise verschaffen kann, desto größer ist die Summe der Kapitale, die es auf ihren Ankauf verwendet. Je mehr also die auf rohe Stoffe gelegte Steuer den Preis derselben erhöht, desto fühlbarer muß ihr Einfluß auf den Reichthum eines industriösen Landes werden, weil die Ausdehnung der Manufakturen von der Quantität der angekauften rohen Stoffe abhängt. Diese Verminderung in der Bewegung des Kapitals ist ein Verlust für den Staatsreichthum. Die Steuer auf rohe Stoffe hat aber noch einen andern, sehr ernstlichen Nachtheil; sie bringt das Gedeihliche unserer Ausfuhren dadurch in Gefahr, daß sie den Preis der Handarbeit erhöhet; sie raubt unsern Fabrikanten die Mittel, mit Vortheil gegen die Konkurrenz des Auslandes anzukämpfen. Wer eingeweiht ist in die Geheimnisse des hohen Verkehrs, weiß, wie sehr eine geringe Differenz in den Preisen bisweilen auf eine Handels-Operation einwirkt. Wenn die Steuern auf rohe Stoffe den Fabrikationspreis unserer Produkte auch nur um zwei bis drei Prozent vermehren: so reicht dies hin, um den Produkten einer andern Nation den Vorzug zuzuwenden. Die Betriebsamkeit hat, seit einigen Jahren, in Europa bedeutende Fortschritte gemacht; verlassen wir uns nicht blindlings auf unsere Ueberlegenheit im Handel. Vor Augen haben wir das Beispiel Hollands. Es hat seine Betriebsamkeit zu Grunde gerichtet durch die immer stärkeren Anforderungen, die es an dieselbe gemacht hat; es hat die Henne getödtet, die ihm goldene Eier legte.

Von der Steuer auf die Manufakturen ... Hinsichtlich dieser Steuer, welche nur mit ungefähr zwei

Millionen in die Gesammtheit des öffentlichen Einkommens eintritt, werden wir dieselben Bemerkungen machen, welche wir hinsichtlich der Steuer auf die rohen Stoffe gemacht haben. Der Verbrauch aller Artikel, welche von einer Fabrikation herrühren, hängt im Allgemeinen von dem Preise ab, um welchen sie geliefert werden. Jede Steuer demnach, welche auf Erhöhung dieses Preises abzweckt, versetzt der Betriebsamkeit dadurch einen tödtlichen Streich, daß sie den Absatz ihrer Produkte beschränkt. Wir wollen dem Leser einen Begriff davon geben, wie die Feststellung dieses Zweiges des öffentlichen Einkommens auf einige Produkte unserer Fabriken zurückgewirkt hat. In dem Zeitraum von 1793 bis 1823 haben sich die Steuern auf unsere Spiegel und Kristalle um fünf Sechstel vermehrt. Was aber ist die Folge davon gewesen? In den fünf Jahren von 1789 bis 1793 betrug der Verbrauch von Waaren dieser Art 190,000 Zentner; in den fünf Jahren von 1821 bis 1825 betrug der Absatz 165,000 Zentner: eine ungemeine Differenz, wenn man die in der Bevölkerung und in dem Vermögenszustande erfolgte Vermehrung in Anschlag bringt! Die Verhältnisse sind dieselben in allen andern Zweigen der Betriebsamkeit, deren Produkte von einer gleichen Vermehrung der Besteuerung getroffen sind.

Hält die Gesetzgebung es nicht für ihre Pflicht, diese Steuern zu unterdrücken, so erleichtere sie dieselben zum wenigsten, und nehme ihnen dadurch einen Theil ihres verderblichen Einflusses. Sie unterscheide aber vorzüglich die Artikel, für welche die Steuer eine Art von Verbot ist. Vergeblich würde man anführen, daß die erhobene Steuer

den Fabrikanten bei der Ausfuhr ihrer Produkte zurückgezahlt wird; diese Restitution selbst ist ein Uebelstand, der gegen die Besteuerung spricht. Es ist in der That gewiß, daß auf diese Weise die Erhebungskosten verdoppelt werden durch diejenigen, welche die Rückzahlung nothwendig macht.

Von der Steuer auf eingeführte Luxus-Gegenstände ... Von allen Zweigen der Besteuerung steht keiner so sehr in Einklang mit den Prinzipien der Billigkeit, wie dieser. Diese Gegenstände werden fast ausschließend von den Reichen verbraucht, und wenn die Armen davon Gebrauch machen, so geschieht dies in einem sehr schwachen Verhältniß. Sie haben nur einen untergeordneten Einfluß auf die Volks-Betriebsamkeit; und wenn sie in den angemessenen Schranken gehalten würden, so würde es ungerecht seyn, irgend einen Einspruch wider sie einzulegen. Da sie jedoch, bis jetzt, bis auf einen alles Maß übersteigenden Satz getrieben worden sind, so werden sie, anstatt nützlich zu seyn, dem Staate dadurch verderblich, daß sie der Kontrebande (Schmuggelei) Entstehung geben. Wer wüßte wohl nicht, mit welcher Thätigkeit diese in der ganzen Ausdehnung unserer Küsten ausgeübt wird, und welchen Aufwand die Regierung machen muß, um sie zu unterdrücken? Ein dem Kanzler der Schatzkammer vorgelegter Bericht schätzt diesen Aufwand ab auf eine Million Pfund Sterling jährlich. Da die Schmuggelei nur vortheilhaft ist für diejenigen, welche sie üben in Folge der Erhöhung der Zölle, und da erwiesen ist, daß alle Bemühungen der Regierung stets vergeblich seyn werden,

sofern es sich um eine Unterdrückung derselben handelt, so giebt es nur ein Mittel, ihr ein Ziel zu setzen: Verminderung der Gränzzölle.

Diese Verminderung der Zölle hinsichtlich, gewisser Gegenstände des Luxus, namentlich hinsichtlich der französischen Weine und einiger anderen Produkte Frankreichs, kann nicht verfehlen, die vortheilhaftesten Resultate zu gewähren. Freier und häufiger Verkehr mit Frankreich wird für England eine Quelle der Wohlfahrt werden. Diese beiden Nationen scheinen vermöge ihrer geographischen Lage und der Beschaffenheit ihres Bodens bestimmt, von dem Austausche ihrer Produkte zu leben. Gestellt an die Spitze der Zivilisation und nur durch einen Meeresarm von einander geschieden, vereinigen sie die verschiedensten und die köstlichsten Gaben der Natur. Wenn die eine (England) die Reichthümer der Betriebsamkeit und die Wunder der mechanischen Künste zur Schau trägt: so ist die andere (Frankreich) stolz auf die Fruchtbarkeit ihres Bodens und auf die Mannichfaltigkeit seiner natürlichen Produkte. Auch haben wir stets einer ungeschickten Politik alle die übertriebenen Steuern zur Last gelegt, welche beide Staaten unschichtig auf ihre respektiven Produkte gehäuft haben. Wenn man, seitdem das unglückselige System von Schutzsteuern besteht, alles zusammenrechnen wollte, was es beiden Nationen gekostet hat, so würde man sich davon überzeugen, daß man sich in einem hohen Grade lächerlich machte, als man ihnen diese lügenhafte Benennung gab. Colbert hatte sich in den Kopf gesetzt, aus Frankreich ein Manufaktur-Land zu machen, und für diesen Endzweck hielt er es für hinreichend, die Einfuhr aller Produkte fremder Fabriken

zu verhindern. Eine Zeit lang gewannen diese Manufakturen einen erzwungenen Fortgang; doch Frankreich empfand sehr bald die traurigen Wirkungen dieses neuen Systems. Der Preis aller Gegenstände des Verbrauchs verdoppelte und verdreifachte sich, ohne daß der Zustand der Fabriken dadurch gedeihlicher wurde. Holland, Repressalien anwendend, prohibirte bald die Produkte Frankreichs, und dieser Kampf des Verkehrs war nicht glücklicher für Holland, als für seinen Nebenbuhler.

Auch England trat in die Bahn der Prohibitionen und ließ sehr bald alle Völker, die ihm in derselben vorangegangen waren, weit hinter sich; und noch jetzt kann es sich nicht entschließen, ein so fehlerhaftes System aufzugeben. Mit der vollkommensten Aufrichtigkeit wünschen wir, daß die Regierungen der verschiedenen Staaten Europa's und der neuen Welt endlich eine großartige Politik und edelmüthigere Ansichten fassen mögen, mit Verzichtleistung auf eine Steuererhebung, welche der Wohlfahrt der Völker so handgreiflich zuwider ist. Indem die Natur jedem Lande eine besondere Temperatur und verschiedene Erzeugnisse gab, verfolgte sie keinen andern Zweck, als daß jene sich einander aushelfen sollten. Fort mit dem Hemmnisse der Betriebsamkeit, und wir werden sehr bald sehen, wie diese sich in jedem Lande nur solchen Gegenständen zuwendet, für welche die Natur des Bodens oder das National-Genie ihr eine unbestreitbare Ueberlegenheit zusichern.

Doch wir wissen nur allzu gut, mit welcher Ungunst die Gewalt alle Vorschläge aufnimmt, welche auf Verminderung der Steuer abzwecken. Für jeden dieser Vorschläge

hält man ein Hauptspruch in Bereitschaft. „Die gegenwärtigen Umstände widersetzen sich jeder Art von Verminderung." So lautet der Hauptspruch; und wer möchte leugnen, daß er höchst bequem ist, sofern es darauf ankommt, über den Werth der Vorschläge zu entscheiden? Wäre er nur nicht auf einen Irrthum gegründet. Nach ihm wird man geneigt, zu glauben, daß jede Herabsetzung eine Verminderung in dem Besteuerungs-Produkt zu Wege bringe, während gerade das Gegentheil davon Statt findet. Und das geht ganz natürlich zu, weil jeder Artikel, der einer unmäßigen Besteuerung unterliegt, nur von der Klasse der Reichen verbraucht werden kann, weil folglich der Verbrauch desselben immer sehr beschränkt ist. Verminderte man die Besteuerung dergestalt, daß derselbe Artikel den mittleren Klassen der Gesellschaft zugänglich würde, so würde der Verbrauch desselben in gleichem Verhältniß mit der Zahl der Konsumenten zunehmen; und es unterliegt keinem Zweifel, daß die von einem so ausgedehnten Verbrauch erhobene Steuer nicht eine merkliche Vermehrung in Vergleich mit derjenigen darbieten sollte, welche nur den beschränkten Verbrauch einer privilegirten Klasse traf. Was wir hier behaupten, ist nicht eine leere Spekulation. Wiederholte Erfahrungen haben die Wahrheit derselben bewiesen.

Im Jahre 1745 setzte man die Thee-Steuer von 4 Sh. auf das Pfund auf 1 Sh. herab. Was war das Resultat dieser Reduktion? In den drei Jahren vor 1745 hatte das Produkt der Thee-Steuer betragen 414,656 Pf. Sterling; in den drei Jahren vor 1749 erhob er sich auf 804,791 Pf. St. Die Auflage auf dies Genußmittel wurde

hierauf nach und nach bis zum Jahre 1784 verstärkt, eine Epoche, wie jene die Höhe von 119 Prozent erreichte. Sie wurde sodann in dem eben genannten Jahre plötzlich auf 12 Prozent zurückgesetzt. Der Besteuerungs-Produkt hätte sich nunmehr in dem Verhältniß von 119 zu 12 Prozent vermindern, d. h. von 700,000 Pf. St. auf ungefähr 73,000 abfallen sollen. Allein der Verbrauch des Thee's, welcher in den drei Jahren vor 1784, ein Jahr ins andere gerechnet, 17,200,000 Pfund betragen hatte, erhob sich in den drei Jahren vor 1789 auf 48,164,000 Pfund Gewicht, dergestalt, daß das Besteuerungs-Produkt sich nur im Verhältniß von 3 zu 1 verminderte, d. h. von der Summe von 700,000 Pf. St. auf 240,000 Pf. St. stellte.

Im Jahre 1808 war die Kaffee-Steuer 2 Sh. das Pfund; im Jahre 1826 setzte man sie auf 6 Pences das Pfund. Von der einen dieser Epochen zur andern hat sich der Verbrauch von 4,000,000 Pfund auf 14,000,000 Pfund erhoben; und das Produkt der Gefälle, welches im Jahre 1808 nur 144,000 Pf. St. betrug, hat sich im Jahre 1829 zu 485,000 Pf. Sterl. erhoben.

Im Jahre 1823 verminderte man die Gefälle von dem in Irland fabrizirten Branntwein von 5 Sh. 6 Pence auf 2 Sh. Die Zahl der versteuerten Gallonen betrug im Jahre 1822 nur 2,000,000. Im Jahre 1824 war sie auf 10,000,000 gestiegen, und das Produkt der Besteurung, welches im Jahre 1822 nur 100,000 Pf. St. betrug, hatte sich im Jahre 1824 auf 1,400,000 Pf. St. gehoben. Um dieselbe Zeit brachte man eine Verminderung der Gefälle von den in Schottland fabrizirten Branntweinen zu Stande; und in dem Verbrauch der Produkte, so

wie in der Erhebung der Gefälle des Fiskus, hat sich dieselbe Vermehrung fühlbar gemacht.

Im Jahre 1827 verminderte man die Steuer auf die in England fabrizirten Branntweine von 12 Sh. auf 7 Sh. Und von dem Augenblick an, wo diese Verminderung eintrat, ist der jährliche Verbrauch, welcher bis dahin nur 3,500,000 Gallonen betragen hatte, durchschnittlich auf 7,700,000 Gallonen gestiegen und das Besteuerungs-Produkt hat sich von 2,300,000 Pf. St. auf 2,700,000 Pf. gehoben.

Im Jahre 1823 verminderte man die Zölle auf französische Weine von 11 Sh. 5 Pences für die Gallone auf 6 Sh. Anstatt der 183,000 Gallonen, welche man durchschnittlich im Laufe eines Jahres, während der drei Jahre vor 1825, eingeführt hatte, führte man davon 382,000 in den Jahren vor 1829 ein; und die Gefälle sind von 106,000 Pf. St. auf 115,000 Pf. St. gestiegen. Die auf 6 Sh. verminderte Steuer hat also 9000 Pf. St. mehr hervorgebracht, als gewonnen wurden, so lange die Gallone mit 11 Sh. 5 Pences versteuert werden mußte.

Aus allen diesen Thatsachen folgert man mit Fug und Recht, daß, wenn eine Steuer zu hoch angesetzt ist, ihre Verminderung, weit entfernt eine Verminderung in der Einnahme zu bewirken, auf eine Vermehrung derselben abzwecken kann. Es ist erwiesen, daß die, durch die Unterdrückung oder Verminderung gewisser Steuern in dem Staatsschatz bewirkte Leere ausgefüllt wird durch die fortschrittliche Zunahme des Produkts anderer Steuern. Bei dem Allen kann man sich nicht dagegen verblenden, daß diese Resultate nicht auf der Stelle eintreten können. Ohne

Zwei-

Zweifel werden einige Jahre verlaufen, ehe die Wirkung der in Vorschlag gebrachten Verminderungen fühlbar wird. Es würde demnach thörigt seyn, sich wegen der Sorge, das Defizit der Schatzes zu decken, ganz allein auf sie zu verlassen. Beschäftigt man sich im Gebiet der Finanzen mit Verbesserungen, so muß man sich, vor allen Dingen, mit einem Prinzip durchdringen; und dieses ist, „daß der Dienst des Schatzes stets gesichert seyn muß."

Will man also dem allgemeinen Wunsche nach Unterdrückung oder Verminderung gewisser Steuern entgegen kommen: so ist unumgänglich nöthig, andere, auf Vernunft und Gerechtigkeit gegründete Steuern einzuführen, welche dem Schatze die den Bedürfnissen des Staatsdienstes entsprechenden Hülfsquellen sichern.

Man hat sich, seit einiger Zeit, sehr ernstlich mit der Wahl einer Steuer beschäftigt, deren Produkt bedeutend genug sei, um Verminderungen hinsichtlich der übrigen bestehenden Steuern zulässig zu machen. Alle Gemäßigten, welcher Farbe sie auch im Uebrigen angehören mögen, treffen darin überein, daß eine auf das Eigenthum gelegte Steuer das beste Mittel seyn werde, um zum vorgesteckten Ziele zu gelangen. Wie man nun im Allgemeinen die Resultate dieser Steuer übertreibt, so wollen wir dieselben hier angeben. Im Jahre 1814, wo sie auf 10 Prozent festgestellt war, brachte sie 14,000,000 Pf. St. Seit dieser Epoche ist der National-Reichthum stets im Steigen geblieben; und obgleich die Pachtungen im Preise gefallen sind, so haben doch mehre Umstände zur Verstärkung des National-Einkommens beigetragen. So sind die Miethen einer großen Anzahl von Häusern, die während des Frie-

dens gebaut worden sind, hinzugekommen; so auch die Dividenden von Kapitalen, welche man auf Kanalbau, Eisenbahnen u. s. w. angelegt hat. Es würde keine Uebertreibung in sich schließen, wenn man das Produkt, das sich, bei einer Feststellung von $1\frac{1}{2}$ oder 2 Prozent, davon ziehen ließe, auf 3,000,000 Pf. St. abschätzen wollte. In einen besonderen Artikel gedenken wir diese wichtige Finanz-Frage, so wie diejenige zu verhandeln, welche sich an die eigentlich sogenannte Territorial-Steuer knüpft.

Die Vertheidiger der gegenwärtig hergebrachten Steuervertheilung fühlen sehr wohl, daß die Steuer auf Eigenthum der Hebel ist, dessen man sich früher oder später bedienen wird, um ihr System über den Haufen zu werfen. Auch bemühen sie sich, gegen diese Besteuerung alle Schwierigkeiten und Einwände zu Haufen zu bringen. In ihren Anschauungen sind es folgende, die sich der Annahme der vorgeschlagenen Besteuerung am stärksten widersetzen:

1. Jede Veränderung in der Besteuerung, sagen sie, führt ernstliche Nachtheile mit sich.

2. Die Besteuerung des Eigenthums würde nicht eine Zunahme der Konsumtion zur Folge haben, weil die Reichen, deren Einkommen verkürzt werden würde, ihren Aufwand beschränken müßten.

3. Indem man die Reichen besteuerte, würde man den Armen die Arbeit entziehen.

4. Die in Vorschlag gebrachte Besteuerung würde großes Vermögen aus dem Lande vertreiben.

5. Sie hat auch eine Tendenz nach Gleichstellung des Eigenthums.

Der erste Einwand erscheint uns nichts sagend; denn

es ist unbestreitbar, daß man aus dem Zustande des Mißbehagens nicht zu einem besseren übergehen kann, ohne sich einige Mühe zu geben, und ohne einige Anstrengungen zu machen. Allein der gescheidte Mann berechnet zum Voraus, ob er in der Veränderung seiner Lage eine Entschädigung für diese Mühe, diese Anstrengungen finden wird.

Man wendet sodann ein, daß die angezeigte Veränderung nicht eine Zunahme der Konsumtion bewirken wird, „weil" — so drückt man sich aus — „die Klasse der Reichen, deren Einkommen geschmälert wird, ihren Aufwand zu vermindern genöthigt ist." Dies Argument hat nicht einmal den Schein für sich. In Wahrheit, was verschlägt es, ob die Zunahme der Konsumtion von der Klasse der Reichen, oder von der Klasse der Armen herrührt, vorausgesetzt nur, daß diese Zunahme Statt findet? Indem man den Verzehr eines jeden Gliedes der Gesellschaft gleich macht, hat man zum Wenigsten dem Wunsche der Vernunft und der Gerechtigkeit genügt.

Eben so ist es ohne allen Grund, wenn man behauptet, daß man durch neue Steuern, auf das Eigenthum gelegt, den Armen die Daseynsmittel rauben würde. Wir sind der Meinung, daß, wenn man den Armen nicht, vermittelst einer fehlerhaften Vertheilung der Besteuerung, den Lohn entreißt, den sie von ihrer Arbeit einerndten, wenn man die Reichen nach Verhältniß ihres Vermögens beitragen läßt, und, um alles mit einem Worte zu sagen, die Kapitale in den Händen ihres rechtmäßigen Besitzers läßt — wir sind der Meinung, daß, unter solchen Umständen und Bedingungen, die Ausgaben und die Arbeiten in denselben Verhältnissen bleiben werden.

Der vierte Einwand hat etwas Beleidigendes für die Reichen, und wir sind des Glaubens, daß diese Klasse ihn zuerst zurückweisen werde. Wie! Kapitalisten sollten auswandern aus Furcht, daß man sie nöthigen werde, etwas zur Erleichterung der unglücklichen Klassen beizutragen? Wie! nur unter der Bedingung, daß wir ihre Steuern bezahlen, sollten sie sich gefallen lassen, ihre Kapitale im Lande anzulegen? Ich zweifle daran, daß ein solcher Kauf vortheilhaft für uns seyn würde. Man sei indeß unbesorgt: die Kapitalisten werden nicht auswandern; an Kapitalen fehlt es nirgend, wo die Betriebsamkeit ihnen die Umlaufsmittel verschafft. Also nicht dadurch, daß wir die Anstrengungen des Handels begünstigen und ihn von seinen Hemmnissen befreien, werden wir große Glücksgüter ins Ausland verweisen.

Endlich ist die Gleichmachung der Eigenthümer, welche man zu befürchten die Miene annimmt, eine Vogelscheuche, welche Keinen betrügt. Die, der neuen Besteuerung zum Grunde liegenden Berechnungen sind zum Voraus bekannt; außerdem aber würden diese Berechnungen im Parliamente besprochen, und in Allem, was darin mangel- oder fehlerhaft seyn könnte, berichtigt werden.

In jenen kritischen Augenblicken, wo England, in einem Kampfe auf Tod und Leben, die Frage seiner Fortdauer beantwortete, hat die Steuer auf das Eigenthum indem sie den Schatz nährte, ohne dem Privat-Vermögen zu schaden, bereits unsere Heere, so wie die unserer Verbündeten auf den Beinen erhalten und den Ausgang des Kampfes entschieden. Sie werde noch einmal die Arche unseres Heils! Wenden wir sie an als ein köstliches Mit-

tel, um aus unseren Finanz-Verlegenheiten zu kommen! Mag sie sodann ruhen in dem Arsenal unserer Gesetze, um sie noch einmal daraus hervorzuziehen, wenn neue Gefahren uns dazu nöthigen sollten.

Wenn man, um diese Finanz-Reform vollständig zu machen, die beschützenden Gesetze und die Monopole unterdrückt, so werden alle Klassen der Gesellschaft den Staatslasten zu Hülfe kommen, ohne sich Entbehrungen aufzulegen. Nicht bloß wird diese Unterdrückung das Volk von wenigstens 20,000,000 Pf. St. befreien, sondern die Verbrauchsgegenstände und die für Fabrikation geeigneten Stoffe werden billigeren Preises seyn; das Produkt der Kapitale wird sich verstärken; die Agrikultur, die Manufakturen und der Handel mit dem Auslande werden sich aufgemuntert fühlen; das öffentliche Vermögen wird neuen Zuwachs erhalten, und wir werden ohne Erschütterung aus unseren staatswirthschaftlichen Verlegenheiten herausgekommen seyn.

Wie regelt man die Wirksamkeit der periodischen Presse?

[Aus dem Französischen *).]

§. 1.

Von der Presse als Werkzeug intellektueller Mittheilung.

Wir können es nicht oft genug wiederholen, daß Oeffentlichkeit und Preßfreiheit nicht zu den Dingen gehören, gegen welche wir eine Beschuldigung oder Anklage richten

---

*) Wir zweifeln nicht daran, daß mehre unserer Leser den nachfolgenden Aufsatz, sofern er aus einer französischen Feder geflossen ist, höchst apokryphisch finden werden; dies hat uns jedoch nicht abhalten können, ihn so mitzutheilen, wie wir ihn im April-Heft der Revue du Progrès social angetroffen haben. Die Presse scheint in unseren Tagen zu einem unauflöslichen Räthsel geworden zu seyn. Soll nun dies Räthsel jemals gelöset werden, so ist vor allen Dingen nothwendig, hinsichtlich der Preßfreiheit zwischen Wirkung und Ursache zu unterscheiden. So lange dies unterbleibt, d. h. so lange man hinsichtlich dieses gesellschaftlichen Phänomens, das sich nie verdrängen lassen wird, die Wirkung zur Ursache macht, ist an eine Verbesserung des gegenwärtigen Zustandes nicht zu denken, wohl aber an eine positive Verschlimmerung, weil es nie an Ausflüchten und veränderten Mitteln fehlen wird. Hierauf aufmerksam gemacht zu haben, ist das größte Verdienst des von uns mitgetheilten Aufsatzes, während er deutsche Leser tiefer in die französische Welt einführt, als man es von der National-Eitelkeit eines Franzosen zu erwarten berechtigt ist. B.

möchten. Was schon im Alterthum von der Zunge gesagt wurde, daß sie nämlich das Beste und das Schlimmste in der Welt sei, paßt ganz genau auf die Presse: sie ist der kräftigste Mechanismus, der dem menschlichen Geiste zu Gebote steht, das Gute wie das Böse zu thun. Die ganze Frage bezieht sich im Grunde auf die Beweggründe, welche den großen Hebel in Thätigkeit bringen, und auf den sittlichen Gedanken, welcher diese Thätigkeit leitet.

Die Einführung der periodischen Presse in den Gesellschaften ist eine Thatsache so großen Umfangs, daß man sich ihrer dreist bedienen kann, um zwischen dem Alterthum und den neueren Zeiten die schärfste Abgränzungs-Linie zu ziehen.

Entblößt von thätigen und leichten Mitteln intellektueller Mittheilung, beschränkt auf bloße Schreibkunst, welche außerdem noch das Privilegium einer geringen Anzahl von Gelehrten war, stützte sich die Gesellschaft des Alterthums hauptsächlich auf mündliche Ueberlieferung. Diese mündliche Ueberlieferung ging von dem Vater auf die Kinder, von dem Priester auf die Eingeweiheten, und war, ihrem Wesen nach, kurz gefaßt, ernst, gebietend, bestimmt. Der Gedanke war in sakramentale Formeln eingezwängt: er lief nicht um, man thesaurisirte ihn. Wer ihn besaß, bewahrte ihn als etwas Seltenes, und theilte ihn höchst ungern Anderen mit; man fühlte, daß, wenn das Band der Ueberlieferung einmal zerrissen war, die Gesellschaft ihre Familienansprüche und ihr intellektuelles Kapital verlieren würde. Autorität, strenge Zurückhaltung, Umsicht und Vorherschauung: dies waren die Sitten des Alterthums in Beziehung auf das geistige Leben. Damals

blühete, wenn man es so ausdrücken will, die Religion des Gedankens: eine verborgene und geheimnißvolle Religion.

Die Erfindung der Buchdruckerei hat die Gestalt der Dinge verändert. Das festgestellte und materialisirte Wort hat freien Besitz genommen vom Raum und von der Zeit: seiner Fortdauer gewiß, hat es auf die Voraussicht verzichtet. Anfangs zeigten sich die Bücher in großem Format; allein nachdem sie allmählig vom Folio zum Duodez herabgestiegen waren, hat ihr Einfluß demjenigen Platz gemacht, der sich in je täglicher Bekanntmachung offenbart. Von jetzt an ist auf den Geist der Erhaltung der Geist der Fortpflanzung, auf das Geheimniß die Oeffentlichkeit, auf die strenge Fixität des alten Worts eine unbesonnene Beweglichkeit, auf das Schweigen der Schüler des Pythagoras die Geschwätzigkeit berathender Versammlungen, auf den Gedanken der Ewigkeit das Leben von einem Tage zum andern, auf die Arbeiten beengten Athems die tägliche Improvisation, auf das Priesterthum der Journalismus gefolgt. Der Gedankenverkehr konnte nicht länger ausbleiben.

Herr Ballanche hat in seinem bewundernswürdigen „Versuch über die gesellschaftlichen Einrichtungen" diesen Uebergang von der stationären Gesellschaft zu einer beweglichen Gesellschaft vollkommen begriffen; so wie er denn auch eine palingenetische Epoche geahnet hat, welche die beiden vorangegangenen Formen der Gesellschaft vereinigen, und in welcher die Entwickelung und die Mittheilung der Ideen eine Bahn allmähligen Fortschritts beschrei-

ben wird. Nur das Vorgefühl von dieser sittlichen Umwälzung hat in der Geistlichkeit die feindselige Gesinnung erzeugt, welche sie stets der Presse bewiesen hat; sie begriff, daß die Daseynsbedingungen der geistlichen Gewalt einer Veränderung entgegengingen.

Was man nicht streitig machen darf, das sind die zahlreichen Vortheile, die sich an die tägliche Wirksamkeit der Presse knüpfen.

Das Tagblatt ist die militirende Enzyklopädie des menschlichen Gedankens; es ist eine Universal-Korrespondenz, die uns über die Bewegung der Thatsachen, der Ideen, der Angelegenheiten auf allen Punkten des Erdballs belehrt; es ist das wirksamste Band, das den Menschen an die Menschheit knüpft. Auf diese Weise verwischt sich alles Enge und Ausschließende in unserem Herzen und unserem Verstande: das örtliche Leben wird zu einem Weltbürgerleben, und der, einer anhaltenden Erziehung unterworfene Geist gewinnt an Umfang und Ausdehnung, indem er sich, Tag für Tag, mit den neuen Produktionen intellektueller Arbeit nährt. Dabei giebt es ein Phänomen, das der Beachtung nur allzu würdig ist! Die Presse folgt, in ihrer täglichen Umwälzung, derselben Bewegung, welche das Ritual der Kirche vorgeschrieben hatte. Wir haben Messe und Vespern, Tagblätter für den Morgen und Tagblätter für den Abend; und der Schwarm von Blättern zweiten Ranges, welcher uns allenthalben überrascht, wo wir uns befinden mögen — im Wagen, im Schauspiel, auf dem Spaziergange, im Bade — ersetzt uns, meine ich, andere kirchliche Unterhaltungen, wie Angelus

und Frühpredigten, Nonen, Sixte und Komplete *). Statt der ewigen Wiederholung einer und derselben Liturgie giebt uns die Presse Neuigkeiten und Artikel; statt des starren, unbedingten und gebietenden Dogma's der Kirche, vernehmen wir ein Chaos von verschiedenen und sich gegenseitig widersprechenden Meinungen. Eine noch andere Verschiedenheit, bei welcher die Ueberlegenheit auf Seiten der Presse ist! Der Journalismus ist die Kirche im Hause: ein zudringliches, oder, wenn man lieber will, eifrig bemühetes Priesterthum, das den Gläubigen aufsucht und sich in jeder Stunde zu seiner Verfügung stellt. Wenn endlich die Kirche durch ihre Mysterien und ihre unversöhnliche Orthodoxie die Freiheit des Individuums auf's Kräftigste beschränkte, so entwickelt die Presse, über alles Maß hinaus, die Persönlichkeit, und bringt an die Stelle des Mysteriums den schamlosen Zynismus der Oeffentlichkeit, an die Stelle der Rechtgläubigkeit die Geistes-Anarchie und das Recht für alle ohne Ausnahme, Alles zu zerstören und über alles zu dogmatisiren: ein Recht der Empörung und Negation, welches tausend Irrthümer für eine nützliche Wahrheit giebt, und für einen rechtschaffenen Publizisten und einen großen Bürger Legionen von zanksüchtigen und händelsuchenden Advokaten unterhält und nährt: Priester ohne Glauben, ohne Sendung, ohne Ideen, Tartüffe der Philantrophie und der Aufopferung; eine namenlose Geistlichkeit, die weder Seminar, noch Grad, noch Weihe, noch Hierarchie kennt, und allem, was ihrem

*) So werden in der katholischen Welt die Gebete genannt, welche im täglichen Gottesdienst den Schluß machen.

Verkehr Abbruch thut, allem, was ihrem Ehrgeiz entgegen wirkt, einen Räuber- und Seeräuber-Krieg ankündigt — einen Krieg ohne Völkerrecht.

Neben den Vortheilen stoßen wir hier auf große Nachtheile. Diese Nachtheile werden bejammert von allen rechtschaffenen Männern, welche für die Presse arbeiten und sehr genöthigt sind, sich des einzigen Werkzeugs zu bedienen, das zu ihrer Verfügung steht. Niemand wird also die Strenge tadeln, deren wir uns bedienen werden, um das Uebel nach seinem ganzen Umfange darzustellen. Nicht von dem Menschen rührt dies Uebel her, wohl aber von der Mitte, worin sie leben und handeln.

Die beklagenswerthesten Mißbräuche, welche aus dem ersten Ausbruch der Presse (diese als einen Vulkan betrachtet) hervorgegangen sind, sind ohne allen Zweifel der Merkantilismus und die Unwirksamkeit der sittlichen Verantwortlichkeit des Schriftstellers. Seitdem es Jedem erlaubt ist, das Wort in der Gesellschaft zu führen, seitdem das vereinzelte Individuum sich incognito hat eine politische oder religiöse Bestimmung geben können, ist nichts nothwendiger geworden, als daß dies Individuum, da es kein regelmäßig Emolument erhält, und eben so wenig einer Körperschaft angehört, seinen Ruf von der Intrigue und seinen Arbeitslohn vom Verkehr fordert. Der Gedanke ist eine Waare geworden, so wie die Kunst ein Handwerk; der aus dem Tempel hervortretende Künstler ist in den Kramladen gefallen. Hierdurch nun sind alle Beziehungen verdreht worden. Der Publizist, anstatt selbst seinen Gedanken zu beherrschen, hat sich als den unterworfenen Sklaven der Aktionäre und Geranten bewiesen; oder,

wenn ihm an der Bewahrung seiner Wissenschaft etwas lag, so mußte er sich in die Einsamkeit zurückziehen und die Armuth ertragen. Der Journalist, anstatt die Meinung zu leiten, hat seinen Abonnenten und seinen Patronen dienen müssen; der Gelehrte ist nichts weiter, als ein Werkzeug der Arbeit unter den Händen der Kaufleute und der Agiotöre. Der Buchhandel steht nicht mehr im Dienste des Gedankens; der Gedanke hat sich vielmehr zum gehorsamen Diener des Buchhandels gemacht, dergestalt, daß die Leitung der intellektuellen Bewegung sich in den Händen von Menschen befindet, welche schlechthin unfähig sind, den Werth der Ideen zu würdigen, und daß die Ideen selbst, im umgekehrten Verhältniß ihrer Größe und Neuheit, vom Mißkredit getroffen werden. Denn gerade dadurch, daß der Gedanke zu einer Waare geworden ist, über welche der Käufer richtet, sind alle wichtigen Entdeckungen, welche in sich nichts weiter sind, als kühne Einschreitungen der Gegenwart in die Zukunft, ohne allen Werth auf dem Markte, bloß weil sie nicht erkannt werden, bloß weil Verstand erforderlich ist, um ihren Erfolg zu fassen, bloß weil die Zahl der Auserwählten, denen sie zusagen, so gering ist. Das Feld intellektueller Arbeit stellt also ein Schauspiel dar, das der Feudalität sehr ähnlich ist: einer Feudalität, worin das Talent dienstbar ist für den Gewinn des Handels; einer Feudalität, worin die Gewalt durch die List ersetzt wird, worin die Intrigue dem Verdienst die Ehrenbeweise raubt, oder vielmehr, worin es weder Rang, noch Klassen, noch Unterscheidung giebt, und nichts weiter in Betrachtung kommt, als der Abstand, welcher den Bezahler von dem Bezahlten sondert.

Hier fällt die Schande und der Tadel nicht auf Diejenigen, welche, ohne Böses im Sinn zu tragen, das Privilegium benutzen, womit der Zufall sie ausgestattet hat: der Tadel ist nur vorhanden für Diejenigen, die das Uebel erkennen und ertragen, ohne den Muth zu haben, auf die Abstellung desselben hinzuwirken; die Schande für Diejenigen, welche ihre Unterjochung nicht gewahren und sich durch kindische Zänkereien zerstreuen lassen, während die Füchse ihre kleinlichen Leidenschaften benutzen, um sie auszubeuten.

Ganz besonders hinsichtlich der Presse fühlt man die Nachtheile des anarchischen Gemengsels, worin alles unbestimmt ist, worin man keinen gesetzlichen oder legitimen Modus der Werthschätzung oder Herabwürdigung kennt, worin folglich die Usurpation das einzige Erwerbsmittel ist. Wie kann man sich demnächst darüber wundern, daß unsere Sitten ungeschmackt, anspruchsvoll, lügenhaft sind, und daß die Aufrichtigkeit für nichts weiter gilt, als für eine Lächerlichkeit, oder eine Ungewandtheit — „für das Metier eines Betrogenen", wie man sagt, „es sei denn, daß sie der unerschrockene Kalkul eines Menschen ist, der sich stark genug fühlt, um ohne Larve und mit freier Stirne durchs Leben zu gehen."

Doch nicht auf das sittliche Gefühl allein wirken diese verderblichen und jeden Zusammenhang auflösenden Prinzipe. Selbst der sicherste Verstand verliert sein Gleichgewicht inmitten dieser tumultvollen Zwietracht der Meinungen. Denken wir uns in einem dieser Tempel der Freiheit zu schreiben und zu denken, einen Menschen, umgeben von hundert Tagblättern, welche über jede Thatsache hun-

dert verschiedene Auslegungen zu Markte bringen, über jedes Buch, über jede Doktrin hundert verschiedene Urtheile fällen — müßte ein solcher Mensch nicht ausgerüstet seyn mit einer überlegenen Vernunft, damit sein Gewissen, ohne zu unterliegen, einen solchen Angriff aushalte? Und was geschieht denn auch? Die einen vernichten sich in einer gefühllosen Neutralität; die andern verfallen in Zweifelsucht, oder gelangen zur tiefsten sittlichen Herabwürdigung, zur Verachtung der Intelligenz und der Vernunft; die Mehrzahl aber resignirt sich, und endigt damit, daß sie, um in dem einen oder dem andern Sinne zu urtheilen, nur ein unfehlbares Kriterion anerkennt: den Vortheil ihres Vermögens, oder ihrer Selbstliebe.

Vergessen wir auch nicht die durchaus philanthropische und durchaus christlich-milde Erfindung von Ankündigungen ohne Kontrolle und von bezahlten Insertionen! Eine Philanthropie, fruchtbar an großen Einkünften für Diejenigen, welche, unter Berücksichtigung des Wohls der Menschheit und der Wohlfahrt des Landes, die vierte Seite ihres Journals dazu hergeben; eine christliche Milde, welche den Charlatan mästet und das Publikum den schändlichsten Erpressungen preisgiebt, bisweilen sogar einer so muthwilligen Behandlung, daß diese zur Verspottung reizen würde, wenn sie nicht das Mitleid weckte! In Wahrheit: welches andere Gefühl könnte sich unserer bemächtigen beim Anblick jener Gesellschaft von Starkgeistern, welche dem Evangelium der Kirche entsagt hat, um an das Evangelium — Touquet zu glauben — welche die christliche Liebe verleumdet hat, um den

Vorsichts=Banken ihren Weihrauch darzubringen — welche die Wunder geleugnet hat, um an den weißen Mostricht zu glauben — welche die grauen Schwestern verachtet hat, um Philanthropen zu bewundern, die sich durch den Absatz ihrer Tugenden bereichert haben — welche die Authentizität der Apostelgeschichte bestritten hat, um an die Denkwürdigkeiten der Zeitgenossin und der Frau du Barry zu glauben *)?

Und sollte man nicht noch mehr empfinden, als bloßes Mitleid beim Anblick dieser unermeßlichen Bazare intellektueller Wegwerfung, wo die Oeffentlichkeit dem Meistbietenden verkauft wird, wo das Unedelste sich an das Achtungswertheste anschließt, wo Schelmenstreichen, würdig der Verbesserungs=Polizei, eine freie Ausübung gestattet wird vor einer Gesellschaft, deren gesunder Sinn nicht ausreichen kann, um die Anzettelungen derer zu Schanden zu machen, welche dahin gelangt sind, aus den Mitteln, die Meinung auszubeuten, eine klassische Kunst gebildet zu haben, die ihre Poetik und ihre Vorschriften hat? Wir sind Ohrenzeugen gewesen, als man dies Insertions=Recht mit dem Recht des Asyls verglich, welche in den Gesellschaften des Alterthums und in der kirchlichen Gesellschaft des Mittelalters gestattet war. Ohne Zweifel bietet diese kaufmännische Publizität, zum wenigsten ein Rettungsmittel wider die Ausschließungen des Vorurtheils, oder des Geistes der Koterie dar; allein vergessen wir nur nicht, daß

*) Wir bedauern, unsern Lesern keine näheren Aufschlüsse über das Evangelium — Touquet geben zu können.

Anm. d. Uebers.

das Asyl-Recht ein Geschenk des Glaubens, nicht eine Handels-Operation war; vergessen wir nur nicht, daß die zu dieser Immunität der göttlichen Gnade hinzugelassenen Individuen versteckt wurden wie Schuldige, die zur Reue berufen sind, und daß sie nicht angekündigt wurden als Helden, oder als große Männer.

Und man sage nur nicht, daß wir mit allem diesen etwas behauptet haben, was den Thatsachen entgegen sei; die Beweise liegen vor, nicht um uns zu widersprechen, sondern um unsere Zurückhaltung und unsere Nüchternheit anzuklagen. Es giebt manchen politischen, kommerziellen und literärischen Ort, wo alles käuflich und verkäuflich ist: Feuilleton, Kritik, Thatsachen, Nachrichten, damit diejenigen, welche die Gesetzesübertretung erkauft haben, sich derselben rühmen können als einer Gerechtigkeit, die ihren Talenten oder ihren Tugenden zu Theil geworden ist. Gäben sich dergleichen Tagblätter für das, was sie wirklich sind, für Bazare bleibender und täglicher Ausstellung, so würden wir dagegen wenig einzuwenden haben. Doch, im Namen der Freiheit und des Rechts begehren sie ein Priesterthum auszuüben und uneigennützige Meinungen zu repräsentiren; und das ist die Infamie, die man brandmarken, das die Larve, die man abreißen muß!

Freiheit! Freiheit! sind dies die Früchte, die du bringen solltest? O, nein! Die Unterdrückung des Fortschritts durch die Routine, die Hingabe der Kritik (dieser richterlichen Gewalt der Intelligenz) an die Intrigue, an den Geist der Koterie, an den Trafik, der unter die Botmäßigkeit des Verkehrs gestellte Gedanke, ist nicht Frei-

Freiheit, ist nur das Chaos, auf welches der Geist hauchen muß, um das Licht hervorgehen zu machen. Man muß sie suchen, man muß sie auffinden, die Bedingungen der Ordnung, welche die Rechte der Intelligenz sichern, und kein Bedenken tragen die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel zu vertreiben.

(Fortsetzung folgt.)

Was läßt sich
von der
Wiederherstellung der Kortes
für die
künftige Wohlfahrt Spaniens erwarten?

Die neueren Schriftsteller Spaniens haben sich gleichsam verschworen, alle widerwärtigen Schicksale, welche ihr Vaterland seit dem Eintritt des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die gegenwärtige Zeit getroffen haben, auf das Verschwinden der Kortes zu beziehen, das bekanntlich unter der Regierung des ersten Königs aus dem Hause Bourbon vollendet wurde. Die Frage ist: ob in dieser Ansicht von den gesellschaftlichen Erscheinungen der spanischen Welt Wahrheit enthalten ist, oder nicht?

Von einem Marina, oder auch von irgend einem anderen spanischen Publizisten annehmen, daß er den in Rede stehenden Gegenstand nach Anschauungen von einem allgemeinen Entwickelungsgesetz aufgefaßt und dargestellt habe, ist eine Voraussetzung, welche sich schwerlich rechtfertigen läßt: denn dazu würde vor allen Dingen erforderlich seyn, daß alle Phasen der Kortes genau bezeichnet, und folglich Anfang, Mitte und Ende in dieser Institution genau angegeben wären; und zwar mit den Hauptursachen, welche die Uebergänge bis zu ihrer Vollendung bewirkt haben.

Was die spanischen Schriftsteller unterlassen haben, wollen wir in dieser kurzen Abhandlung wenigstens in so fern nachholen, als wir dem Leser zu einer Uebersicht verhelfen, die ihn in den Stand setzen wird, den Unterschied zwischen den alten und den neuen Kortes gehörig zu würdigen, und daraus sichere Schlüsse für die Zukunft zu ziehen. Vorher müssen wir ihn jedoch an Dinge erinnern, welche in der früheren Periode unserer Zeitrechnung, in Folge eines gegebenen Zivilisations-Grades, sehr allgemein waren.

Zur Sache!

Bei den germanischen Völkern des vierten und des fünften Jahrhunderts waren die Regierungen eine Art von militärischer Demokratie, unter Oberhäuptern, welche Könige genannt wurden, ohne daß man irgend eine Ursache hat, mit diesem Worte den Begriff zu verbinden, welchen die letzten Jahrhunderte in Gang gebracht haben. In allgemeinen Versammlungen wurden alle wichtige Angelegenheiten entschieden; diese Versammlungen aber bestanden aus lauter freien Männern, welche Waffen tragen durften: denn hierin lag die Schutzwehr gegen Zwang und Willkür. Von Thronfolge, in dem gegenwärtigen Sinne des Worts, konnte nicht die Rede seyn; denn die persönlichen Eigenschaften des Oberhaupts entschieden nothwendig bei dem gänzlichen Mangel an Einrichtungen, welche sie hätten entbehrlich machen können. Nicht also vermöge eines organischen Gesetzes, wohl aber vermöge der Bequemlichkeit, welche der Besitzstand des Oberhauptes darbot, ging die königliche Würde von dem Vater auf den Sohn über; wobei man sich jedoch stets das Wahlrecht vorbehielt, weil

hierin allein die Sicherheit lag, deren man bedurfte. Das königliche Geschäft beschränkte sich auf die Anführung im Kriege, und Titelsucht war den Germanen, von welchen hier die Rede ist, fremd, weil ihre Regierungen ohne künstliche Abstufung waren. Das Wort Graf, welches von grau hergeleitet werden muß und gleichbedeutend mit senex ist, scheint alle Titel vertreten zu haben. Ein solcher Graf stand an der Spitze eines jeden Gaues, und seine Bestimmung war, die Gerechtigkeit zu verwalten, was stets unter freiem Himmel an einem Orte geschah, welcher Mahl oder Mahlberg genannt wurde. Des Grafen Beistände hießen Schöffen; sie waren, wie er selbst, bejahrte Leute, und mußten dies seyn, weil es keine geschriebene Gesetze gab, auf welche man hätte zurückgehen können, sondern ein bloßes Herkommen, das am meisten in der Erinnerung solcher Personen lebte, die, vermöge ihres Alters, das Vorurtheil für sich hatten, daß sie erfahren und unpartheiisch seyn würden. Jeder wurde nach Gesetzen gerichtet, welche für seine Richter gleiche Verbindlichkeit hatten; also wesentlich von Personen, die seines Gleichen waren. Für Beweismittel galten Zeugen, Eid und Gottesgericht; das letztere diente zu vollkommener Reinigung, indem die Voraussetzung keine andere war, als daß das Gefühl gerechter Sache dem Kämpfenden größere Stärke geben werde. In der Vertheidigung des Landes und in der Gerechtigkeitspflege waren sämmtliche Verrichtungen der Regierung abgeschlossen. Man wußte nichts, weder von Finanz-Verwaltung, noch von Polizei, noch von Kirchen- und Schulwesen.

Diese Einrichtungen nun gingen auf die eroberten

Länder über, außer sofern die von den Römern herrührenden fortbestanden, weil man es nicht in seiner Gewalt hatte, sie aufzuheben und durch andere zu ersetzen. Die Art und Weise, wie man sich zu einem gemeinschaftlichen Unternehmen verbunden hatte, brachte übrigens mit sich, daß man von den Vortheilen, welche die Eroberung gewährte, nicht ausgeschlossen werden konnte; und da es in den germanischen Heeren, die sich das westliche Römerreich unterwarfen, Vornehme und Edle, d. h. Personen gab, die durch die Zahl der freien Leute, an deren Spitze sie in den Krieg zogen, ausgezeichnet waren: so verstand es sich von selbst, daß ihr Antheil an der Beute der Macht entsprach, womit sie zum Erfolge beigetragen hatten. Diese erhielten bei der Theilung der Ländereien größere Massen, als die übrigen Krieger, und hiermit war der erste Grund zu einer Abstufung von Autorität gelegt, die sich in der Folge nur weiter ausbilden konnte. Für sich selbst behielt der König, was er zur Behauptung seiner Würde zu bedürfen glaubte. Das Uebrige vertheilte er nach Maßgabe der rechtmäßigen Ansprüche, die jeder Einzelne bilden konnte; und die Verpflichtung, zu der gemeinschaftlichen Vertheidigung beizutragen, verstand sich so sehr von selbst, daß sie, als Bedingung des Besitzes, gar nicht auferlegt wurde; der ganze Regierungs-Organismus war ja nichts weiter, als ein auf die Gesellschaft übergetragener Militär-Organismus, so weit sich dieser in jenen entfernten Zeiten entwickelt hatte.

In Spanien, wie in Italien und Gallien, war die Abtretung von einem Drittel des Grundes und Bodens die Bedingung, unter welcher die West-Gothen die Vertheidi-

gung der übrigen Bewohner dieses Landes auf sich nahmen. Unstreitig war diese Bedingung hart; indeß schätzten die Eingebornen sich glücklich, so wohlfeilen Kaufes abgekommen zu seyn, und wenn Salvianus *) Glauben verdient, so nährten sie keinen andern Wunsch, als niemals wieder in die Gewalt der Römer zu gerathen; so überdrüssig waren sie der fiskalischen Quälereien, die sie in den letzten Zeiten ertragen hatten. Da die germanischen Eroberer freie Leute waren, so fehlte es ihnen auch nicht an Sinn für die Freiheit Anderer; und so darf man sich nicht darüber wundern, daß, freiwillige Gaben ausgenommen, die freien Spanier Anfangs eben so wenig etwas an den Fiskus — wenn es einen solchen gab — zu entrichten hatten, als die freien Gothen, sie mochten Herzoge, oder Grafen, oder bloße Barone **) seyn. Inzwischen lag es in der Natur der Sache, daß dies nicht so bleiben konnte. Wie bedeutend auch die Ausstattung der königlichen Würde in ihrem ersten Anfange seyn mochte, so konnte doch eine Verminderung derselben nicht vermieden werden, da von ihr, fast täglich, das abging, was zur Belohnung persönlicher Dienste verwendet werden mußte. Je weniger sich irgend ein festes Band um die Regierung schlang — je allgemeiner und heftiger das Streben nach Eigenthum wurde — und je mehr sich dadurch die Mitglieder der Regierung vereinzelten: des schneller und leichter mußte es dahin kommen, daß der ursprüngliche Vertrag nicht gehalten

*) De gubernatione Dei. Lib. V.

**) Wir bemerken, daß das Wort „Baron" deutschen Ursprungs ist, und in seiner ersten Bedeutung nur den Wehrmann bezeichnet.

werden konnte, und daß ein Kampf von gegenseitigen Ansprüchen und Forderungen entstand, der, von Schritt zu Schritt, zu Auftritten führte, die nichts weniger, als berechnet waren.

Wir haben jetzt den Punkt erreicht, von welchem aus das Kortes-Wesen sich übersehen lassen wird.

In den Monarchien des fünften, sechsten und siebenten Jahrhunderts gab es weder Kabinette, noch permanente Staatsräthe, noch Ministerien in dem gegenwärtigen Sinne dieses Worts. Bedurfte ein König des Raths, so blieb ihm nichts Anderes übrig, als seine Zuflucht zu seinen oder seiner Vorfahren Waffengefährten in der Voraussetzung zu nehmen, daß, da ihr Vortheil im Wesentlichen dem seinigen gleich war (vorzüglich wenn es eine Vertheidigung oder eine Erweiterung der Gränzen galt) sie ihm Rath und That nicht versagen würden. Dazu war indeß erforderlich, daß eine, das ganze Machtgebiet umfassende Einberufung voranging. Alles also, was man gegenwärtig Parliament, Deputirten- und Pairkammer und Ständeversammlung nennt, war in seinem Ursprunge nichts weiter, als Kriegsrath. In Spanien nannte man die versammelten Herzoge, Grafen und Barone Kortes, um den gesellschaftlichen Vorzug zu bezeichnen, den sie als Besitzer größerer oder kleinerer Hofhaltungen genossen: denn Corte bezeichnet in der spanischen Sprache ursprünglich nichts weiter, als Hof oder Residenz. Man fand nichts Anstößiges darin, von einer Versammlung der Höfe zu reden; denn der Hof war gleichsam das Kleid, das den Mann machte, und von dem, was an dem Hofe des Königs verhandelt wurde, war nun nicht weiter die Rede.

Es ist zu glauben, daß die Priesterschaft schon in den ersten Zeiten der west-gothischen Monarchie ihren Antheil an diesen Versammlungen hatte; zum wenigsten brachte die alte Sitte der Germanen, nichts Wichtiges ohne den Beistand der Priester ins Werk zu richten, dies mit sich. Die West-Gothen aber waren Arianer, und standen als solche im stärksten Widerspruch mit den katholischen Spaniern, welche von einer Priesterschaft geleitet wurden, deren Autorität jede Gränze verschmähete. Verlassen von einem Adel, der, indem er das Lehen oder Amt in Eigenthum verwandelte, nach Unabhängigkeit strebte, verlassen zugleich von einer Priesterschaft, die, bei großen Mitteln Gewalt zu üben, die Absonderung der Kirche vom Staate zu einer Gewissenssache erhob, mußten sich Spaniens Könige sehr übel befinden.

Um nun hervorzugehen aus der Vereinzelung, worin sie sich befanden, blieb ihnen schwerlich ein anderer Ausweg übrig, als dem Arianismus zu entsagen und zur Rechtgläubigkeit überzutreten; zum wenigsten gewannen sie hierdurch den römischen Theil der Bewohner Spaniens, und durch diesen durften sie auch den gothischen, der in einem noch weit höherem Maße für sie verloren war, wieder zu gewinnen hoffen. Der Uebertritt Rekareds zum katholischen Kirchenthume war also in jedem Betracht ein Werk der Nothwendigkeit; und zwar um so mehr, weil die Eroberung Spaniens durch seinen Vater Leovigild war vollendet worden. Der große Vortheil, welchen die Verzichtleistung auf den Lehrbegriff des Arius zu gewähren versprach, bestand unstreitig darin, daß Römer und Gothen durch Ehen in einander flossen, und daß die katho-

lische Priesterschaft nicht Mitglied der Kortes-Versammlungen werden zu können schien, ohne das Ansehn des Königs zu verstärken. Eitler Wahn! Vergeblich waren Rekareds Bemühungen, die Krone erblich zu machen. Die Salbung, der er sich unterwarf, brachte die Königswürde, welche dadurch unverletzlicher werden sollte, nur in größere Abhängigkeit von dem Priesterthum; und von den frühesten Zeiten her gewohnt, in ihren Königen nur Geschöpfe ihrer Wahl zu sehen, verschworen sich die gothischen Grossen nur um so wüthender gegen die Erblichkeit des Throns, weil verhaßte Priester die Stützen derselben seyn wollten. Dies waren die nächsten Früchte der doppelten Aristokratie, welche in der Kortes vom siebenten Jahrhundert an wirksam wurde.

Wer die Geschichte Spaniens während des siebenten Jahrhunderts in sich aufnimmt, hat Mühe, das Elend zu fassen, das ihm, bei jedem Schritt vorwärts, entgegen kommt. Spaniens größtes Unglück in diesen Zeiten bestand übrigens ganz unfehlbar darin, daß die königliche Würde, welche Mittel dazu auch angewendet werden mochten, sich nicht zu derjenigen Selbstständigkeit erheben konnte, von welcher die Erblichkeit bei weitem mehr die Wirkung als die Ursache ist. Die nicht unbedeutende Zahl derer, welche Anspruch auf diese Würde machten, verbunden mit den übrigen Gebrechen des Staats, erlaubte den Partheien keinen Stillstand; und indem sie alles vereinzelte, mußte jene Kraftlosigkeit entstehen, welche die pyrenäische Halbinsel zu Anfang des achten Jahrhunderts zu einer leichten Beute verwegener Eroberer machte.

Was nun leisteten die Kortes während der zweihun-

dert und fünf und vierzigjährigen Regierung der gothischen Könige in Spanien?

Nicht das Mindeste für den Zweck, um dessentwillen sie vorhanden waren; denn dieser konnte kein anderer seyn, als den inneren Frieden des Landes durch gute Gesetze und Institutionen sichern zu helfen und äußere Gefahren abzuwenden. Dagegen leisteten sie alles für das Gegentheil, bis der Zeitpunkt eintrat, wo, in Folge einer einzigen Schlacht, die Araber, von Afrika's Nordküste her, die ganze Halbinsel ihrer Gewalt unterwarfen.

Indem die Kortes über die königliche Würde verfügten, zerstörten sie dieselbe in ihrem Keime. Der größte Vortheil, den ein Suverän gewährt, besteht gerade darin, daß er den Kampf um die Gewalt verhindert; dieser Vortheil aber geht nothwendig da verloren, wo der Suverän das Geschöpf — nicht eines feststehenden Gesetzes, wie in den Erbmonarchien, sondern das einer Wahl, wie in den Wahlreichen, ist. In der letzten Ordnung der Dinge hört die Regierung niemals auf, den Charakter einer Parthei zu haben. Verletzte Familien-Interessen, welche daraus entspringen, daß der Gewählte, um sich dankbar zu beweisen, bald den einen, bald den andern verdienten Staatsbeamten zurücksetzen muß, werden zu einer Grundlage aller der Zwistigkeiten, welche die Monarchie untergraben; und da diese Zwistigkeiten unsterblich sind, so gehen aus ihnen alle die Thronveränderungen hervor, die das Wahlreich bezeichnen, und so lange anhalten, bis ein einziges unerwartetes Ereigniß alles über den Haufen wirft.

Eine geregelte Thronfolge für Spanien festzustellen, bedurfte es, wie es scheint, einer so radikalen Kur, wie

die Eroberung dieser Halbinsel durch die Araber war. Fast anderthalb Jahrhunderte verstrichen indeß, ehe die erbliche Königswürde Wurzeln schlug. Der Punkt, auf welchem dies zuerst erfolgte, war das Königreich Navarra, und Garcia der Erste, König von Pamplona, muß als der Keim betrachtet werden, aus welchem sich die bessere Ordnung der Dinge entwickelte; denn von dem Jahre 858 ab, sehen wir eine regelmäßige Aufeinanderfolge von Vater auf Sohn, so oft es eine Besetzung des Thrones gilt. Sancho der Dritte, mit dem Beinamen der Große, vereinigte im Jahre 1028 Kastilien mit Navarra; und weil er fühlte, daß es seinem königlichen Ansehn an Intensität gebrach, traf er, vor seinem Ende, solche Anordnungen, daß von seinen drei Söhnen, Sancho König von Navarra, Ferdinand König von Kastilien, und Ramiro König von Aragonien wurde. Dies würde unmöglich gewesen seyn, wenn die Kortes, nach dem Umsturz der west-gothischen Monarchie, ihren früheren Charakter bewahrt hätten. Die kleine Anzahl von West-Gothen, die, um sich nicht unter das mahomedanische Joch zu beugen, sich in die Gebiete Asturiens geflüchtet hatte, sah sich zur Annahme anderer Grundsätze und Gesinnungen genöthigt; und die Folge davon war, daß sie nach den Niederlagen, welche Karl Martell den Arabern bei Poitiers und Narbone beibrachte, besonders aber nach dem Untergange der Ommiaden, d. h. der ersten Dynastie der Kaliphen, im Jahre 749 frischen Muth faßte, aus ihren Schlupfwinkeln hervortrat und schon um die Mitte des achten Jahrhunderts den Grund zu einem neuen Staate legte, der seitdem unter dem Namen: das Königreich Leon bekannt wurde. Unstreitig dauerte der Be-

griff von Kortes fort; allein er war verändert, sofern sich an ihn nicht länger der Nebenbegriff von Vorrechten knüpfte, welche dem Staate seine Einheit und seinen Zusammenhang raubten.

Noch wesentlicher wurde jener Begriff durch die Einführung des Bürgerthums verändert; und dies geschah auf folgende Weise. Die den Arabern entrissenen Oerter blieben plötzlichen Angriffen ausgesetzt, und wollte man sie mit Erfolg vertheidigen, so war die unumgängliche Bedingung, daß man ihre ganze Bevölkerung für die Vertheidigung betheiligte, was am sichersten dadurch geschah, daß man ihr Vorrechte bewilligte. Früher, als Italien, Deutschland, Frankreich und England, erhielt Spanien seine bevorrechteten Städte und Kommunen, und zwar mit manchen bemerkenswerthen Privilegien. Anstatt nämlich ihre Vorrechte und ihre persönliche Freiheit aus den Händen eines Herrn zu erkaufen, wurden Kastiliens und Aragoniens Städte, unter der freisinnigen Bedingung der Vaterlandsvertheidigung, mit bürgerlichen Rechten und bedeutendem Besitzthum versehen. Das früheste Beispiel einer aus lauter Freien bestehenden Gemeinheit finden wir unter Alphons dem Fünften, der im Jahre 1020 die Freiheiten der Stadt Leon in der Versammlung der daselbst zusammenberufenen Kortes gründete, und als Richtschnur des Verfahrens der Stadt-Obrigkeit eine regelmäßige Gesetzsammlung einführte. Man kann dies als den Abgangspunkt einer ganz neuen Ordnung der Dinge betrachten. Die königliche Autorität hatte eine breitere Grundlage erhalten; und da es sich für die wirksame Ausübung dieser Autorität vor allen um Machtmittel handelt, so konnte der Eintritt der Städte in

die Kortes-Versammlung um so weniger ausbleiben, da Priesterschaft und Adel keine Verpflichtung hatten, zu den Staatslasten beizutragen. Noch mehr: die Repräsentanten der Städte mußten in sehr kurzer Zeit das Haupt-Element der Kortes-Versammlung werden; denn, da sich weder das katholische Priesterthum, noch der mit Vorrechten aller Art ausgestattete Feudal-Adel mit Abänderungen in der Gesetzgebung vertrug, so wurden die ursprünglichen Elemente der Kortes-Versammlung um so überflüssiger, als sie durch die Beiwohnung nur ihre Zeit und ihr Geld einbüßten. Auch zogen beide sich je mehr und mehr zurück.

Die Vereinigung der Königreiche Aragonien und Kastilien im Jahre 1474, und die vier Jahre darauf erfolgte Einführung der Inquisition vollendete das Ausscheiden des Adels und der Priesterschaft aus den Kortes-Versammlungen auf eine sehr natürliche Weise. Denn, da die Inquisition wesentlich gegen den Adel gerichtet war, und keinen anderen Zweck hatte, als ihn geschmeidiger und unterwürfiger zu machen: so konnte diese Klasse nichts Besseres thun, als allen Kollisionen mit dem Hofe auszuweichen und auf ihren Landsitzen ein eben so zurückgezogenes als langweiliges Leben zu führen. Die Priesterschaft ihrerseits hatte, von nun an, weniger mit Kortes-Versammlungen zu schaffen, in welchen nur von Bewilligung oder Versagung geforderter Geldsummen die Rede war.

Auf die Eroberung des Königreichs Granada am Schluß des 15ten Jahrh. folgte die Entdeckung und Besitznahme Amerika's. Diese wichtigen Begebenheiten mußten mit Riesengewalt auf den ganzen gesellschaftlichen Zustand Spaniens, folglich auch auf das, was von den Kortes-Versammlungen

noch übrig geblieben war, zurückwirken. Was aus Spanien geworden seyn würde, wenn sein Antheil an der Eroberung der westlichen Halbkugel durch die Europäer minder bedeutend gewesen wäre: diese Frage läßt sich nur beantworten, sofern man stehen bleibt bei dem, was wirklich erfolgt ist. Ein unermeßlicher Kolonial-Besitz hat Spanien stationär gemacht, wofern man nicht behaupten darf, daß es, vom 16. Jahrh. an, in Bevölkerung und Betriebsamkeit die wesentlichsten Rückschritte gethan habe.

Die Rolle der Kortes war beendigt von dem Augenblick an, wo die Bergwerke von Mexiko und Peru eine solche Ausbeute gaben, daß es der Geldbewilligungen der Städte-Repräsentanten nicht länger bedurfte. Zwar dauerten sie fort; doch nur als nominis umbra. Ihr Antheil an der Gesetzgebung des Landes verschwand schon unter Philipp dem Ersten und Karl dem Ersten, welche ohne die Zustimmung der Kortes Gesetze gaben. Dies Uebel wuchs unter Philipp dem Zweiten und erreichte den höchsten Grad unter seinen Nachfolgern, welche alle verfassungsmäßige Privilegien gänzlich aufhoben. Im J. 1555 baten die Kortes, daß die von ihnen erlassenen Gesetze nicht von einer andern Behörde widerrufen werden möchten. Die Antwort war dem Geiste des Jahrhunderts gemäß; denn sie lautete wie folgt: „Wir erwiedern, daß wir thun werden, was unserer Regierung als das Vortheilhafteste erscheint.“ Eine solche Antwort beweiset, daß die gänzliche Aufhebung der Kortes-Versammlungen schon im 16. Jahrh. erfolgt seyn würde, wenn man nicht geglaubt hätte, daß außerordentliche Umstände eintreten könnten, wo es, außer der bestehenden Steuer, noch besonderer Geldbewilligungen bedürfe, die sich nur auf dem hergebrachten Wege erhalten ließen. So geschah es denn, daß die Aufhebung dieser Versammlungen erst nach dem Utrechter Frieden erfolgte. Ihre letzte Handlung war die den 12. Mai 1713 festgestellte Thronfolge, d. h. die Annahme desselben salischen Gesetzes, das sie, nach einem Todesschlummer von nicht weniger als 120 Jahren, auf Veranlassung Ferdinands des Siebenten wieder aufgehoben haben, um die ehemals in Spanien übliche weibliche Succession wiederherzustellen. Fragt man sich nun, was die Kortes-Versammlungen einen so langen Zeitraum hindurch überflüssig gemacht habe: so giebt es darauf schwerlich eine andere entscheidende Antwort, als daß, bis zum

Abfall der Kolonien vom Mutterlande, ein jährliches Einkommen von wenigstens 20 Mill. harter Piaster von den Bergwerken in Mexiko und Peru die Geldbewilligungen der Kortes überflüssig gemacht habe.

Fragt man aber nach allem, was bisher über die Wirksamkeit der Kortes bemerkt worden ist, „wie viel Großes und Heilsames von ihnen ausgegangen sei?“ so dürfte nichts schwieriger seyn, als eine positive Antwort auf diese Frage. Allerdings läßt sich geltend machen, daß sie i. J. 1258 Alphons dem Zehnten erklärten, „sie hielten es für angemessen, daß der König und seine Gemahlin die täglichen Ausgaben für ihre Tafel höchstens mit 150 Maravedis bestritten;“ allerdings läßt sich ferner von ihnen anführen, daß sie i. J. 1559 Philipp den Zweiten aufforderten, „die so sehr gesteigerten Ausgaben für seine Hofhaltung herabzusetzen, nicht bloß um seine eigenen Bedürfnisse zu vermindern, sondern auch um seinen Granden und anderen Unterthanen ein Beispiel zu geben, und den Ordnungslosigkeiten und Ausschweifungen, deren sie sich in dieser Hinsicht schuldig machten, Einhalt zu thun.“ Allein ist dies, im rechten Lichte betrachtet, nicht durchaus lächerlich? gewann die Wohlfahrt der Spanier durch solche Rathgebungen auch nur das Mindeste? und läßt sich wohl behaupten, daß der königlichen Willkür dadurch der leiseste Abbruch geschehen sei?

Was kann demnach zur Wiederherstellung der Kortes verführt haben?

Wir bemerken vor allen Dingen, daß, wenn man von der Benennung abstrahirt, nichts verschiedener ist, als die durch das königliche Statut vom 10. April d. J. ins Leben gerufenen Kortes, und die Kortes, welche nach dem Frieden von Utrecht ihren Untergang fanden. Was beide von einander sondert, ist die Verschiedenheit der Organisation. Das Muster für die neuen Kortes ist ganz unverkennbar die Verfassung des brittischen Parliaments gewesen, nur daß man den beiden Estamentos (Kammern) die Initiative versagt und sie auf ein bloßes Petitions-Recht beschränkt hat. Der dieser Anordnung zum Grunde liegende Gedanke kann kein anderer seyn, als dem Throne die volle Impulsions-Kraft zu erhalten und die Kortes auf eine bloße Hemmkraft zu beschränken. Doch was ist Impulsions- und was Hemmkraft in einem Regierungs-System über-

haupt, und was sind beide Kräfte in Beziehung auf ein Königreich, dessen ganzer gesellschaftlicher Zustand durch einen so unermeßlichen Verlust erschüttert ist, wie der, welchen der Abfall der amerikanischen Kolonien in sich schließt? Was in dem königlichen Statut, die Organisation der Kortes betreffend, am meisten auffällt, ist, daß die Aebte keinen Platz unter den Proceres gefunden haben. Was soll man daraus schließen? Unstreitig nichts Anderes, als daß es auf eine umfassende Konfiskation der Güter der Ordensgeistlichkeit abgesehen ist, zu welcher selbst die ehrwürdigen Erzbischöfe und Bischöfe, als vornehmste Mitglieder der Proceres-Kammer, ihre Zustimmung geben sollen. Nun läßt sich, bei der finanziellen Lage Spaniens, zwar nichts Wesentliches gegen ein solches Rettungsmittel einwenden; wie jedoch Erzbischöfe und Bischöfe über diesen Punkt gesonnen sind, ist etwas, das abgewartet seyn will.

Ueberhaupt dürfte die Wiederherstellung der Kortes in einer neuen Gestalt nicht ein Talisman seyn, durch welchen alles erleichtert und eine nothwendig gewordene Revolution durch allmählige Reformen abgewendet wird. Auch die Hemmkraft hat ihre Rechte; und wenn die Herren Toreno und Martinez de la Rosa u. s. w. glauben, daß sie in den beiden Kammern nur thätige Gehülfen für ihre Ideen finden werden: so wird vielleicht die nächste Zukunft sie eines Besseren belehren. Nichts dürfte für die ganze europäische Welt von größerem Erfolge seyn, als der Umstand, daß sich das spanische Ministerium genöthigt gesehen hat, die Sitzung der Kortes mit einer Staats-Bankerots-Erklärung zu eröffnen.

Hierüber, das Ausführlichere in einem der nächsten Hefte.

Abenteuer
der Frau Herzogin von Berri
in
den Jahren 1831 und 1832.

(Fortsetzung.)

Herr Berryer reisete den 20. Mai 1832 in aller Frühe von Paris ab, und langte den 22sten in Nantes an.

Kaum war er angekommen, als er erfuhr, daß der Herr von Bourmont sich seit zwei Tagen in Nantes befände. Er eilte sogleich zu ihm. Herr von Bourmont hatte am 15ten den Befehl erhalten, der sich auf das Ergreifen der Waffen am 24sten bezog; doch nach allem, was er während seines kurzen Aufenthalts in Nantes erfahren hatte, war er der Meinung, daß sich auf diese Insurrektion keine Hoffnung gründen lasse; er betrachtete diese als ein Werk beklagenswerther Uebereilung, und war hiervon so überzeugt, daß er den Häuptern der Vendeer eine Art von Gegenbefehl in der Erwartung zugesendet hatte, daß es ihm, in einer Unterredung mit der Herzogin, gelingen

werde, sie zu einer Verzichtleistung auf ihre Entwürfe zu bewegen. Herr von Bourmont billigte daher auch den Gedanken, welcher Herrn Berryer in Bewegung gesetzt hatte, und noch an demselben Tage wurde alles zu seiner Abreise in Bereitschaft gesetzt.

Um 2 Uhr Nachmittags bestieg Herr Berryer ein kleines Mieths-Kabriolet, und als er eine vertraute Person, welche die Herzogin in Nantes unterhielt, fragte, welchen Weg er einzuschlagen habe und welchen Ort die Prinzessin bewohne, wies diese mit dem Zeigefinger auf einen Bauer, der am Straßenende auf einem Grauschimmel hielt, und sagte bloß: „Sie sehen wohl jenen Mann; Sie brauchen ihm nur zu folgen.“

Wirklich hatte der Mann auf dem Grauschimmel kaum bemerkt, daß Herrn Berryer's Wagen sich in Bewegung setzte, als er sein Pferd in einen solchen Trab setzte, daß Herr Berryer ihm folgen konnte, ohne ihn aus den Augen zu verlieren. So kamen sie über die Brücken ins Feld. Der Bauer sah sich nicht einmal um, und schien sich um das Fuhrwerk, dem er als Führer diente, so wenig zu bekümmern, daß es Augenblicke gab, wo Herr Berryer sich für mystifizirt hielt. Was den Kutscher betrifft, so konnte er, da er nicht im Geheimniß war, keine Auskunft geben; und als er auf die Frage: wohin geht es denn? zur Antwort erhielt: „folgt nur dem Manne da!“ gehorchte er dieser Weisung, ohne sich um den Führer noch mehr zu bekümmern, als dieser sich um ihn bekümmerte.

Nach einer drittehalbstündigen Reise, welche für Herrn Berryer nicht ohne Unruhe zurückgelegt wurde, kam man bei einem kleinen Flecken an. Der Mann auf dem Grau-

schimmel hielt vor einem Gasthofe. Dasselbe that Herr Berryer. Jener stieg ab; dieser stieg aus, um die Reise zu Fuß fortzusetzen. Herr Berryer befahl seinem Kutscher, ihn bis übermorgen 6 Uhr Abends zu erwarten, und folgte seinem seltsamen Führer.

Kaum waren hundert Schritte gethan, als der Führer in ein Haus trat; und wie Herr Berryer unterweges ihn öfters eingeholt hatte, so trat er auch jetzt in demselben Augenblick ein. Der Mann öffnete die Küchenthüre, wo die Frau vom Hause ganz allein war; und indem er auf Herrn Berryer, welcher dicht hinter ihm stand, hinwies, sagte er bloß die Worte: „Hier ist ein Herr, den man führen muß.“

„Man wird ihn führen,“ erwiederte die Frau vom Hause.

Kaum nun waren diese Worte gesprochen, so öffnete der Führer eine Thür und verschwand, ohne Herrn Berryer Zeit zu lassen, sich mit Worten, oder mit Geld zu bedanken. Die Frau vom Hause gab ihm das Zeichen, daß er sich setzen möchte; und ohne ein Wort mit ihm zu wechseln, ging sie ihren Wirthschaftsangelegenheiten nach, als ob kein Fremder in der Nähe gewesen wäre.

Ein Schweigen von drei Viertelstunden folgte auf den Beweis von kalter Höflichkeit, den Herr Berryer erhalten hatte, und wurde nur durch die Ankunft des Herrn vom Hause unterbrochen. Dieser grüßte den Fremden, ohne irgend eine Verwunderung oder Neugierde zu erkennen zu geben; seine Augen richteten sich bloß auf seine Frau, die ihm von der Stelle, welche sie einnahm, und ohne ihr Geschäft im Mindesten zu unterbrechen, dieselben

Worte wiederholte, welche der Führer an sie gerichtet hatte:

„Hier ist ein Herr, den man führen muß.“

Er näherte sich nunmehr dem Herrn Berryer, den Hut in der Hand.

— Der Herr wünscht in unserem Lande zu reisen? —

„Ja, und ich möchte gern weiter.“

— Der Herr hat ohne Zweifel Papiere? —

„Ja.“

— In Regel? —

„Vollkommen.“

— Und unter seinem wahren Namen, hoffe ich. —

„Unter meinem wahren Namen.“

— Wenn der Herr sie mir zeigen wollte, so würde ich ihm sagen können, ob er in unserem Lande mit Sicherheit reisen kann. —

„Hier sind sie.“

Der Bauer nahm sie, und kaum hatte er den Namen Berryer gelesen, als er sie zusammenfaltete und mit den Worten zurückgab:

— Oh, sehr gut! Mit diesen Papieren kann der Herr allenthalben durchkommen. —

„Und Ihr wollt die Mühe übernehmen, mich zu führen?“

— Ja, mein Herr. —

„Ich möchte jedoch, daß dies sobald als möglich geschähe.“

— Ich werde die Pferde sogleich satteln lassen. —

Bei diesen Worten verließ der Herr vom Hause die Küche, und nach zehn Minuten war er wieder da.

— Die Pferde stehen bereit. —

„Und der Führer?“

— Erwartet den Herrn. —

Wirklich fand Herr Berryer vor der Thüre einen Burschen, der bereits im Sattel saß und ein Handpferd hielt. Kaum hatte er den Fuß in den Bügel gesetzt, als sein neuer Führer sich eben so schweigend auf den Weg machte, wie sein Vorgänger.

Nach zwei Stunden, während welcher zwischen Herrn Berryer und seinem Führer kein Wort gewechselt war, langte man, gegen Eintritt der Dunkelheit, vor der Thür einer der Meiereien an, welche Schlösser genannt zu werden pflegen. Es war halb neun Uhr Abends. Herr Berryer und sein Führer stiegen vom Pferde und beide traten ein.

Der Bursche wendete sich an einen Domestiken und sagte:

„Dieser Herr hier muß den Herrn sprechen.“

Der letztere hatte sich bereits zu Bette begeben; er hatte die letzte Nacht auf einem Stelldichein und den Tag zu Pferde zugebracht, war also allzu müde, um aufzustehen. Einer von seinen Verwandten erschien an seiner Stelle.

Dieser empfing Herrn Berryer; und nachdem dieser ihm gesagt hatte, daß er sich zur Herzogin von Berri zu begeben wünsche, wurde sogleich Befehl zu seiner Abreise ertheilt. Er selbst erbot sich, dem Reisenden als Führer zu dienen.

Zehn Minuten darauf waren beide zu Pferde; und nach Verlauf einer Viertelstunde ertönte hundert Schritte

vor ihnen ein Ruf. Herr Berryer erschrak, und fragte, was der Ruf bedeute.

„Das ist unser Aufklärer,“ antwortete ganz ruhig der Vendeische Chef; „er fragt in seiner Manier, ob der Weg frei ist. — Passen Sie auf; Sie werden die Antwort vernehmen.“ Bei diesen Worten streckte er seine Hand aus, legte sie auf Herrn Berryer's Schulter und nöthigte ihn so, sein Pferd anzuhalten.

Wirklich ließ sich ein zweiter Ruf vernehmen, welcher aus einer weit größeren Entfernung kam; er schien der Wiederhall des ersten zu seyn, so ähnlich war er ihm.

— Wir können vorrücken, der Weg ist frei; — hob der Häupter an, indem er sein Pferd in Schritt setzte.

„Es geht uns also ein Aufklärer voran?“

— Ja; zweihundert Schritte vor uns haben wir einen Mann, und zweihundert Schritte hinter uns gleichfalls einen. —

„Wer aber sind die Antwortenden?“

— Die Bauern, deren Hütten an der Straße gelegen sind. Geben Sie Acht, wenn wir vor einer derselben vorbeikommen! Sie werden sehen, daß sich ein Dachfenster öffnet und daß ein Menschenkopf zum Vorschein kommt, der, unbeweglich, wie ein Stein, an Ort und Stelle bleibt, und nicht eher verschwindet, als bis wir nicht mehr zu sehen sind. Wären wir Soldaten aus einem benachbarten Kantonnement, so würde der Mann, der uns hätte vorüberziehen sehen, sogleich zur Hinterthüre hinausgehen; und gäbe es in der Umgegend eine Versammlung, so würde sie von der Ankunft der Kolonne, welche sie überraschen möchte, eine Viertelstunde vor deren Ankunft benachrichtigt seyn. —

In diesem Augenblick unterbrach sich der Häupter.

— Hören Sie? — murmelte er, indem er sein Pferd anhielt.

„Was giebt es?" sagte Herr Berryer; „ich habe nur das gewöhnliche Geschrei unseres Aufklärers vernommen."

— Ja! aber kein Ruf hat darauf geantwortet; es giebt Soldaten in der Nähe. —

Bei diesen Worten setzte er sein Pferd in Trab. Herr Berryer that dasselbe. Beinahe in demselben Augenblick schloß der Mann, der die Nachhut bildete, sich im Gallop an sie an.

Sie fanden bei einer Verzweigung der beiden Landstraßen ihren Führer unbeweglich und unentschlossen.

Der Weg theilte sich; und da man weder auf der einen, noch auf der andern Seite auf seinen Ruf geantwortet hatte, so wußte er nicht, welche Bahn er einschlagen sollte. Beide Wege führten jedoch die Reisenden ihrer Bestimmung entgegen.

Nach einer kurzen Berathung mit leiser Stimme zwischen dem Häupter und dem Führer, verlor sich dieser in eine dunkle Wölbung zur Rechten; und fünf Minuten später, begaben sich Herr Berryer und der Häupter eben dahin, indem sie ihren vierten Gefährten unbeweglich an dem Orte zurückließen, den sie verlassen hatten. Auch dieser folgte ihnen fünf Minuten darauf.

Dreihundert Schritte weiter fanden Herr Berryer und der Häupter ihren angehaltenen Aufklärer; er gab mit seiner Hand das Zeichen, daß man schweigen möchte, und sagte sodann mit dumpfer Stimme: „Eine Patrouille!"

Wirklich vernahmen sie das regelmäßige Geräusch von

Tritten, welche eine in Marsch begriffene Truppe macht; es war eine der beweglichen Kolonnen, welche ihren nächtlichen Umgang hielt.

Bald näherte sich das Geräusch, und sie sahen die Bajonette der Soldaten sich in den Lüften spiegeln. Das Wasser zu vermeiden, das in den Hohlwegen strömte, hatte das Detaschement weder die eine, noch die andere von den beiden Straßen gewählt, deren Verzweigung den Führer stutzig gemacht hatte; es hatte vielmehr den Abhang erstiegen und marschirte auf der entgegengesetzten Seite der Hecke auf einem Boden, der die beiden Hohlwege, von welchen er eingefaßt war, beherrschte. Hätte eins von den vier Pferden gewiehrt, so war die kleine Truppe gefangen. Doch, als hätten die Pferde die Lage ihrer Gebieter begriffen, schwiegen sie, wie diese; und so zogen die Soldaten vorüber, ohne zu ahnen, an wem sie vorübergegangen waren. Als das Geräusch ihrer Tritte sich in die Entfernung verloren hatte, setzten die Reisenden ihren Weg fort.

Um halb eilf Uhr verließ man die Heerstraße und trat in ein kleines Gehölz. Hier stieg die Truppe ab. Die Pferde ließ man zurück unter der Obhut der beiden Bauern, und Herr Berryer und der Häupter allein setzten ihre Reise fort.

Man war nicht mehr fern von der Meierei, wo sich die Herzogin befand; da man aber durch eine Hinterthüre zu ihr gelangen wollte, so mußte man einen Umweg machen und einen Morast durchwaten, in welchem die Reisenden bis ans Knie versanken. Endlich gewahrte man die kleine düstere Masse, welche die mit Bäumen umgebene Meierei bildete; und sehr bald war man bis zum Ein-

gang gelangt. Der Häupter klopfte auf eine eigenthümliche Weise an.

Es näherten sich Tritte und eine Stimme fragte: „Wer da?"

Der Häupter antwortete mit einem verabredeten Wort, und die Thüre öffnete sich.

Eine alte Frau verrichtete das Amt des Schließers; allein, zu größerer Sicherheit, war sie begleitet von einem baumstarken Tapferen, der mit einem Knittel bewaffnet war, welcher in seinen Händen zu einer so gefährlichen Waffe wurde, wie es jemals eine gab.

„Wir möchten den Herrn Karl sprechen," sagte der Häupter.

— Er schläft, — erwiederte die Alte; — allein er will, daß man ihm Anzeige machen soll, wenn jemand kommt. Treten Sie in die Küche; ich werde ihn wecken. —

Die Alte ließ sie in die Küche und entfernte sich. Herr Berryer rief ihr nach, daß sie seinen Namen nennen möchte.

Die Reisenden näherten sich dem Heerde, wo noch einige Kohlen leuchteten von dem Feuer, das am Tage gebrannt hatte.

Nach zehn Minuten kam die Alte zurück und meldete Herrn Berryer, daß Herr Karl bereit wäre, ihn zu empfangen. Er folgte ihr also; und indem er eine schlechte Treppe außerhalb des Hauses hinaufstieg, gelangte er in ein kleines Zimmer — das einzige, das in dieser armen kleinen Meierei bewohnbar war.

Dies Zimmer war das der Herzogin von Berri. Die

Alte öffnete die Thüre, und indem sie draußen blieb, verschloß sie dieselbe hinter Herrn Berryer.

Seine ganze Aufmerksamkeit wendete sich von jetzt an gegen die Frau Herzogin.

Sie lag in einer schlechten Bettstelle von weißem Holze, unter Ueberzügen von sehr feinem Battist, und zugedeckt mit einem schottischen Shawl von grünen und rothen Vierecken. Ihren Kopf bedeckte einer von den wollenen Aufsätzen, welche den Frauen des Landes angehören, und deren Backenflügel bis auf die Schultern herabfallen. Die Wände waren nackt; ein schlechter Ofen erwärmte das Zimmer, dessen einziges Geräth ein mit Papieren bedeckter Tisch war. Auf diesen Papieren lagen zwei Paar Pistolen, und in einem Winkel des Zimmers stand ein Stuhl, auf welchem der vollständige Anzug eines Bauernjungen nebst einer schwarzen Perüke lag.

Wir haben oben bemerkt, daß die Zusammenkunft des Herrn Berryer mit der Herzogin keinen andern Zweck hatte, als diese zu bereden, daß sie Frankreich verlassen möchte; da wir jedoch die Einzelnheiten dieser Unterredung nicht anführen könnten, ohne, inmitten der allgemeinen Interessen, Privatpersonen Nachtheil zu bereiten, so übergehen wir dieselben mit Stillschweigen, und überlassen es dem Leser, sie aus dem Hergange der Dinge zu ergänzen. Um drei Uhr Morgens, doch erst nach drei Stunden, ergab sich die Herzogin in die Gründe, welche Herr Berryer theils in seinem eigenen Namen, theils im Namen Anderer vorgetragen hatte. Obwohl jene Einsicht genug hatte, um zu begreifen, wie wenig Erfolg sich von einer bewaffneten Insurrektion erwarten ließ, so gab sie doch nur unter

Wehklagen und Verzweifelung nach. „Nun wohl!“ sagte sie, „es ist beschlossen; ich werde also Frankreich verlassen. Aber ich werde nie wieder kommen, merken Sie sich das; denn ich will nicht mit den Ausländern kommen. Diese zaudern nur noch, das wissen Sie, und der Augenblick rückt näher; sie werden mich um meinen Sohn bitten; nicht, daß ihnen an demselben mehr gelegen wäre, als ihnen im Jahre 1813 an Ludwig dem Achtzehnten gelegen war, allein sie werden seiner bedürfen, um sich in Paris eine Parthei zu machen. Nun wohl, dann sollen sie ihn nicht erhalten, diesen meinen Sohn, um keinen Preis der Welt; lieber will ich ihn in den Gebirgen Kalabriens verstecken. Sehen Sie, Herr Berryer, wenn er Frankreichs Thron durch die Abtretung einer Provinz, einer Stadt, einer Festung, eines Hauses, ja, auch nur einer Hütte, wie die, worin ich mich befinde, erkaufen muß: so gebe ich, als Regentin und als Mutter, mein Wort darauf, daß er niemals König werden soll.“

Kurz, die Herzogin entschloß sich um vier Uhr Morgens. Herr Berryer nahm Abschied von ihr und erhielt das Versprechen, daß sie um Mittag zu ihm stoßen wollte in dem zweiten Hause, wo er sich aufgehalten hatte, und das noch vier landesübliche Meilen von dem Orte entfernt lag, wo er seinen Kutscher zurückgelassen hatte. Nach ihrer Ankunft daselbst sollte die Herzogin in einen kleinen Miethswagen mit ihm nach Nantes fahren, daselbst auf einen von dort ausgefertigten Passe Postpferde nehmen, und, durch ganz Frankreich reisend, dies Land auf der Straße von Mont-Cenis verlassen.

Herr Berryer blieb an dem verabredeten Orte und

erwartete die Herzogin von Mittag bis um sechs Uhr Abends. Erst in diesem Augenblick erhielt er von ihr eine Depesche; die Herzogin hatte ihren Entschluß geändert.

Sie schrieb ihm: sie hätte allzu viel Interessen in die ihrigen verflochten, allzu viel Existenzen mit der ihrigen verkettet, als daß sie sich allein den Folgen ihrer Landung in Frankreich entziehen und dieselben auf Andere zurückfallen lassen könnte; sie habe folglich beschlossen, das Schicksal derer zu theilen, welche durch sie in Gefahr gebracht wären; nur die, Anfangs auf den 24. Mai festgestellte Ergreifung der Waffen sei auf die Nacht vom 3. zum 4. Juni verschoben worden.

Höchst bestürzt kam Herr Berryer nach Nantes zurück.

Den 25sten erhielt Herr von Bourmont von der Herzogin ein Schreiben, wodurch alles bestätigt wurde, was sie Herrn Berryer mitgetheilt hatte. Es lautete, wie folgt:

„Da ich den festen Entschluß gefaßt habe, die Provinzen des Westen nicht zu verlassen und mich ihrer seit so langer Zeit erprobten Treue hinzugeben: so rechne ich darauf, daß Sie, mein guter Freund, alle Maßregeln ergreifen werden, welche nöthig seyn dürften für die Ergreifung der Waffen, die in der Nacht vom 3. zum 4. Juni Statt finden soll. Ich fordere alle herzhafte Männer auf, sich an mich anzuschließen. Gott wird uns das Vaterland retten helfen. Keine Gefahr, keine Beschwerde wird mich muthlos machen. Man wird mich in den ersten Versammlungen erscheinen sehen."

Vendee, den 25. Mai 1832.

Marie Karoline,
Regentin Frankreichs.

Kaum hatte Herr von Bourmont diesen Brief erhalten, als er seinerseits dem Herrn von Coislin ein Billet schrieb, das von Wort zu Wort also lautete:

„Da die Frau Herzogin den muthigen Entschluß gefaßt hat, das Land nicht zu verlassen, und alle Diejenigen, welche zur Rettung Frankreichs in dem Unglück, wovon dies Land bedroht ist, mitzuwirken den Muth haben, auffordert, sich an sie anzuschließen: so wird der 3. Juni als der Tag bezeichnet, wo dies bekannt gemacht werden soll. In der nächstfolgenden Nacht sollen Alle sich vereinigen, um den Richtungen zu folgen, welche Sie geben werden. Sorgen Sie ja dafür, daß Ihre Weisungen allgemein bekannt werden."

Marschall Graf von Bourmont.

Auf diese Weise gelangte die Frau Herzogin nach der Vendee, und auf diesem Wege wurde die von dem Herrn von Chierre angekündigte Bewegung auf die Nacht vom 3. zum 4. Juni verschoben.

Sie blieb nicht aus; und etwa vierzehn Tage lang dauerte der Krieg, in welchem die Truppen des Königs so sehr die Oberhand behielten, daß die Herzogin, um nicht in ihre Hände zu fallen, Tag für Tag ihren Aufenthalt verändern mußte. Ein solches Leben war nicht lange zu ertragen. Verfolgt, wie sie war, hatte die Herzogin keine Nacht ihre volle Ruhe, und wenn der Tag anbrach, so stellten sich Gefahr und Beschwerde aufs Neue für sie ein.

Unter diesen Umständen wurde von den Häuptern der Vendee ein neuer Plan entworfen und der Herzogin mitgetheilt, welche ihn annahm. Sie sollte sich nach Nantes

begeben, wo seit langer Zeit ein Zufluchtsort für sie in Bereitschaft gehalten wurde. Auf diese Weise verloren die königlichen Truppen ihre Spur auf dem Lande; und damit verbanden jene Häupter den Gedanken, daß, während neue Aufsuchungen, als eine natürliche Folge dieses Verschwindens, die wenigen in Nantes zurückgebliebenen Truppen entfernen würden, die Chouans sich an einem Markttage, als Bauern verkleidet, in diese Sadt einschleichen, und sich durch einen Handstreich des Schlosses bemächtigen sollten, um die Herzogin in dasselbe einzuführen; worauf sodann Nantes für die provisorische Hauptstadt des Königreichs erklärt, und die Absetzung Ludwig Philipps, so wie die Regentschaft der Herzogin von Berri, proklamirt werden sollte. Für Verzweifelnde war dies ein Plan, dem es weder an Kühnheit noch an Gewandtheit gebrach. Zwar rechneten sie in allen diesen Kombinationen auf den Kopf und den Muth der Herzogin; allein gerade darin war die Wahrheit auf ihrer Seite: denn nicht die Herzogin hat die Vendee, wohl aber hat die Vendee die Herzogin in Stich gelassen.

Man berathschlagte eine Zeit lang über das Mittel, die Herzogin mit Sicherheit nach Nantes zu versetzen; Marie Karoline kürzte jedoch die Berathung durch die Erklärung ab, daß sie sich zu Fuße dahin begeben würde, verkleidet als Bäuerin, und bloß begleitet von Fräulein Eulalie von Kersabiek und von dem Herrn von Menars.

Diesem Entschluß gemäß, verließ die Prinzessin am 16. Juni (wenn ich nicht irre) gegen 6 Uhr Morgens die in der Nähe von Chateau-Thebaud gelegene Hütte, in welche sie sich seit ihrer Vertreibung aus Paulz ge-

flüchtet hatte. Fräulein von Kersabiek war gekleidet, wie sie; Herr von Menars begleitete sie in dem Anzuge eines Meiers. Sie hatten 5 franz. Meilen zurückzulegen.

Nach einem einstündigen Marsch fühlte sie die Herzogin an ihren Füßen verletzt durch die großen, mit Eisen beschlagenen Schuhe und durch die wollenen Strümpfe, an welche sie nicht gewöhnt war; sie setzte jedoch die Reise fort. Der Schmerz wurde indeß heftiger; und da die Herzogin urtheilte, daß sie mit einer solchen Fußbedeckung nicht weit kommen würde, so setzte sie sich an den Rand eines Grabens, zog Schuhe und Strümpfe aus, steckte beides in ihre große Taschen, und fing an baarfuß zu gehn.

Einen Augenblick darauf bemerkte sie beim Anblick vorübergehender Bäuerinnen, daß die Feinheit ihrer Haut und die aristokratische Weiße ihrer Waden sie leicht verrathen könnte; sie näherte sich nun einer von den Seiten der Landstraße, nahm hier schwärzliche Erde, rieb ihre Waden damit, um ihnen eine andere Farbe zu geben und setzte sodann die Reise fort. Es waren noch vier Meilen zu machen.

Man muß gestehen, daß für ihre Begleiter es eine Veranlassung zu philosophischen Betrachtungen war, hinzuschauen auf diese Frau, welche noch vor zwei Jahren in den Tuilerien den Sitz einer Königin-Mutter einnahm, Chambord und Bagatelle besaß, nicht anders als mit Sechsen fuhr, und Gardes du Corps zur Seite hatte, die von Gold und Silber strotzten — eine Frau, welche sich in Schauspiele begab, die von ihr bestellt waren, und zwar so, daß Läufer mit Fackeln vorangingen — eine Frau, die den ganzen Saal mit ihrer Persönlichkeit ausfüllte, und

wenn sie in ihre Wohnung zurückkehrte, ihr Zimmer nur über einen gedoppelten Teppich (einen persischen und einen türkischen) erreichte, damit der Fußboden ihre zarten Füße nicht verletzen möchte. Eben diese Frau nun, noch bedeckt von dem Pulverdampf des Treffens von Viellevigne, umgeben von Gefahren, gebannt, ohne alle weitere Begleitung und Bedeckung, als die eines Greises und eines jungen Fräuleins, sucht einen Zufluchtsort, der sich vielleicht vor ihr verschließt, ist gekleidet, als gehörte sie der untersten Klasse an, und geht baarfuß über spitzigen Sand und über schneidende Kiesel. Wahrlich eine merkwürdige Erscheinung der Epoche, worin wir leben, und was noch mehr sagt, keinesweges einzig! ...

Inzwischen kam man immer weiter; und je mehr man sich dem Orte der Bestimmung näherte, desto mehr verschwanden die Besorgnisse. Die Herzogin hatte sich an ihren Anzug gewöhnt, und die Landleute, an welche sie vorüberging, hatten, so schien es, nicht bemerkt, daß die kleine Bäuerin, die so flink an ihnen vorbei spazierte, noch etwas anderes seyn dürfte, als was ihre Kleider aussagten. Es war schon etwas Großes, den scharfen Instinkt der Landleute getäuscht zu haben, deren einzige Nebenbuler in diesem Punkte die Krieger sind.

Endlich gewahrte man Nantes. Die Herzogin zog ihre Schuhe und Strümpfe wieder hervor, und bekleidete sich damit für ihren Eintritt in die Stadt. Als sie an die Brücke Pyrmila kam, gerieth sie unter ein Detaschement, das von einem alten Garde-Offizier befehligt wurde, den sie sehr wohl wiedererkannte, weil er so oft den Dienst im Schlosse gehabt hatte.

Angelangt im Angesichte des Bouffai, fühlte die Herzogin, daß man auf ihre Schulter klopfte. Sie erschrak und kehrte sich um. Wer hatte sich diese Vertraulichkeit erlaubt? Eine gute alte Frau, die, nachdem sie ihren Aepfelkorb auf die Erde gesetzt hatte, ihn mit eigenen Kräften nicht wieder auf den Kopf bringen konnte. — „Kinder," sagte sie, indem sie sich an die Herzogin und an das Fräulein von Kersabiek wendete, „helft mir meinen Korb wieder aufnehmen; ich will auch jeder von euch einen Apfel schenken." Die Herzogin bemächtigte sich sogleich einer Handhabe, gab ihrer Begleiterin ein Zeichen, daß sie die andere fassen möchte, und der Korb ward auf dem Kopf der guten alten Frau ins Gleichgewicht gebracht. Diese entfernte sich, ohne das gegebene Versprechen zu halten, als die Herzogin sie am Arme festhielt, und zu ihr sagte: „Mutter, wie steht es denn um meinen Apfel?" Die Höckerin gab ihr einen, und die Herzogin verzehrte ihn mit dem vollen Appetit, den eine Fußreise von fünf Meilen hervorgerufen hatte.

Als sie die Augen aufschlug, gewahrte sie einen Anschlagszettel, der in großen Buchstaben die drei Worte enthielt: Zustand der Belagerung!

Ein Ministerial-Beschluß hatte die vier Departements der Vendee außer dem Gesetz erklärt. Die Herzogin näherte sich dieser Anzeige, las sie ruhig von dem einen Ende bis zum andern, trotz den dringenden Bitten des Fräuleins von Kersabiek, welche darauf bestand, daß sie sich in das Haus begeben möchte, wo man sie aufnehmen sollte. Die Herzogin machte ihr bemerklich, daß die Sache ihr allzu nahe liege, als daß sie davon nicht Kenntniß nehmen sollte.

Sie ging endlich weiter; und wenige Minuten darauf langte sie in dem Hause an, wo sie erwartet wurde, und wo sie ihren mit Koth bedeckten Anzug ablegte, den man daselbst zum Andenken aufbewahrt. Bald darauf verließ sie diese Wohnung, um sich zu dem Fräulein von Deguigny, Straße Haute du Chateau Nr. 3, zu begeben. Hier hatte man ein Zimmer für sie in Bereitschaft gesetzt, und in diesem Zimmer gab es einen verborgenen Ort. Das Zimmer war nichts weiter, als eine Mansarde im dritten Stockwerk; und der geheime Ort war eine Ecke, gebildet durch den in einem Winkel gestellten Kamin. Man trat in den Versteck durch eine Klappe, die sich mittels einer Springfeder öffnete.

Die Herzogin ging auf diese Weise plötzlich von dem unruhigsten Leben zu der vollständigsten Unthätigkeit über. Ihr Briefwechsel, den sie stets selbst bestritt, beschäftigte sie zwar einige Stunden des Tages; doch die übrige Zeit verfloß ihr auf eine unerträglich langsame Weise: denn die Handarbeiten, zu welchen sie ihre Zuflucht nahm, paßten weder zu ihren Gewohnheiten, noch zu den Gewohnheiten derer, welche ihr dabei helfen sollten. Auf diese Weise leimte sie, mit Hülfe des Herrn von Menars, das graue Papier, welches die Tapete ihrer Mansarde ausmachte. Indeß blieben Blumen-Malerei und Tapisserie ihre gewöhnlichen Beschäftigungen, weil sie es darin zu einer hohen Fertigkeit gebracht hätte. Auf die geringste Veranlassung zur Besorgniß gab eine Klingel, welche vom untersten Stockwerk bis in ihr Zimmer ging, ihr das Zeichen zum Rückzuge.

Zum Essen ging die Herzogin aus dem dritten Stock-

werk in das zweite, und Zutritt zu ihrer Tafel hatten: Herr von Menars, Fräulein Stylite von Kersabiek, welche sich an sie angeschlossen hatte, die beiden Fräulein Deguigny und endlich Herr Guibourg, welcher, nach seiner Entweichung aus dem Gefängniß zu Nantes, auch seine Zuflucht in dasselbe Haus gefunden hatte, wiewohl nur drei Wochen vor der Verhaftung der Herzogin. Sehr häufig wurden diese Mahlzeiten unterbrochen von dem falschen Lärm, welchen einige Detaschements durch ihren Aus- oder Einmarsch verursachten. Die Herzogin brachte auf diese Weise fünf Monate zu. Die Thätigkeit, womit man die Chouans verfolgte, ließ diesen kein Mittel über, jenen verabredeten Plan, dessen ich oben gedacht habe, ins Werk zu richten. Außerdem war die Seele und das Haupt des Krieges nicht mehr bei ihnen. Das sechs und funfzigste Linien-Regiment, welches gegen Ende des Junius anlangte, setzte den Oberbefehlshaber in den Stand, eine noch thätigere Jagd und eine noch genauere Aufsicht ins Werk zu richten. Bewegliche Kolonnen durchfurchten das Land in jeder Richtung; kurz, die Hoffnung, einen ernstlichen Krieg in Gang zu bringen, verschwand sehr bald für die Anhänger Heinrichs des Fünften.

Während dieser Zeit hatte sich das Gerücht verbreitet, daß die Herzogin zu Nantes versteckt sei. Für den General Dermoncourt war dies Gerücht eine Gewißheit; denn seine Agenten hatten ihm materielle Beweise von dem Aufenthalt der Prinzessin in dieser Stadt überbracht, und er hatte nicht unterlassen, die Oberbehörden davon in Kenntniß zu setzen. Da jedoch ihr Rückzug nur Wenigen bekannt war, und diese ihr auf jede Probe ergeben waren,

so war die Aussicht auf eine Auffindung bei aller Ueberzeugung, welche die Behörden haben mochten, immer nur schwach.

Außerdem war die Herzogin Gegenstand einer besondern Beaufsichtigung geworden. Eine Art von Koterie hatte sich ihrer bemächtigt und ließ Niemand zu ihr gelangen. Herr von Bourmont selbst konnte nur mit großer Mühe und nach vielem Bitten eine Audienz erhalten.

Um diese Zeit langte Deutz zu Paris an. Der Abscheu, den ein rechtschaffener Mann fühlen kann, wenn er eines solchen Schurken zu gedenken hat, muß von ihm überwunden werden, weil, seit etwa zehn Jahren, der Verrath in Frankreich so häufig geworden ist, daß die Verräther zu historischen Personen geworden sind; soll in der Geschichte eines Volks nicht eine Lücke entstehen, so wird es nothwendig, daß man schlechter Streiche eben so gut gedenke, als der glänzendsten Siege. Ich werde also mittheilen, was ich über Deutz von Personen erfahren habe, welche der Herzogin ergeben waren; eben so, was ich von ihr selbst vernommen habe. Uebrigens habe ich diesen Elenden nie persönlich kennen gelernt.

Hyazinth Simon Deutz wurde im Jahre 1802 zu Köln geboren, und trat in einem Alter von achtzehn bis zwanzig Jahren als Buchdrucker bei Herrn Didot in Arbeit. Da, um diese Zeit, sein Schwager, Herr Drack, katholisch geworden war, so bedrohte Deutz, höchst aufgebracht über diese Bekehrung, diesen Schwager so leidenschaftlich, daß dieser der Polizei davon Anzeige machte. Zwei bis drei Jahre später hatte sich sein jüdischer Fanatismus so sehr gelegt, daß er selbst Lust bekam, Katholik

zu werden, und durch seinen Schwager den Erzbischof von Paris um eine Audienz ersuchen ließ. Dieser Prälat war der Meinung, daß seine Bekehrung schneller und wirksamer von Statten gehen würde, wenn sie zu Rom erfolgte; er ersuchte ihn also, sich nach Rom zu begeben, und Deutz trat zu Anfang des Jahres 1828 seine Reise dahin an. Auf das Nachdrücklichste war er durch den Herrn von Quelen dem Kardinal Capillari empfohlen, welcher damals die Propaganda leitete und gegenwärtig Gregor der Vierzehnte ist. Der Papst Leo der Zwölfte, welcher damals regierte, ertheilte den Erzbischof Ostini den Auftrag, Deutz in der katholischen Religion zu unterrichten. Eine Zeit lang und zu verschiedenen Malen, schien der zu bekehrende Jude in seinem Entschluß zu wanken. Er schrieb im Jahre 1828: „Ich habe einige stürmische Tage verlebt; ich stand sogar im Begriff, ohne Taufe nach Paris zurückzugehen. Das war Judaismus, der in den letzten Zügen liegt; doch, Gott sei dafür gedankt, die Schuppen sind mir von den Augen gefallen, und nach kurzer Zeit werd' ich das Glück haben, ein Christ zu seyn."

Für der Taufe würdig erkannt, hatte er zum Pathen den Herrn Baron Mortier, ersten Gesandtschafts-Sekretär, und zur Pathin eine italienische Prinzessin.

Indem er auf diese Weise an seinem Gott zum Verräther wurde, bereitete er sich zum Verrath an Menschen.

Nicht lange darauf wurde er dem heiligen Vater vorgestellt, der ihn mit dem größten Wohlwollen empfing. Seit seiner Ankunft in Rom war ihm auf die Kasse der Propaganda eine monatliche Pension von 25 Piastern (125 Fr.) angewiesen. Sein Schwager Drack, der Her-

zogin von Berri durch den Baron Mortier empfohlen, war von dieser zum Bibliothekar des Herzogs von Bordeaux ernannt worden. Um dieselbe Zeit ließ der Papst unsern Deutz als Pensionär in das Kloster der heiligen Apostel eintreten; und hier ließ er es nicht an Beweisen der Frömmigkeit für die große Menge fehlen. Die, welche ihn genauer zu beobachten Gelegenheit hatten, entdeckten bald, mit welchen Absichten des Eigennutzes er abgeschworen hatte. Die meisten seiner ersten Beschützer gaben ihn auf, als sie sich von ihm geäfft sahen. Als Stütze blieb ihm nur der Kardinal Capillari, der, weil er ihn nur selten sah, dasselbe Wohlwollen für ihn behielt.

Im Jahre 1830 erhielt Deutz unter dem Vorwande, daß er nicht länger von Almosen leben wollte, von seinem Beschützer, dem gegenwärtigen Papste, einige tausend Franken, mit welchen er abzog, um, wie er sagte, zu New-York einen Buchhandel zu errichten. Im Jahre 1831 kam er nach Frankreich zurück, nachdem er das für den Ankauf der Bücher bestimmte Kapital verbraucht hatte. Von Frankreich ging er nach Italien. In diesem Augenblick suchte die Herzogin, welche Anstalten zu einer Landung in Frankreich traf, einen geschickten und entschlossenen Mann, dem sie einige Aufträge höchster Wichtigkeit für Spanien, Portugal, so wie für Rußland, geben könnte. Der Papst sprach zur Herzogin von Deutz als von einem Menschen, der dazu wie gemacht sei und volles Vertrauen verdiene. Und auf diese Empfehlung beschloß die Herzogin ihn vorzulassen.

Zu Massa (im Herzogthum Modena) auf der Küste von Toskana, erhielt er von ihr mehre Audienzen, doch

immer in verschiedenen Häusern. Mit den zartesten Instruktionen versehen, reisete Deutz ab, und erfüllte seine Bestimmung auf das Vollkommenste.

Inzwischen hatte sich die Herzogin mit der Ueberzeugung, daß sie, im Falle des Gelingens, den Frieden mit den drei großen Mächten erhalten werde, in die Vendee geworfen und der Krieg war ihr dahin gefolgt.

Nach Beendigung seiner Sendungen kam Deutz nach Paris zurück, um daselbst, im engsten Verein mit einem Agenten des Königs von Portugal, eine Anleihe von einigen Millionen zu betreiben, wovon die Herzogin und Don Miguel jeder die Hälfte erhalten sollten, mit dem Vorbehalt, daß Don Miguel ihr das Aequivalent eines Theils der Summe in Waffen und Schießbedarf liefern und beides nach den Küsten der Vendee befördern sollte.

Die Polizei, welche ihr Augenmerk auf diese beiden Männer richtete, erkannte in dem einen von ihnen ohne Mühe den Agenten der Herzogin von Berri. Ihn zu gewinnen, machte sie ihm Anerbietungen; doch Deutz, welcher mit dem Minister des Innern selbst zu thun haben wollte, machte den Spröden, und, wie es scheint, verschaffte die Polizei ihm eine Audienz.

Was in dieser Unterredung vorging, welche Verheißungen gegeben, welche Anerbietungen gemacht wurden, das ist das Geheimniß zwischen dem Minister und Deutz geblieben. Der Himmel mischt sich nicht in Dinge dieser Art; und eben deßwegen gelingen sie, wie ich meine. Doch, obgleich das Werkzeug gefunden war, trug man gleichwohl Bedenken, Gebrauch davon zu machen. Groß war die Verlegenheit im Palais-Royal. Wurde die Herzogin von Berri

verhaftet, so mußte sie vor ein Assisen-Gericht gestellt werden, daß sie leicht zum Tode verurtheilen konnte. Nun blieb dem Könige zwar noch das Recht der Begnadigung; doch es giebt Umstände, wo dies Recht sich eben so schwer ausüben läßt, als das Recht der Verdammung. Auf der andern Seite, wie hätte man die Herzogin fortwalten lassen können? Die Wahlkammer, wie schaafsmäßig sie auch seyn mochte, konnte des Bürgerkrieges eben so leicht überdrüssig werden, wie jeder andern Sache, und darauf dringen, daß man ihm ein Ziel setze. Mit einem Wort: Herr von Montalivet war durch den Verräther in eine nicht geringe Verlegenheit gebracht worden: er wußte nicht, wie er verfahren sollte, und war niedergeschlagen von seiner eigenen Geschicklichkeit; ich verstehe darunter diejenige, die ihn in den Besitz des Geheimnisses gebracht hatte.

Gerade um diese Zeit erfolgte eine Veränderung im Ministerium: Herr von Montalivet erhielt die Zivil-Liste und Herr Thiers das Departement des Innern. Der junge Minister (Montalivet) sah in dieser Versetzung das Mittel, sich von seinem Judas loszuwinden. Dieser sollte also seine dreißig Silberlinge von einem Andern empfangen. Doch Deutz erhob Schwierigkeiten; er hatte das Geschäft mit dem Grafen angefangen und wollte es nur mit ihm beendigen; er kannte Herrn von Montalivet, Herrn Thiers dagegen gar nicht. Nach vielem Hin- und Herreden entschloß sich endlich Herr von Montalivet, vorspannen zu lassen und den Judas Ischariot zu Herrn Thiers zu führen.

Dieser war allzu fein, als daß er die Unpopularität

seiner Ernennung nicht ausgewittert hätte, und allzu gewandt, als daß er nicht hätte den Versuch machen sollen, sich durch einen großen Schlag Verzeihung zu verschaffen. Die Verhaftung der Herzogin gewann ihm die Kammer; diese aber ist die Nation, oder gilt wenigstens dafür. Herr Thiers konnte also ein Mann der Nation werden.

Deutz reisete ab nach der Vendee; ihn begleitete Herr Joly. Unter dem Namen Hyazinth langte er an.

Einige Tage nach der Ankunft Deutzens, und ohne allen Zweifel, um seine Maßregeln mit ihm zu verbinden, wurde Herr Moriz Duval zum Präfekten ernannt.

Diese unpopuläre Ernennung, die brutale Absetzung des Herrn von St. Aignan, selbst die Art und Weise, wie er die Nachricht von seiner Absetzung erhielt, setzte die Lebensgeister der Nanteser in eine starke Bewegung. Dazu kam, daß Herr Moriz Duval mit seiner in Grenoble erworbenen Reputation anlangte. Ein einziger von diesen Gründen würde hingereicht haben, ihm eine gewöhnliche Katzen-Musik zu bereiten; alle zusammen genommen brachten ihm eine zu Wege, welche, unter der Regierung der Majoritäten, die erste aller Katzen-Musiken genannt werden kann.

Am 19. Oct. verbreitete sich zu Nantes die Nachricht von der Absetzung des Herrn von St. Aignan und von der Ernennung des Herrn Moriz Duval, welcher noch an demselben Tage ankommen sollte, doch erst am folgenden eintraf. Auf der Stelle offenbarten sich die feindseligsten Gesinnungen gegen den neuen Präfekten. Wer im Besitz von Werkzeugen des Lärmes war, d. h. wer Kessel, Knarren, Pfeifen hatte, legte dieselben zurecht; und wer

dergleichen nicht hatte, wendete sich, um damit versorgt zu werden, an seine Freunde und Nachbarn. Man ging so weit, daß man den Kühen das Geläute vom Halse nahm. Zwischen 4 und 5 Uhr hatte sich ein Theil dieser Musikanten versammelt. Ihr Entschluß war, dem neuen Herrn Präfekten entgegen zu gehen, um ihm die gebührende Ehre zu erweisen. Die Obrigkeit, welche Bedenken getragen hatte, sich dieser ersten Aufwallung zu widersetzen, begnügte sich dem Herrn Moriz Duval einen Offizier von dem Generalstabe entgegen zu senden, um ihn von dem Empfang, der seiner harrete, zu unterrichten; und der neue Präfekt war klug genug, seinen leeren Wagen voran zu schicken und seinen Einzug incognito zu halten. Die Katzen-Musik blieb deßhalb nicht aus; und sie war so geräuschvoll, daß glaubwürdige Personen, welche zwei (franz.) Meilen von der Stadt entfernt wohnen, auf ihre Ehre versicherten, den Lärm vernommen zu haben; kein Wunder, da der Musikanten wenigstens 10,000 waren, also 5000 mehr, als Nero hielt, der, wie man weiß, ein großer Freund lärmender Musik war. Das abscheuliche Konzert war im besten Gange, als ein Mann zu Fuß durch den lichten Haufen in das Hotel de France, dessen Thüren verschlossen waren, zu kommen sich bemühete. Er mußte sich unter die Virtuosen der Katzen-Musik mischen und Chor mit ihnen machen. Dieser Mann war Herr Moriz Duval.

Am folgenden Tage nahm Herr Moriz Besitz von der Präfektur und die Nachricht von seiner Installation gab den Musikanten die Gewißheit, daß ihr Kraftaufwand nicht verloren gehen werde für denjenigen, welcher Gegenstand desselben war. Gegen 4 Uhr also bildete sich das

Orchester auf dem Platze vor der Präfektur; und es war noch zahlreicher und lärmender, als Tags vorher.

Doch der Charakter der Franzosen bringt nichts so sicher mit sich, als leicht zu ermüden; selbst in einer Katzen-Musik. Ein großer Theil der Musikanten blieb am dritten Tage zu Hause, und nun glaubte die Obrigkeit der Serenade ein Ziel setzen zu müssen. Zwischen 6 und 7 Uhr langten Gensdarmen und Linien-Infanterie auf dem Platze an, und bemächtigten sich der angränzenden Straßen. Die Konzertgeber hielten es jetzt für gerathen, dem Spaß ein Ende zu machen. Jeder zog sich vor den Truppen zurück, doch ohne der Katzen-Musik zu entsagen, so daß der Rückzug alle Ehren des Sieges vereinigte.

Am folgenden Tage war die Ruhe vollkommen wiederhergestellt und Herr Duval ließ eine Proklamation ausgehen, worin er sich darüber beklagte, daß man ihn nach seinem frühern Ruf beurtheilt hätte, und die Versicherung gab, daß seine Werke seinem Patriotismus Glauben verschaffen würden.

Da nun das Werk, wodurch er eine Bekehrung der Gemüther am stärksten zu bewirken hoffte, die Verhaftung der Herzogin von Berri war: so begann er damit, solche Anstalten zu treffen, daß sie ihm nicht entwischen könnte. Und dies führt uns sehr natürlich auf Deutz zurück.

(Schluß im nächsten Hefte.)

J. Bapt. Say an Herrn Malthus.

(Fortsetzung.)

Fünfter Brief.

Mein Herr!

Der erste Gegenstand, der bei Durchlesung Ihrer „Prinzipe der Staatswirthschaft" meine Aufmerksamkeit fesseln mußte, war die große Krankheit, welche gegenwärtig das menschliche Geschlecht quält, und wodurch es verhindert wird, von seinen Produkten zu leben. Obwohl, in der Ordnung der Ideen, eine Erörterung über die Natur der Reichthümer dieser Erörterung vorangehen sollte, damit der Verstand um so leichter alle die Phänomene fassen möge, die sich auf ihre Bildung und auf ihre Vertheilung beziehen: so habe ich doch nicht geglaubt, ihr diesen Vorrang bewilligen zu müssen, sofern sie insbesondere nur diejenigen zu interessiren scheint, welche die Staatswirthschaft als Wissenschaft und ohne irgend eine Absicht auf Anwendung kultiviren. Bei dem Allen kann ich die Feder nicht aus der Hand legen, ohne Ihnen über diesen Punkt meine Gedanken zu eröffnen. Sie selbst berechtigen mich dazu durch die edle Offenheit, womit Sie zu Erörterungen auffordern, welche das Publikum aufklären können. „Es ist zu wünschen," sagen Sie (Seite 4), „daß diejenigen, welche das Publikum als kompetente Richter betrachtet, sich über Haupt-

säße verständigen.“ Man kann sie also nicht genug aufklären.

Sie tadeln als allzu unbestimmt die Definition, welche Lord Lauderdale von dem Reichthum giebt, indem er sagt: „Reichthum sei alles, was der Mensch als etwas verlangt, das ihm nützlich oder angenehm seyn könne.“ Und daran haben Sie, mein' ich, vollkommen recht gethan. Ich suche nun die Definition, welche Sie an der Stelle der Lauderdaleschen bringen zu müssen glauben; und ich finde, daß Sie den Namen Reichthum allen den materiellen Gegenständen ertheilen, welche dem Menschen nöthig, nützlich oder angenehm sind (Seite 28). Der einzige Unterschied, den ich zwischen diesen beiden Definitionen wahrzunehmen vermag, besteht in dem Worte „Materiel,“ welches Sie zu Lord Lauderdale's Definition hinzufügen, und wenn ich Ihnen ganz offen meine Meinung sagen darf, so bekenne ich, daß mir dies Wort der Wahrheit ganz zuwider scheint.

Meine Gründe müssen Sie sogleich errathen. Die große Entdeckung der Staatswirthschaftslehre — das, was ihr für alle Zeiten einen Werth giebt — besteht darin, daß sie gezeigt hat: man könne aus allen Dingen Reichthümer schaffen. Der Mensch hat, von nun an, wissen können, wie er sich zu benehmen hat, um diese wohlthätigen Mittel zur Befriedigung seiner Wünsche zu besitzen. Allein, wie ich zu bemerken bereits Gelegenheit gehabt habe, es übersteigt die Macht des Menschen, der Masse von Materien, aus welchen die Welt zusammengesetzt ist, irgend ein Atom hinzuzufügen. Schafft er demnach Reichthum, so ist Reichthum nicht Materie; davon geht kein Jota ab.

Der Mensch kann, vermöge seiner Kapitale und seiner Grundstücke, nur die Kombinationen der Materie verändern, um dieser Nützlichkeit zu geben; die Nützlichkeit aber ist eine immaterielle Eigenschaft.

Dies ist noch nicht Alles, mein Herr; denn ich fürchte, daß Ihre Definition nicht den wesentlichen Charakter des Reichthums in sich schließe. Erlauben Sie mir einige Erklärungen zur Unterstützung meines Gedankens.

Adam Smith hat, wie alle Welt, bemerkt, daß ein Glas Wasser, das, wenn man durstig ist, etwas sehr Köstliches seyn kann, kein Reichthum ist. Bei dem Allen ist ein Glas Wasser ein materieller Gegenstand, und als solcher dem Menschen nothwendig, nützlich, oder angenehm. Es erfüllt also sämmtliche Bedingungen Ihrer Definition, und ist gleichwohl nicht Reichthum; zum wenigsten nicht Reichthum derjenigen Art, welche den Gegenstand unserer Studien und den Inhalt Ihres Buchs ausmacht. Und was fehlt ihm dazu? Nichts weiter, als daß es keinen Werth hat.

Es giebt demnach Dinge, welche natürliche Reichthümer und für den Menschen sehr schätzbar sind; dies sind jedoch nicht solche, mit welchen die Staatswirthschaft sich zu beschäftigen einen Beruf hat. Kann sie dieselben vermehren? Kann sie dieselben verbrauchen? Nein! Sie folgen andern Gesetzen, als den ihrigen. Ein Glas Wasser ist den Gesetzen der Physik unterworfen; die Zuneigung unserer Freunde, unser Ruf in der Welt, hangen ab von den Gesetzen der Moral und entschlüpfen denen der Staatswirthschaft. Welches sind demnach die Reichthümer, welche in das Gebiet dieser Wissenschaft gehören? Es sind die-

jenigen, die einer Hervorbringung und Zerstörung fähig sind, d. h. eines Mehr und eines Minder. Und dies Mehr und dies Minder, was ist es, noch einmal? Es ist der Werth.

Sie selbst, mein Herr, sehen sich, an mehren Stellen Ihres Werks genöthigt, dies zuzugeben. Sie sagen S. 340: „Es scheint also, daß der Reichthum einer Nation abhängt, theils von der Quantität der Produkte, welche von ihrer Arbeit herrühren (er hängt gänzlich davon ab), theils von der Anpassung ihrer Arbeit an die Bedürfnisse und die Mittel der Bevölkerung, um ihren Produkten Werth zu verschaffen." Und auf der nächstfolgenden Seite drücken Sie sich noch bestimmter aus; denn, nachdem Sie tiefer in die Frage eingegangen sind, gestehen Sie, „es sei einleuchtend, daß, in dem gegenwärtigen Zustande der Dinge, der Werth der Waaren als die einzige Ursache des Werths der Reichthümer betrachtet werden könne." Wie ist es hier noch möglich, daß eine so wesentliche Bedingung, wie der Werth ist, Ihrer Definition fehlt?

Dies reicht jedoch nicht aus. Nur unvollkommen würden wir die Natur der Reichthümer erkennen, wenn wir nicht dahin gelangten, das Wort „Werth" genau zu bestimmen. Ist es, um große Reichthümer zu besitzen, wohl genug, daß wir die Güter, die wir unser Eigenthum nennen, in einen hohen Anschlag bringen? Angenommen, ich hätte mir ein Haus bauen lassen, das ich bezaubernd fände und auf 20,000 Thl. abzuschätzen beliebte — würde ich, in Betracht dieses Hauses, wirklich 20,000 Thl. reich seyn? Wir erhalten von einer uns theuren Person ein

Geschenk, das in unsern Augen ganz unschätzbar ist; folgt daraus aber wohl, daß es uns unendlich reich macht? Sie werden dies nicht denken. Damit ein Werth zu Reichthum werde, muß vorangehen, daß er ein anerkannter Werth sei; anerkannt nicht von dem Besitzer allein, sondern auch von einer andern Person. Welcher vollständigere Beweis ließe sich aber wohl von einem anerkannten Werthe geben, als daß andere Menschen, um diesen Werth zu erwerben, sich gefallen lassen, eine gewisse Quantität anderer werthvoller Dinge dafür in den Tausch zu geben? Wenn ich, trotz der von mir herrührenden Abschätzung meines Hauses auf 20,000 Thl., Keinen auftreiben kann, der, um es zu erwerben, mehr als 10,000 Thl. aufzuopfern geneigt ist: so kann ich nicht länger sagen, daß es 20,000 Thl. werth ist. Es ist wirklich nur 10,000 Thl. werth; es macht mich also nur reich um 10,000 Thl. und um Alles, was man für diese Summe haben kann.

Auch giebt Adam Smith *), nachdem er kaum bemerkt hat, daß es zwei Arten von Werth giebt, von welchen er die eine durch Gebrauchswerth, die andere durch Tauschwerth bezeichnet, die erste Art gänzlich auf, um sich, im ganzen Laufe seines Werks, einzig und allein mit dem Tauschwerth zu beschäftigen. Und dasselbe haben Sie gethan, mein Herr **); dasselbe hat Herr Ricardo gethan; das-

*) Buch. I. Kap. 4.

**) „Es ist demnach einleuchtend, daß der Werth der Waaren, d. h. das Opfer an Arbeit oder an jedem anderen Artikel, zu dessen Darbringung sich diejenigen bequemen, welche jene Waaren erwerben wollen u. s. w." Malthus, Principles of Political Economy. Pag. 341.

dasselbe habe auch ich gethan, und wir alle haben es aus dem sehr einfachen Grunde gethan, weil es für die Staatswirthschaftslehre keinen andern Werth giebt — weil er der einzige ist, der sich festen Gesetzen unterwirft, weil er allein sich bildet, vertheilt und zerstört nach unveränderlichen Regeln, welche Gegenstände eines wissenschaftlichen Studiums werden können. Da nun, vermöge einer nothwendigen Folge, der Preis einer jeden Sache ihr in Münze abgeschätzter Tauschwerth ist, so giebt es für die Staatswirthschaftslehre nur laufende Preise; und was Adam Smith natürlichen Preis nennt, ist um nichts natürlicher, als alles Uebrige. Dies sind die Produktions-Kosten; dies ist der laufende Preis der produktiven Dienste.

Ich mag mir kein Geheimniß daraus machen: Sie, mein Herr, haben einen mächtigen und achtungswerthen Gehülfen in Herrn Ricardo. Er war Ihr Gegner in der Frage von dem Vertriebe; er kämpfte für Sie in der Frage von den Werthen. Doch, trotz meiner Beziehungen zu ihm, und trotz der gegenseitigen Achtung, wozu wir uns bekennen, habe ich kein Bedenken getragen, seine Gründe zu bekämpfen. Unsere erste Leidenschaft, und so auch die Ihrige, mein Herr, ist sie denn nicht die Liebe für das allgemeine Beste und für die Wahrheit*)?

Hier folgen Herrn Ricardo's Worte: „der Werth ist wesentlich verschieden von den Reichthümern; denn der Werth hängt nicht ab von der Fülle (der nothwendigen oder angenehmen Dinge) sondern von der Schwierigkeit

*) Siehe die Anmerkungen, welche ich hinzugefügt habe zu der Uebersetzung, welche Herr Constancio von den Prinzipen der Staatswirthschaft des Herrn Ricardo gegeben hat.

oder Leichtigkeit ihrer Hervorbringung. Die Manufaktur-Arbeit einer Million Menschen wird stets denselben Werth hervorbringen; allein sie wird nicht immer denselben Reichthum erzeugen. Durch vollkommnere Maschinen, durch eine geübtere Geschicklichkeit, durch eine größere Theilung der Arbeit, ferner durch die Eröffnung neuer Absatzörter, welche zu vortheilhafteren Austauschungen Anlaß geben, kann eine Million Menschen zwei- bis dreimal mehr nöthige oder angenehme Gegenstände hervorbringen, als in einer andern gesellschaftlichen Lage; und dennoch wird sie zu der Summe der Werthe nichts hinzufügen *)."

Dies Argument, gegründet auf Thatsachen, welche nicht bestritten werden, scheint ganz vollkommen dem Sinne zu entsprechen, den Sie behaupten. Es kommt darauf an, zu erfahren, wie diese Thatsachen die Lehre von den Werthen bestätigen, anstatt dieselbe zu entkräften; ich meine die Lehre, welche feststellt, daß die Reichthümer hervorgehen aus dem Werthe der Dinge, die man besitzt, indem man das Wort „Werth" auf die anerkannten und austauschbaren Werthe beschränkt.

In Wahrheit, was ist der Werth, was die einer Abschätzung fähige Eigenschaft, die sich mit einem Mehr und einem Minder verträgt, und den Dingen, die man besitzt, inwohnt? Es ist die Eigenschaft, welche gestattet, daß wir für Sachen, welche wir haben, Sachen erhalten können, deren wir bedürfen. Dieser Werth ist um so größer, als die Sache, die wir besitzen, eine größere Quantität

*) Ricardo's Grundsätze der Staatswirthschaft, zweite englische Ausgabe, Kap. 20.

von der Sache, die wir zu erwerben wünschen, erhalten kann. Bin ich also genöthigt, ein Pferd, das ich besitze, gegen Korn, dessen ich bedarf, auszutauschen, d. h. möchte ich mein Pferd verkaufen, um Korn dafür einzukaufen: so erhalte ich, wenn mein Pferd sechshundert Franken werth ist, noch einmal so viel, das ich auf Korn verwenden kann, als wenn mein Pferd nur dreihundert Franken werth gewesen wäre; ich werde also eine doppelte Quantität von Scheffeln Korns haben, und dieser Theil meines Reichthums wird zugleich um das Doppelte größer seyn. Und, da dasselbe Raisonnement sich im Allgemeinen anwenden läßt auf alles, was ich besitze: so folgt daraus, daß unser Reichthum sich abmisset an dem Werthe der Dinge, die wir besitzen. Dies ist eine Folgerung, welche Niemand mit Fug und Recht zurückweisen kann.

„Sie können Ihrerseits nicht läugnen," sagt Herr Ricardo, „daß man nicht reicher sei, wenn man mehr angenehme und nothwendige Dinge zu verbrauchen hat, wie es sich im Uebrigen auch mit ihrem Werthe verhalten möge." Ich gebe dies zu. Doch, heißt: „mehr Dinge zu verbrauchen haben," noch etwas Anderes, als: das Vermögen besitzen, sie in einer größeren Quantität zu erwerben? Mehr Reichthümer besitzen, heißt, die Mittel in Händen haben, eine größere Quantität nützlicher Dinge zu erwerben — eine größere Nützlichkeits-Quantität, indem man diesen Ausdruck anwendet auf alles, was uns nöthig oder angenehm ist. Nun schließt dieser Satz nichts in sich, was dem entgegen wäre, was in Ihrer und Herrn Ricardo's Definition vom Reichthum Wahres ist. Sie sagen, der Reichthum bestehe in der Quantität nothwendiger

K 2

und angenehmer Sachen, die man besitze; und ich sage dasselbe. Allein, da die Worte „Quantität nöthiger und angenehmer Sachen," eine schwankende und willkürliche Bedeutung haben, welche nicht aufgenommen werden kann in irgend eine gelungene Definition: so bestimme ich sie durch die Idee ihres Tauschwerths. Diese Begränzung des Begriffs der Nützlichkeit bewirkt alsdann, daß sie gleich ist irgend einer andern Nützlichkeit, welche andere Menschen bereitwillig hingeben im Tausch für diejenigen, die Sie besitzen. Nun tritt Aequation ein. Man kann den einen Werth mit dem andern, vermittels eines dritten, vergleichen: ein Sack Getreide ist ein Reichthum, welcher einem Stücke Tuch gleichkommt, wenn beide gegen eine gleiche Quantität Thaler eingetauscht werden können. Dies aber kann Vergleichungen zum Grunde gelegt werden; dies erlaubt, eine Vermehrung, eine Verminderung abzumessen; mit einem Worte: dies sind die Grundlagen einer Wissenschaft. Ohne dieselben giebt es keine Staatswirthschaftslehre. Diese Betrachtung allein hat sie hervorgezogen aus dem Domän der Träumereien. Sie ist so wesentlich, daß Sie ihr huldigen, ohne es zu wollen, und daß sich unter Ihren Raisonnements kein einziges befindet, wo sie nicht ausgedrückt wäre, oder vorausgesetzt werden müßte. Sonst würden Sie die Wissenschaft, anstatt dieselbe mit neuen Wahrheiten zu bereichern, verschlechtert haben.

Doch Ihrer und Herrn Ricardo's Definition fehlt es nicht bloß an Präzision; es fehlt ihr auch an Umfang; denn sie umfaßt nicht die Totalität dessen, was unsere Reichthümer ausmacht. Wie! unsere Reichthümer sollten

sich nur auf materielle Gegenstände beschränken, welche nothwendig und nützlich, oder angenehm sind? Wofür nehmen Sie denn unsere Talente? Sind diese denn nicht Produktiv-Fonds? Ziehen wir von ihnen nicht ein Einkommen? — ein Einkommen, mehr oder minder groß, gerade wie wir ein größeres Einkommen von einem Morgen guten Ackerlandes ziehen, als von einem Morgen Strauchwerk? Ich kenne geschickte Künstler, welche kein anderes Einkommen haben, als dasjenige, das sie ihren Talenten verdanken, und die damit die Hülle und Fülle haben. Ihren Anschauungen zufolge, würden sie nicht reicher seyn, als die Anstreicher von Krambuden.

Es läßt sich nun einmal nicht leugnen: alles, was einen Tauschwerth hat, macht einen Theil unserer Reichthümer aus. Diese bestehen wesentlich aus den Produktiv-Fonds, die wir besitzen. Von diesen Fonds sind einige veräußerlich und nicht verbrauchbar, wie unsere Ländereien; andere sind veräußerlich und verbrauchbar, wie die Kapitale; noch andere endlich sind unveräußerlich, doch verbrauchbar, wie unsere Talente, welche mit demjenigen untergehen, der sie besitzt. Aus diesen Fonds gehen alle Einkommen hervor, welche die Gesellschaft am Leben erhalten; und wie paradox es auch scheinen möge, so ist es doch vollkommen wahr, daß alle unsere Einkünfte immateriel sind, weil sie sämmtlich herrühren von einer immateriellen Eigenschaft, welches die Nützlichkeit ist. Die verschiedenen Nützlichkeiten, welche aus unseren Produktiv-Fonds entspringen, vergleichen sich unter einander durch ihren Werth, den ich nicht einmal nöthig habe, einen

Tauschwerth zu nennen, weil ich, als Staatswirthschaftslehrer, keinen andern anerkenne, als den, der sich durch seine Tauschfähigkeit rechtfertigt.

Was die Schwierigkeit betrifft, welche Herr Ricardo durch die Behauptung erhebt, daß, vermöge eines besseren Verfahrens, eine Million Menschen zwei- bis dreimal so viel Reichthümer hervorbringen können, ohne mehr Werthe hervorzubringen: so hört diese Schwierigkeit auf, eine zu seyn, sobald man, wie man immer sollte, die Produktion als einen Austausch betrachtet, in welchem man die produktiven Dienste seiner Arbeit, seines Landguts und seiner Kapitale hingiebt, um Produkte zu erhalten. Vermöge dieser produktiven Dienste erwerben wir alle Produkte, die es auf der Welt giebt; und dies gerade ist es, was (um dies im Vorbeigehen zu sagen) den Produkten Werth ertheilt; denn, nachdem man sie titulo oneroso erworben hat, kann man sie nicht für nichts und wieder nichts hingeben. Weil nun unsere ersten Güter die Produktiv-Fonds sind, die wir besitzen — weil unsere ersten Einkünfte die produktiven Dienste sind, die daraus abfließen: so sind wir um so reicher und unsere produktiven Dienste haben einen um so höheren Werth, als sie in dem Austausch, der **Produktion** genannt wird, eine größere Quantität nützlicher Dinge erhalten. Und da **eine größere Quantität nützlicher Dinge** und **ihr billigerer Preis** vollkommen gleichsinnige Ausdrücke sind: so sind, zu gleicher Zeit, die Produzenten um so reicher, wenn die Produkte in größerer Fülle vorhanden und minder kostbar sind. Ich sage: die Produzenten im Allgemeinen, weil die Konkurrenz sie nöthigt, die Produkte für das zu geben, was sie kosten;

dergestalt, daß, wenn es den Produzenten von Getreide oder Kleidungsstücken gelingt, eine doppelte Quantität Getreide oder Bekleidungsstoff hervorzubringen, alle übrigen Produzenten eine doppelte Quantität Korn oder Kleidungsstoff mit einer gleichen Quantität produktiver Dienste, oder, was dasselbe sagt, mit den Produkten, welche sie daraus ziehen, kaufen können.

Dies, mein Herr, ist die innig verbundene Lehre, ohne welche es, ich erkläre geradezu, unmöglich ist, die größten Schwierigkeiten der Staatswirthschaftslehre zu erklären; namentlich, wie es zugeht, daß ein Volk reicher werden kann, wenn seine Produkte an Werth verlieren, obgleich der Reichthum Werth ist. Sie sehen, daß ich kein Bedenken trage, meine angeblichen Paradoxen auf den aller einfachsten Ausdruck zurückzuführen. Nackt und baar stelle ich sie hin, und überlasse sie Ihrem Billigkeitssinne, so wie dem des Herrn Ricardo, und dem gesunden Verstande des Publikums. Dabei aber behalte ich mir vor, sie zu erklären, wenn man sie falsch verstehen, und sie mit Ausdauer zu vertheidigen, wenn man sie ungerechter Weise angreifen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Wie regelt man die Wirksamkeit der periodischen Presse?

(Aus dem Französischen.)

(Schluß.)

§. 2.

Von den Mitteln, die Wirksamkeit der Presse zu regeln.

Wir sind jetzt bis zum schwierigsten Theile unserer Aufgabe gelangt. Wenn es möglich ist, eine Wunde, die Jeder vor Augen hat, ohne wesentlichen Zeitverlust aufzudecken: so darf man nicht darauf Anspruch machen, plötzlich das Bild eines besseren Zustandes herbeizuzaubern, und die Wirksamkeit des zur Realisation desselben vorgeschlagenen Mittels ohne Schwertstreich zu demonstriren. Gleichwohl ist dies eine Forderung, welche gemeiniglich jeder neuen Idee entgegengestellt wird: man verlangt, daß sie eine genießbare Frucht sei, wenn sie noch ein bloßer Keim ist, aus welchem die Frucht sich entwickeln soll. Wir wollen uns jedoch nicht an diese Forderung kehren. Ohne Umschweif wollen wir sagen, wie wir über die Untersuchung denken, welche kaum ihren Anfang genommen hat. Männer, welche hinlänglich vorgeschritten sind und edel genug denken, um uns beizustehen in unserem Unternehmen, werden uns folgen und durch ihren guten Willen

alles ersetzen, was unseren Ideen an Bestimmtheit und Haltbarkeit abgeht.

Was wir bewiesen zu haben glauben, ist — nicht, daß man die Freiheit des Gedankens und der Presse zerstören muß, wohl aber, „daß die Freiheit des Gedankens und der Presse gar nicht vorhanden ist, und daß es darauf ankommt, sie zu konstituiren."

Wir müssen Rücksicht nehmen auf die natürlichen Langsamkeiten des menschlichen Geistes, auf die Unsicherheiten, welche die ersten Schritte jeder neuen Gesellschaft begleiten, um nicht überrascht oder betrübt zu werden von der Schwäche alles dessen, was bisher über diesen Gegenstand gesagt oder gethan ist. Gegen alle, von der intellektuellen Anarchie erzeugten Unordnungen hat man bisjetzt keine wirksameren Mittel aufgefunden, als Stempel, Kaution, Besserungs-Polizei, und, im schlimmsten Fall, Assisen-Gericht. Allen, die sich darüber beklagen, daß das Privat-Leben hochstehender Männer „den Hunden und den Geiern" preisgegeben ist, daß ihre Handlungen verläumdet, ihre Namen auf jede nur mögliche Weise besudelt werden, giebt man gemüthlich zur Antwort, daß es sich mit der Presse verhalte, wie mit der Lanze des Achilles, daß sie alle von ihr verursachten Wunden heile, daß das Heilmittel neben dem Schaden liege. Besonders hat der Konstitutionel diese mythologische Arzneilehre in Gang gebracht; getheilt zwischen den Pastillen der Kalabresen und dem Rakabut der Araber, hat er uns seine Heilungs-Theorie in den Kauf gegeben. Ja wohl in den Kauf; denn niemals wird er sich mit dem Uebel selbst befassen. Kann aber wohl eine Antwort der Quotidienne die Jesuiten von einer Ver-

leumdung heilen, welche durch den Konstitutionel verbreitet ist? Und können die Erwiederungen des Konstitutionel jemals die Beschimpfungen der Quotidienne verwischen? Arznei von Repressalien und Rache — nichts weiter!

Da übrigens die Menschen viel konsequenter und viel gerader sind, als die schlechten Prinzipe,* so spricht man hinsichtlich der Presse vergeblich von einem Gewährenlassen, von einem laissez faire, laissez passer: denn die Presse hat immer unter einer Regel gestanden, ist stets beherrscht worden; nur daß diese Regel, diese Beherrschung, weil sie unbestimmt und indirekt war, den Rechten des Gedankens und den Interessen der Gewalt stets unvortheilhaft geblieben ist. In dieser Beziehung giebt es zwei Systeme in dem reglementären Verfahren: das Zuvorkommen (prevention) und das Bestrafen (repression). Verzichten wir auf diese Spitzfindigkeit. Alles, was das Uebel als Wirkung zerstört, steht in Verbindung mit der Bestrafung (repression); nur das ist abwendend, was bis zur Ursache aufsteigt, und was den Willen und die Absicht, das Böse zu thun oder sich dazu verleiten zu lassen, schwächt und verwischt. Es giebt Repression vor oder nach der Thatsache; doch wenn die Gewalt das Uebel erst nach einem Anfange von Vollbringung erfaßt und es durch eine Zensur, durch eine chirurgikalische Ablösung, erfaßt, so kommt sie nicht zuvor, so reprimirt sie. So ist denn die Zensur niemals ein Ordnungsmittel gegen die Ausschweifung der Presse gewesen; sie ist nichts weiter gewesen und hat nichts weiter seyn können, als ein reizendes Präservativ. Leidenschaften und Ueberzeugungen wer-

den nicht zerstört durch Schnitte mit der Scheere; sie verwandeln sich vermöge der moralischen Kraft und vermöge der Autorität der Vernunft, und wo dies nicht der Fall ist, da entscheidet die materielle Stärke. Nun aber ist ein Akt der Zensur nicht ein sehr wirksamer Akt der Stärke; er ist immer nur eine Herausforderung, welche keine andere Folge hat, als daß sie zur Niederlegung der Feder und zur Aufnahme des Gewehrs bestimmt. Die Regierung und die Partheien betreten sodann die Straße, und die Waffe der Repression geht in andere Hände über. Sie kommt von denen, welche durch die Anarchie abgenutzt sind, auf diejenigen, die es noch nicht sind; von denen, welche sich einmal als ohnmächtig gegen die Unordnung bewiesen haben, auf diejenigen, welche ihre Stärke in diesem Kampfe erschöpfen wollen *).

Dasselbe sagen wir aus von dem Stempel und der Kaution. Ohne allen Zweifel sind diese Maßregeln nicht als dem Fiskus vortheilhafte Auflagen und als Finanz-Hülfsmittel angenommen worden; weit besser würde man daran gethan haben, auf die Hazardspiele und die Lotterie, als auf die Ausbeutung der öffentlichen Meinung zu spekuliren. In Wahrheit, es leuchtet ein, daß, je mehr man die industriellen Bedingungen der Presse erschweren wird, desto mehr wird man den Merkantilismus verstärken, welcher die erste Ursache aller dieser Mißbräuche ist. Ohne

*) Es liegt am Tage, daß der Verfasser hier von einer Erscheinung redet, wie sie nur in konstitutionellen Monarchien (so wie diese gegenwärtig gedacht werden) vorkommen kann. Allerdings hat die Zensur in ihnen gar keinen Charakter.

Anm. d. Uebers.

allen Zweifel ist das Eigenthum eine gute Gewährleistung für das Band, welches den Vortheil eines Individuums an die Erhaltung des Staats knüpft; allein es ist keine Gewährleistung für sein Talent, für seine Ueberzeugung, für seine Seelenstärke, für seine sittliche Autorität: lauter Dinge, welche wesentliche Bedingungen für die Funktion der Journalisten sind. Gestehen wir nun, daß es ein seltsames Reglement ist, das einen Vidocq zur Leitung eines Journals hinzulassen und einen Abbé von la Mennais davon ausschließen würde, weil der letztere nicht beweisen kann, daß er 1500 Fr. Renten aus dem öffentlichen Schatz bezieht. Ich weiß sehr wohl, daß die Dinge sich in der Wirklichkeit anders machen; doch, um die Verantwortlichkeit zu sichern, hängt alles von dem Anspruch auf Einweihung ab. In Dingen der Gesellschaft muß man vorzüglich die Formen berücksichtigen. Und vergessen wir nur nicht, daß das große Gebrechen unseres gegenwärtigen Zustandes die Abwesenheit sittlicher Ordnung ist, und daß dieser Mangel seinen Grund darin hat, daß die Gesellschaft, von den verborgenen Kräften der Koterie und der Intrigue geleitet, unbestimmten Mächten gehorcht, denen gänzlich der gesetzliche und legitime Charakter fehlt.

Ein anderes Ergebniß, welches, wenn wir nicht sehr irren, die ernstlichste Aufmerksamkeit verdient! — Wenn die Preßfreiheit nur unter der Bedingung großer Kapitale besteht: so wird ein Gedanke nicht eher ein Organ finden, als bis er entweder industrielle Vortheile, oder einen Verein von Ehrgeizigen, d. h. selbstsüchtige Leidenschaften repräsentirt, die, wie der Egoismus, um jeden Preis, ohne

allen Verzug und ohne alle Berücksichtigung der Zukunft, genießen wollen.

Kann, wie die Erfahrung der Geschichte beweiset, jede neue Wahrheit anfänglich nur auf eine geringe Zahl von Anhängern rechnen, und geht sie, was sehr oft der Fall ist, aus dem Schooße unbemittelter und leidender Klassen hervor: so verschließt eine unerbittliche Fiskalität dem Fortschritt jeden Ausgang. Und wenn, nach einem nicht minder bewahrheiteten historischen Gesetze, jeder gesellschaftliche Mißbrauch eine Reaktion erzeugt: so wird noch das eintreten, daß der bereicherte Mißbrauch, einen längeren Zeitraum hindurch, die gegen ihn in Gang gebrachte Reaktion erstickt. Auf diese Weise hat die kaufmännische Presse, welche heut zu Tage die Völker mit dem beleidigendsten Despotismus, den sie jemals kennen gelernt haben, bedrückt, standhaft denjenigen die Erörterung verweigert, welche ihre Ansprüche auf Alleinherrschaft nicht anerkennen wollten. — Die Kirche exkommunizirte und schleuderte gegen den Ketzer eine motivirte Bulle; die Presse erdrückt und erstickt ohne Urtheil und Recht. Die Kirche gestattete Galilei'n zu sagen: e pur si muove; die Presse anerkennt nur Bleigefängnisse. Doch, glücklicherweise hat dies neue Priesterthum früher, als das alte, den Indulgenzen-Kram kennen gelernt.

Im Namen der Ordnung und der Freiheit verwerfen wir also jede Präventiv-Maßregel, so wie jede fiskalische Bürde, welche der Presse aufgelegt wird. Die Abschaffung des Stempels und eine beträchtliche Verminderung der Kaution sollten die ersten Artikel eines jeden Gesetzes über die Presse werden.

Beeilen wir uns jedoch, zu sagen, daß wir, als nothwendig, eine weit thatkräftigere Repression gestatten, als diejenige ist, welche heut zu Tage für die durch die Presse begangenen Verbrechen und Vergehungen Statt findet; daß wir auch ein weit bestimmteres Gesetz und eine weit strengere Klassifikation von Verbrechen und Vergehungen dieser Art zulassen. Die Unthaten der Presse sind in unseren Augen mehr als Verbrechen; sie sind gesellschaftliche Attentate. Man umgebe das Urtheil mit allen Gewährleistungen; doch das Gesetz sei strenge, wenn es intelligent ist: denn, da der Mensch gemacht ist, seinem Gewissen und seiner Vernunft zu gehorchen, so müssen die ersten Ursachen aller Unordnungen und aller Verbrechen auf die Attentate der Presse bezogen werden. Eine Lüge über die öffentlichen Angelegenheiten ist weit schuldvoller, als eine Privat-Beraubung; die Verleumdung eines Mannes, welcher seinen ganzen Werth aus der Achtung zieht, deren er genießt, ist schlimmer als ein Mordversuch.

„Läßt sich aber wohl leugnen, daß Gutes und Böses, Tugend und Laster, Wahrheit und Irrthum aus derselben Quelle, aus dem Gedanken und dem Gewissen entspringen? und daß in ihrer Quelle Gedanke und Gewissen frei sind — unbedingt frei, frei ohne Widerrede?"

Jetzt kommt es darauf an, daß wir unsere Organisations-Prinzipe klar entwickeln.

Die Ordnung aufrecht zu erhalten, giebt es nur Ein wirksames und mit den Rechten der Intelligenz verträgliches Mittel: die sittliche Wirksamkeit. Wie nun kann die sittliche Wirksamkeit die entgegengesetzten Bestrebungen der Gesellschaft beherrschen und leiten? Wie wird sie zu Rande

kommen mit den Leidenschaften und der Kollision der Ansprüche? — Erinnern wir uns zunächst daran, daß ein Theil der sittlichen Wirksamkeit nur der Religion angehört, und daß die Gewalt damit nichts zu schaffen hat; daß wir von dem Worte und von der Presse nicht die Befriedigung der Betriebsamkeits-Angelegenheiten und der physischen Bedürfnisse zu gewärtigen haben. Die Rolle der Presse besteht einzig darin, daß sie die intellektuelle und sittliche Entwickelung in der **zeitlichen** Ordnung regelt und begünstigt.

Nun ist es bei weitem nicht so schwer, wie man wohl glaubt, sich zum Gebieter der Anarchie zu machen, und, zum Vortheil einer fruchtbaren Freiheit, das heut zu Tage von dem Partheigeiste und der Handels-Spekulation in Beschlag genommene Domän zu besetzen, und zu gleicher Zeit dem Fortschritt in jeder Richtung den thätigsten Aufschwung, den Klagen und Beschuldigungen gegen die Gewalt, das Recht, sich Luft zu machen, bei jeder Gelegenheit und an jedem Orte zu bewahren.

Von welcher Seite man auch die Dinge betrachten möge: die gesellschaftliche Bewegung kann nur drei Ausdrucksarten haben. Die einmüthige Uebereinstimmung der Bürger ist eine Idealität, von welcher wir auf Erden noch nicht das Schauspiel gehabt haben; höchst selten endlich geschieht es, daß die Wirksamkeit der Regierung, indem sie über gewisse Interessen und gewisse Glaubensanschauungen hinausgeht, nicht Individuen, Familien und sogar ganze Klassen der Bevölkerung verletzte. Die Publizität wird also stets drei Stimmen haben: die Stimme der gegenwärtigen Interessen oder der Erhaltung; die Stimme

der Reklamationen und der Beschwerden; die Stimme der Forderungen und Verlangen nach Fortschritt. Ein Schlachtheer mit rechtem und linken Flügel, mit Vorhut und Nachhut.

In That und Recht repräsentirt die Regierung, d. h. die Kraft der Erhaltung, die Zeiten revolutionärer Krisen ausgenommen, stets die wirkliche Mehrheit einer Nation, den Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens: eine Wahrheit, die außer allem Zweifel liegt, wenn man sich die Mühe geben will, in Anschlag zu bringen, daß auf der gesellschaftlichen Waage nicht die Zahl allein wiegt, sondern mit der Zahl die Qualität der Personen und die Quantität der Interessen. In gewissen Augenblicken repräsentirt die Regierung diese erhaltende Kraft sogar auf eine so überwiegende Weise, daß sie, vorausgesetzt, daß sie sich zum Bewußtseyn ihrer Bestimmung erhoben hat, sich für eine längere Zeit berufen fühlt, zugleich der Initiator des rückschreitenden und der Moderator des fortschreitenden Elements zu seyn. So verhält es sich, in unserer Ansicht, mit dem glücklichen Wechselfall, der sich gegenwärtig in Frankreich darbietet; doch diese Lage ist bis jetzt nur ein Wechselfall, weil die Gewalt, von allen Seiten zur Vertheidigung herausgefordert, noch nicht die Bahn betreten hat, welche in die Zukunft führt.

Wie es sich auch damit verhalte: das erste Axiom positiver Politik ist, „daß eine Normal-Gewalt, welche Gewährleistungen für die Dauer darbietet, die wirkliche Majorität der Nation repräsentiren soll.“ Ihr fällt demgemäß die Hauptrolle und die gewichtigste Verantwortlichkeit in der Einführung und Aufrechthaltung der Ordnung

zu, wohl verstanden, einer sittlichen Ordnung, weil jede Dazwischenkunft der physischen Stärke eine Lücke im Rechte bezeugt.

Nun wohl! wenn wir erforschen, mit welchen Institutionen sich unsere Regierung umgeben hat, um ihre Bestimmung zu erfüllen, so sehen wir sie umringt von einem furchtbaren Heere: welche Menge von Gendarmen und Kanonen! Ist jedoch die Rede von etwas, daß einer sittlichen Gewalt auch nur gliche, so vermissen wir es gänzlich. Denn, wie ließe sich in Anschlag bringen, daß es ein einziges Tagsblatt giebt, das für amtlich anerkannt wird, und sich das Vorrecht erworben hat, die geschmackloseste und trägste aller Bekanntmachungen zu seyn? Nicht anders verhält es sich mit einigen andern, von der Regierung nicht ausdrücklich anerkannten Blättern, die, zu Paris oder in der Provinz, wie sie behaupten, die Mittheilungen der Regierung erhalten und unmittelbar darauf diesen achtungswerthen Anspruch ihrer Bestimmung verleugnen.

Eine von den größten Ideen der Restauration war die, nach welcher sie die Nothwendigkeit einer geistlichen Gewalt begriff; einer von ihren ärgsten Fehlgriffen bestand darin, daß sie glaubte, die Priesterschaft allein sei zur Ausübung derselben berufen. Seit dem sechszehnten Jahrhundert hat sich eine durchaus neue Welt konstituirt und außerhalb der Vorausschauungen der Kirche entwickelt. Diese neue Welt hat eine Masse irdischer Angelegenheiten hervorgebracht, welche nicht, wie man wohl geglaubt hat, den Charakter der Feindseligkeit in sich tragen, aber doch der kirchlichen Einwirkung fremd sind, und ganz aus deren Bereiche liegen. Wenn die Geistlichkeit die, dem industriö-

sen und mit Wissenschaft genährten Bürgerthum aufbewahrte Zivilisirungs-Rolle wird begriffen haben: so wird sie, glauben wir, fühlen, daß von dieser Seite ein anderer Cäsar zu erkennen und zu taufen ist; und wenn das Bürgerthum seinerseits darüber zur Erkenntniß gekommen seyn wird, daß es für die menschliche Natur noch etwas Höheres giebt, als irdische Gefühle und Angelegenheiten: dann wird es den heilsamen Einfluß des religiösen Bandes empfinden und in dem Priester noch etwas mehr wahrnehmen, als den Ergänzer des Gendarmen. Doch, in allen Fällen, wird sich die Religion immer, und mehr als jemals, über und außerhalb der irdischen Angelegenheiten stellen müssen. Ist ein neuer Cäsar anzuerkennen, so hat dieser Cäsar Daseyns-Bedingungen, die ihm eigenthümlich sind, und über welche er allein zu wachen hat.

Einführung einer neuen geistlichen Gewalt, welche beauftragt ist, die öffentliche Meinung zu leiten, d. h. diese aufzuklären über alles, was die politischen Angelegenheiten und die gesellschaftlichen Gefühle berührt: dies ist — zweifeln wir nicht daran — die erste, die alleinige Bedingung der sittlichen Ordnung. Die Ausübung dieser Verrichtung kann Statt finden in der Gründung einer geregelten Unterweisung in den sittlichen und politischen Wissenschaften; doch ganz vorzüglich durch die Organisation einer Regierungs-Presse nach demselben Plane von Abstufung, wie die Verwaltungs-Wirksamkeit.

In dieser Beziehung bedarf es nur der Zulassung des Prinzips; das Muster der Vollziehung liegt uns vor Augen in allen seinen Einzelheiten. Es ist die Anwendung des Verwaltungs-Mechanismus auf die Presse; es ist die Or-

ganisation eines Beamten-Korps, das speziell beauftragt ist mit der gesellschaftlichen Unterweisung und mit dem Dienst der Publizität: eine Art von geistlicher Magistratur, welche ihre Weisungen von dem Minister des öffentlichen Unterrichts erhält.

Die öffentliche Unterweisung steht, in der That, noch auf der ersten Stufe ihrer Entwickelung, wenn sie sich nur an das Knaben- und an das Jünglingsalter wendet.

Die Regierung ist den Erwachsenen eine Unterweisung im Gesellschaftlichen und Bürgerlichen schuldig; denn ihr erstes Ordnungs- und Erhaltungs-Prinzip ist eine anhaltende Wirksamkeit von Vorhersicht und Belehrung.

Wenn eine Institution zugleich eine Schuld der Regierungsgewalt, ein Bedürfniß der Bürger und eine Bedingung sine qua non des Friedens und der sittlichen Ordnung ist: so ist sie auch möglich, oder die Gesellschaft selbst ist nicht länger möglich. Die katholische Geistlichkeit erhält vom Staate 33 Millionen Fr.; und dies ist nicht zuviel. Bedürfte es einer viel stärkeren Summe, um das Persönliche und das Materielle der gesellschaftlichen Geistlichkeit zu organisiren, d. h. das stehende Heer für Recht und für Vernunft: so muß die Regierung diese Summe finden, und zwar so, daß das Budget dadurch nicht erhöht wird. Zuletzt würde dies nur eine veränderte Verwendung seyn: man würde der Gendarmerie, dem Kriegswesen und der Polizei etwas nehmen, um es der vermehrten Einsicht und der sittlichen Gewalt zuzuwenden.

Die sittliche Kraft, was ist sie anders, als das Recht und die Vernunft? Die unwiderstehliche Waffe des Rechts und der Vernunft, was ist sie anders, als das Wort, als

die Oeffentlichkeit? Die Konkurrenz der gesellschaftlichen Presse muß allein die gegengesellschaftliche Presse ersticken.

Man begreift ohne Mühe, daß die Regierung, auf einen Schlag, eine Publizität schaffen kann, deren vereinigende Wirksamkeit sich zur bürgerlichen Presse verhält, wie die Telegraphen zu gemeinen Boten.

Durch diese Publizität, welche in den meisten Fällen unentgeltlich seyn sollte, und deren Vertheilung nach den Bedürfnissen des Staatsdienstes geregelt werden müßte, kann die Regierung besser, als irgend eine Privat-Unternehmung alle Gegenstände erster Nothwendigkeit für den intellektuellen Verbrauch geben, als da sind: Unterweisungen, Nachrichten, genaue Dokumente über die Wissenschaften, die Künste, die Betriebsamkeit, den Handel u. s. w. u. s. w.

Dadurch, daß die Regierung unter den Beamten der Presse eine Verwaltungs-Hierarchie schafft, und ihnen einen Titel und eine Art von Weihe ertheilt, führt sie das Prinzip der Ehre und des Ruhms da ein, wo die Anonymität in den meisten Fällen nichts weiter anzeigt, als den Eigennutz und die Ehrsucht; sie erhebt zu den Würden der öffentlichen Macht Menschen, welche ihr bis dahin nur dadurch dienen konnten, daß sie ein Vorurtheil bekämpften, welches seine Wurzel in dem Mißbrauch selbst hat, auf dessen Zerstörung die Institution der gesellschaftlichen Presse abzwecken würde.

Es läßt sich nicht bezweifeln, daß, von dem Augenblick der Organisation dieses Korps mit einer so edlen und großartigen Bestimmung an, alle in den Wissenschaften und in der Schriftstellerei ausgezeichneten Männer, alle

edleren Gemüther, welche gegenwärtig nur durch Intrigue und Opposition ihr Fortkommen finden können, sich an die Regierung anschließen und ihr ihren Beistand antragen werden. Die neue Gewalt würde über die Meinung sehr bald das Uebergewicht erringen, das der intellektuellen und sittlichen Ueberlegenheit rechtmäßig zu Theil wird.

Vermöge eines Systems von Ankündigungen, das sich über alle Gegenstände gesellschaftlicher Arbeit und über laufende Preise ausdehnt, würde die Wirksamkeit der umfassenden, aber sich auf das Gute und Böse verstehenden Publizität, geleitet von einer unabhängigen und unentsetzbaren Jury, mit Vortheil gegen die Prostitution bezahlter und ohne Kontrole zugelassener Insertionen ankämpfen, den Konsumenten der Ausbeutung des Charlatanismus entreissen, und dem Manne von Talent eine erfolgreiche Bahn brechen, würdig des Adels seiner Bemühungen.

Die Kritik würde ausgeübt werden mit Verantwortlichkeit, und, wie die richterliche Gewalt, mit verschiedenen Abstufungen der Jurisdiktion. Alsdann würde der verborgene Einfluß der Koterien vor dem öffentlichen Recht der Vernunft verschwinden. Der Schriftsteller, der Künstler, der Gelehrte, der Betriebsame würden zum wenigsten eine Zuflucht haben gegen verabredete Verschwärzung, gegen überlegte Lüge und gegen alle Skandale der anarchischen Presse. Ueber diesen Punkt ist eine ganz neue Gesetzgebung zu schaffen, wodurch ernstliche Vergehungen und Angriffe auf das Eigenthum und die Ehre in einem Sinne festgestellt werden, der in unsern Sitten sehr schwach entwickelt ist. Wer möchte gleichwohl leugnen, daß der verstümmelte Text eines Buchs, daß die nicht-motivirte Her-

abwürdigung eines Werks der Kunst oder der Wissenschaft, wahre Attentate gegen das intellektuelle Eigenthum sind? Und wer wird die Behauptung wagen, daß dergleichen Verfahren nicht sehr häufig sei von Seiten aller Raubgesellen der zwietrachtstiftenden Feudalität, die sich Dolmetscher der Meinung nennen, und sich immer nur darauf verstehen, sie zu ihrem Vortheil zu brandschatzen?

Bewaffnet mit einem wirksamen Gegengifte, kann die Gewalt um sich her thun und sagen lassen, was die Leute wollen; denn, für ihre eigene Rechnung wird sie sagen und thun in den kolossalen Verhältnissen der Masse zum Individuum, der Einigkeit zur anarchischen Konkurrenz. Zweifelsohne werden sich an diese Einrichtung Mißbräuche knüpfen, wie an jede menschliche Sache; doch der Mißbrauch, welcher eine Folge unserer Unvollkommenheit ist, verdient bei weitem den Vorzug vor einer unbedingten Unordnung, welche die Negation der Intelligenz und Freiheit selbst ist. Die Organisation einer geistlichen Gewalt, heutigen Tages unternommen, würde für einen längeren Zeitraum ein Fortschritt zum Vortheil Aller seyn: ganz unstreitig nicht das letzte Ziel der intellektuellen Entwickelung, doch immer in dem Sinne, daß die gesellschaftlichen Einrichtungen für die Zeit, nicht für die Ewigkeit getroffen werden. Und mit uns Franzosen ist es dahin gekommen, daß wir weit mehr Ursache haben, uns um die Art und Weise, wie Dogmen beginnen, zu bekümmern, als vor dem Kadaver eines alten Verfahrens zu erklären, wie die Dogmen sich endigen.

Außerdem giebt es in den Institutionen der Repräsentativ-Regierung, wie mangelhaft sie auch bei uns ent-

faltet seyn mögen, offene Ausgänge für Fortschritt und Neuerung, wie der menschliche Gedanke sie bisher noch nicht gefunden hat: Ausgänge, welche, so zu sagen, der Auflösung der Kontinuität zwischen der neueren Gesellschaft und den Gesellschaftszuständen des Mittelalters und des Alterthums feststellen. Ruhig kann der menschliche Geist an der Auffindung des Wahren und Guten arbeiten. Sollte die Wahrheit anklopfen, so wird man ihr leichter öffnen, als jemals; wo nicht, so wird sie diesen heiligen Kampf, in welchem sie stets siegreich geblieben ist, von neuem beginnen. Da es ihr gelungen ist, die ehernen Pforten des alten Tempels zu zertrümmern, so braucht sie nicht daran zu verzweifeln, daß man ihr die beweglichen und halb dem Lichte geöffneten Pforten des konstitutionellen Parlaments aufthun werde.

Bei dem Allen müssen wir bitten, daß man unsern Gedanken nach dessen ganzem Umfange auffasse, und nicht glaube, durch falsche Auslegung irgend einen Triumph über uns davon tragen zu können. Wir wollen eine vollständige geistliche Ordnung, welche gleichartig, mit sich selbst übereinstimmend und furchtbar durch ihre Hülfsmittel aller Art sei; wir wollen sie jedoch nur, damit die Freiheit absolut sei, und ohne jede andere Kontrole, als die Freiheit selbst, bestehe. Sonst würde der Gedanke, der sich uns aufgedrungen hat, nichts weiter seyn, als eine unsinnige Lüsternheit, den Katholizismus aufzuputzen ohne die Mysterien, ohne die Wunder und ohne die Hölle, welche in diesem großen Mechanismus der Ordnung und Unbeweglichkeit immer ein sehr wichtiges Stück gewesen ist.

Kann das Publikum sich darauf verlassen, daß es für

alle Gegenstände, auf welche sich seine Sorge bezieht, einen reichen Vorrath von Belehrung giebt; — ist es dahin gediehen, daß es das amtliche und direkt verantwortliche Wort eines organisirten Körpers vernehmen kann; finden sämmtliche Arbeiter für ihre Produkte eine unentgeltliche Publizität auf den ausgedehnten Grundlagen eines motivirten Urtheils: so wird nicht länger Raum bleiben für die Krämer-Publizität, welche in unseren Tagen alle Gesetze der Rechtschaffenheit, des gesunden Sinnes und des guten Glaubens umzustoßen hat. Gerade dieser Nagewurm ist es, von welchem die Presse befreit werden muß. Dabei wird immer Platz übrig bleiben für die Reklamationen der Partheien, so wie für Aufforderungen zu Verbesserungen. Wir verlangen hier nichts weiter, als die öffentliche Zusammenwirkung mit wahrhaft gleichen Waffen, und ohne das vielfache Monopol kleiner anmaßlicher Korporationen, welche sich, im Namen der Gleichheit und Freiheit, das Recht angemaßt haben, die Publizität zu versagen, oder sie zu verkaufen, oder sie zu bewilligen aus großer Vorliebe für den Gedanken, welcher sich zu ihrer Farbe bequemt hat.

Also — zur Seite der Regierungs-Presse die freie Presse!

Jede Parthei habe ihr Organ, jede Schule ihren Lehrstuhl, jede Entdeckung ihre Vertheidiger, jeder Unterdrückte sämmtliche Bürger zu Vertheidigern und Stützen; nichts ist dem gesellschaftlichen Zustande Frankreichs angemessener. Allein, da man einmal Publizität will, so wolle man sie nicht zur Hälfte. Alle in Verbindung getretene Mitglieder einer Publikation — Redaktöre, Aktionäre, Geranten —

müssen bekannt und amtlich konstituirt seyn; die Verantwortlichkeit jedes Artikels muß direkt den Urheber desselben treffen; jeder Mittelpunkt von Publizität muß, wie im Materiellen, so im Persönlichen, verwaltet werden, und strenge Rechenschaft über die sittliche Verantwortlichkeit geben können, die von ihm durch das Wort der Regierung gefordert wird. Jedes Tagblatt, als Organ einer Meinung, stelle sich dar als ausschließenden Vertheidiger derselben, und lasse in seinen Kolumnen nur die Bekämpfung der entgegengesetzten Meinung zu. Vor allen Dingen treibe es nicht länger Handel mit seiner vierten Seite, ohne daß hier von der ersten, zweiten und dritten die Rede ist. Alsdann wird die Freiheit der Presse der Freiheit des Gedankens ähnlich werden, wie der Journalist dem Manne, der sich dem Priesterthum der Wahrheit geweiht hat, dem Manne, dem die Seelsorge obliegt, wie eins von den ehrenwerthesten Journalen, welche einen Einfluß gewonnen haben, es so glücklich ausgedrückt hat *). Doch nenne man das traurige Schauspiel, das wir vor Augen haben, nicht länger Freiheit. Ein ungeregelter Schwarm, der von zügelndem Gesetz nichts wissen will, und selbst nicht einmal die Sitten eines polizirten Volks zu gründen verstanden hat!

Es versteht sich wohl von selbst, daß in allem, was sich auf die freie Presse bezieht, die Regierung erst dann einschreiten darf, wenn ausgemittelte Vergehungen zu bestrafen sind, und daß hier die Reform durch die Sitten und durch die freiwillige Bewegung der Meinung eintreten

*) Herr Dubois, einer von den Gründern des frühern Globe.

muß. Wie alles, was nothwendig ist, so stellt sich auch diese Bewegung ein. Zwar manifestirt sie sich unter der Form einer brutalen und blinden Rückwirkung; doch, nach und nach wird sich die Frage gehörig stellen, und es naht die Zeit (wir hoffen es), wo, selbst ohne die Dazwischenkunft der Regierung, die Tagblätter sich selbst konstituiren und aus Bazaren oder aus Klubbs zu regelmäßigen Institutionen sich erheben werden, welche verantwortlich sind vor dem heut zu Tage allgemein anerkannten Richter: vor der öffentlichen Meinung.

Bis dahin werden wir uns in einem fehlerhaften Zirkel drehen, und die Presse selbst wird davon den ersten Beweis geben durch die Weigerung, alles zu erörtern, was einen Angriff auf ihre Legitimität in sich schließt. Sie wird inzwischen wohl nachgeben müssen; denn die Meinung, die wir zu verkündigen wagen, ist in dem Herzen Aller, und mehre sprechen darüber schon ganz laut. Das Journal des Debats ist aus Furcht weich geworden. Allein es hat sich genöthigt gesehen, anzuerkennen, daß die mittleren Klassen, welche gegenwärtig die Majorität bilden, durch die Presse nur mit Mißtrauen erfüllt werden. Wir wollen nicht nach dem Beispiele gewisser Journalisten, die sich, man begreift nicht weßhalb, zu einzigen Richtern über fremde Tugend aufgeworfen haben — wir wollen, sage ich, nicht behaupten, daß dies von Seiten des Journals des Debats erheuchelte Schrecken sind, bestimmt, Exzeptions-Gesetze und die Rückkehr jenes verhängnißvollen Repressiv-Systems vorzubereiten, welches für immer das unvermeidliche Verderben seiner Urheber, seiner Begünstiger und seiner Mitschuldigen seyn wird. Wir glauben auf-

richtig, daß Jemand, wenn er der Regierung angehört, und noch weit mehr, wenn er Theil nimmt an der Redaktion des genannten Tagblatts, dergleichen Maßregeln nicht wünschen kann; denn an ihre Wirksamkeit glauben, hieße, sich als einen elenden Politiker darstellen. Allein wir glauben zugleich, daß man sich im höchsten Maße täuscht, wenn man eine Verbesserung von dem Wahlkörper und von den beiden Kammern erwartet. Allerdings versehen die letztern gegenwärtig, gut oder schlecht, die Verrichtungen der geistlichen Gewalt. Die Worte, welche von der Rednerbühne ertönen, haben eben so viel Einfluß auf unsere Sitten, als auf die Abstimmungen; und Gott verhüte, daß wir Zweifel darüber anregen, ob durch die Freiheit der Tribune, wie durch die anderweitigen Institutionen der Repräsentativ-Regierung, das menschliche Geschlecht kostbare Rechte — kostbar für sein Glück und für seine wahre Freiheit — erworben habe. Bei dem Allen ist es leider! nur allzu gewiß, daß der Kampf der Partheien in den verschiedenen Faktionen des gesetzgebenden Körpers eine genaue Wiederholung dessen ist, was sich außerhalb in der Presse zuträgt, nur mit dem Unterschiede eines nach den Regeln der Kunst geführten und eines Kosacken-Krieges. Auch das ist ausgemacht, daß die Presse kein einziges böses Beispiel gegeben hat, das sich nicht auf der Tribune wiederholt hätte. Weßhalb? Weil das gesetzgebende Korps stets das Resultat des Gedankens des Wahlkörpers ist, und weil der Gedanke dieses Wahlkörpers stets das Werk der politischen Erziehung ist, welche er von der einzigen Gewalt, die heut zu Tage für die gesellschaftliche und bürgerliche Erziehung arbeitet — ich meine die Presse — er-

halten hat. Es kommt also vor allen Dingen darauf an, diese Gewalt der Initiative zu regeln; und so kommt man zurück auf den Punkt, von welchem wir ausgegangen sind, um stehen zu bleiben auf dem Punkte, wo wir inne halten *).

Möge demnach diese große Frage von der Presse alle diejenigen beschäftigen, welche aufsteigen wollen zur Ursache der traurigen und schmerzlichen Wirkungen, deren Zeugen und Opfer wir sind. Im Grunde ist die Presse nur die zweite Ursache derselben; denn der Keim des Uebels liegt in der Kollision der Betriebsamkeits-Interessen, welche sich an einen gesellschaftlichen Mechanismus und an eine Organisation der Arbeit knüpft, die man verbessern muß, ehe man zum Frieden und zur definitiven Ordnung gelangen kann. Doch jede Reform, selbst in der Betriebsamkeitsordnung, geschieht durch eine Bewegung der Ideen, und von dem Werkzeuge, das die Ideen mittheilt und sie der öffentlichen Erörterung überliefert, hängen zuletzt alle Hindernisse und alle Förderungsmittel ab.

*) Ob dies Raisonnement zuverlässig sei, kann mindestens bezweifelt werden. Setzt man Wissenschaft und Presse gleich, und erinnert man sich dabei des bakonischen Ausspruchs, daß die Wissenschaft die Welt regiert: so bleibt freilich nichts anderes übrig, als die Presse verantwortlich zu machen für alles, was in Frankreich Demoralisation und Auflösung genannt zu werden verdient. Allein ist die Presse, so wie wir sie in Frankreich wirksam sehen, nicht vielmehr das Produkt des politischen Systems, das ohne sie gar nicht bestehen könnte? Wir nehmen uns die Freiheit, an das zurückzuerinnern, was im 42. Bande dieser Monatsschrift hierüber gesagt ist.

B.

Auszug

aus

Jeremias Benthams Deontologie *).

Wer in einer berathenden Versammlung das Wort nimmt, stellt sich gewissermaßen außer der Linie, und legt sich eine wirkliche Ueberlegenheit über seine Zuhörer bei.

---

*) Im 39. u. 40. Bande dieser Monatsschrift haben wir unsere Leser mit dem eigenthümlichen Geiste des im abgewichenen Jahre verstorbenen Jeremias Bentham bekannt gemacht. Seit dieser Zeit ist von diesem ausgezeichneten Denker und Schriftsteller ein neues Werk erschienen, das den Titel Deontologie führt, und von Herrn Bowring bekannt gemacht worden ist. Ohne Zweifel wird es in Deutschland nicht lange an einer gelungenen Uebersetzung dieser Pflichtenlehre fehlen. Was sich vorhersehen ließ, war, daß Jeremias Bentham diesen Gegenstand mit derselben Eigenthümlichkeit auffassen würde, welche in seinen übrigen Werken den Selbstdenker verräth. Nach dem hier mitgetheilten Bruchstück mag der Leser urtheilen, welchen Werth das von Bentham aufgestellte Nützlichkeits-Prinzip hat. Daß durch die bisherige Behandlung der Pflichtenlehre ungemein wenig für den Frieden der Gesellschaft und für die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts geleistet worden ist — wer, wenn er die Erscheinungen der letzten fünf Jahrzehnte mit einigem Ernst beobachtet hat, könnte sich daraus ein Geheimniß machen? Sofern es sich also um ein haltbareres Prinzip der Sittlichkeit handelte, als das bisherige, vom Geiste des Metaphysizismus gegebene war, ist man genöthigt, dem brittischen Moralphilosophen, selbst wenn er nicht in den Ring gestochen haben sollte, für den Versuch zu danken, den er gemacht hat, das Menschliche und Gesellschaftliche besser zu begründen, als es bisher begründet war. Denn darauf

Eben so derjenige, der in der Republik der Wissenschaften sich entschließt, einen Rang unter den Schriftstellern einzunehmen; dieser unterscheidet sich gerade hierdurch von der Schaar der Leser. Beide übernehmen eine große Verantwortlichkeit. Der Unterschied zwischen beiden besteht indeß darin, daß jeder Irrthum, in welchen der Redner verfällt, auf der Stelle berichtigt werden kann, während in dem fiktiven Hörsaal, welcher das Tribunal der Meinung konstituirt, die Berichtigung des Irrthums nie auf der Stelle erfolgt; in den meisten Fällen vor jedem Widerspruch geschützt, ist der Schriftsteller der Gefahr ausgesetzt, sich mit einer Sicherheit auszudrücken, welche durch seine Stellung nicht gerechtfertigt wird.

Es giebt Beweggründe, um derentwillen er seinen Lehren und seinen Prinzipen nicht die Unterstützung hinreichender Gründe giebt; die Erzeugung derselben würde ihm einen Zuwachs von Arbeit verursachen, und die Entwickelung derselben würde mit einer vermehrten Anstrengung seiner geistigen Kraft verknüpft seyn. Der rechtmäßige Gesetzgeber ist bei dem Umfange seiner Gewalten minder despotisch in seiner Sprache, als der Schriftsteller, der sich aus eigenem Antriebe zum Gesetzgeber für das Volk aufwirft. Er promulgirt Gesetze ohne sich auf Beweggründe einzulassen, und im Allgemeinen sind diese Gesetze nichts weiter, als der Ausdruck seines höchsten Willens und

kann man sich mit der höchsten Sicherheit verlassen, daß die revolutionären Bewegungen, welche unsere Zeit in einem so hohen Grade beunruhigen, nicht eher ein Ende nehmen werden, als bis die Zauberformel gefunden ist, die sie allein zu beschwören vermag.

B.

seines Fürgutbefindens. In der That, es ist zu bedauern, daß die Menschen an die Erörterung wichtiger Fragen immer erst dann gehen, wenn sie über die Lösung, die sie ihnen geben werden, zum Voraus mit sich selbst einig sind. Man möchte sagen, daß sie vorläufig gegen sich selbst die Verbindlichkeit übernommen haben, gewisse Handlungen gut, und gewisse andere schlecht zu finden. Allein das Prinzip der Nützlichkeit verträgt sich nicht mit diesen vorweggenommenen Entscheidungen. Ehe eine Handlung verdammt wird, muß ihre Unverträglichkeit mit dem Wohlseyn der Menschen nachgewiesen werden. Dergleichen Erforschungen sagen dem dogmatischen Belehrer nicht zu. Er kann sich also nicht mit dem Prinzip der Nützlichkeit vertragen; für seinen Gebrauch bedarf er eines ihm eigenthümlichen Prinzips. Um seine Meinung durchzusetzen, wird er aus dieser Meinung ein Prinzip machen. „Ich erkläre,“ sagt er mit einer hinreichenden Dosis von Selbstvertrauen, „daß diese Dinge nicht gut sind; sie sind folglich nicht gut.“

Es leuchtet ein, daß diese Art zu raisonniren, vermöge welcher die Behauptung einer Meinung die Stelle des Beweises vertritt und einen hinreichenden Entscheidungsgrund bildet, die aller ausschweifendsten Ideen und die heilsamsten Meinungen in gleiche Linie stellt, und daß man fortan die Wahrheit oder die Falschheit einer Meinung nach dem Grade von Gewalt beurtheilen muß, womit man sie behauptet, oder auch nach der Zahl ihrer Anhänger. Allein, wenn die Gewalt ein Mittel der Abschätzung ist, so wird, da die Intensität der Ueberzeugung nur an ihrem Einfluß auf die Handlungen abgemessen werden kann, daraus her-

vorgehen, daß der, welcher seinen Gegner zu Boden wirft, ein besserer Logiker sei, als derjenige, welcher sich auf eine heftige Ermahnung beschränkt; der aber, welcher diesem Gegner die Kehle abschneidet, würde der noch besserer Logiker seyn, und beide endlich würden demjenigen die Palme reichen müssen, welcher seinen Antagonisten, ehe er ihm das Leben nimmt, auf die Folter spannt; dergestalt, daß die Sittlichkeit einer Meinung im direkten Verhältniß steht zu dem Grade der Verfolgung, welcher angewendet wird, um sie zu behaupten, und daß, nach diesem Maßstabe, die Inquisition der vollkommenste Typus der Wahrheit und der Vernunft ist. Wenn die Zahl entscheiden muß, so wird das Christenthum dem Götzendienste das Schlachtfeld räumen müssen, und Wahrheit und Sittlichkeit werden sich anhaltend in einem Zustande von Oszillation zwischen den Mehrheiten und Minderheiten befinden, welche mit allen Wechseln der menschlichen Dinge sich verändern.

Wer bei einer andern Gelegenheit sagen wollte: „dem ist so, wie ich sage, weil ich es sage," der würde nur wenig zu Markte gebracht zu haben scheinen. Allein in Dingen der Moral hat man dicke Bände geschrieben, deren Urheber, von der ersten Zeile bis zur letzten, nur dies Raisonnement wiederholen, nichts weiter. Die ganze Macht dieser Bücher und alle ihre Ansprüche auf Logik, bestehen in der Eigenliebigkeit des Schriftstellers und in der vorausgesetzten Deferenz seiner Leser. Mit einer angemessenen Dosis dieser Ingredienzen, kann man alles ohne Unterschied durchsetzen. Aus dieser Autoritäts-Anmaßung ist das Wort Obligation (von dem lateinischen Verbum obligo) entstanden. „Ich verpflichte," ein unbestimmter, nebelhafter Aus-

Ausdruck, dessen Dunkelheit so viele über diesen Gegenstand geschriebene Bände nicht haben zerstreuen können: in der That, eine Dunkelheit, welche fortgedauert hat bis zur Stunde und sich selbst gleich bleiben wird, bis dies Chaos durch die Fackel der Nützlichkeit mit ihren Leiden und Freuden, und mit den Sanktionen und Beweggründen, welche daraus abfließen, sich erhellen wird.

Es ist, in Wahrheit, sehr unnütz, von den Pflichten zu reden; das Wort selbst hat etwas Widerwärtiges und Abstoßendes. Man spreche darüber, so viel man wolle, nie wird das Wort Verhaltungsregel werden.

Ein Mensch, ein Moralist, spreizt sich ernsten Angesichts in seinem Lehnstuhl, und da hört ihr ihn in pomphaften Redensarten über die Pflicht und die Pflichten dogmatisiren. Weßhalb achtet Niemand darauf? Weil, während er von den Pflichten redet, jeder nur an seinen Vortheil denkt. In der Natur des Menschen liegt, vor allen Dingen nur an seinen Vortheil zu denken; und damit den Anfang zu machen, wird jeder aufgeklärte Moralist für vortheilhaft für sich halten: denn was er auch Schönes sagen oder thun möge, dem Vortheil wird die Pflicht immer den Vorrang lassen.

Das Ziel, das wir uns in diesem Werke aufgesteckt haben, ist, die Beziehungen hervorzuheben, welche in allen Lagen des Lebens den Vortheil mit der Pflicht vereinigen. Je aufmerksamer man diesen Gegenstand erforschen wird, desto stärker wird die Gleichartigkeit des Vortheils und der Pflicht ins Auge springen. Jedes Gesetz, das das Wohlseyn der Regierten zum Gegenstande hat, muß darauf

abzwecken, daß sie ihren Vortheil dabei finden, zu thun, was die Pflicht ihnen gebietet.

In gesunder Moral kann die Pflicht des Menschen nicht darin bestehen, daß er etwas thut, was sein Vortheil ihm zu thun verbietet. Die Moral wird ihn lehren, eine richtige Abschätzung seiner Vortheile und seiner Pflichten anzustellen; und indem er dies thut, wird er ihr Ineinanderfallen — ihre Koinzidenz — wahrnehmen. Man ist gewohnt zu sagen, „ein Mensch müsse seinen Pflichten seinen Vortheil zum Opfer bringen;" und es geschieht nicht selten, daß man den Einen oder den Andern nennen hört, welcher dies Opfer gebracht hat, wobei man denn nicht unterläßt, seine Bewunderung an den Tag zu legen. Doch wenn man Vortheil und Pflicht in ihrer weitesten Bedeutung auffaßt, wird man leicht zu der Ueberzeugung gelangen, daß, in den hergebrachten Dingen des Lebens, das der Pflicht dargebrachte Opfer des Vortheils weder möglich, noch wünschenswerth ist, und daß, selbst wenn es möglich wäre, das Glück der Menschheit dabei keinesweges gewinnen würde. So oft die Rede ist von Moral, ist es unabänderlich hergebracht, von den Pflichten des Menschen ausschließlich zu reden. Nun läßt sich zwar, streng genommen, nicht als Prinzip aufstellen, daß das, was nicht zum handgreiflichen Vortheil des Menschen gereicht, nicht seine Pflicht konstituire; indeß kann man mit Fug und Recht behaupten, daß, wenn sich darthun läßt, daß diese oder jene Handlung, diese oder jene Linie des Verfahrens im Interesse eines Menschen sei, es verlorene Mühe seyn werde, ihm beweisen zu wollen, daß diese Handlung, diese Linie des Verfahrens in seiner Pflicht gegründet

sei. Gleichwohl sind alle Prediger der Moral bis jetzt so zu Werke gegangen. „Es ist eure Pflicht, das und das zu thun, eure Pflicht, das und das zu unterlassen;" und dabei muß man bekennen, daß so die Verrichtung des Moralisten eben nicht schwierig ist. Doch warum ist dies meine Pflicht? Folgendes wird mehr oder weniger die Antwort auf diese Frage seyn: „weil ich es Euch befohlen habe, weil dies meine Meinung, mein Wille ist." Ja, aber wenn ich mich nun nicht in diesen Willen füge? „Oh, in diesem Falle werdet Ihr sehr Unrecht thun." Und dies will sagen: ich werde euer Betragen mißbilligen.

Es ist ausgemacht, daß jeder Mensch nur nach der Ansicht handelt, die er von seinem Vortheil hat. Daraus folgt freilich nicht, daß er seinen Vortheil, da er erblickt, wo er wirklich ist; denn dadurch würde er die größt-mögliche Summe Wohlseyns gewinnen, und wenn jeder Mensch, mit voller Kenntniß der Ursache handelnd, die größte Summe möglichen Wohlseyns erzielte, so würde die Menschheit zur höchsten Glückseligkeit gelangen, und der Zweck aller Moral, das allgemeine Wohlseyn, erreicht werden. Die Aufgabe für den aufgeklärten Moralisten ist, zu zeigen, daß eine unsittliche Handlung ein falscher Kalkul persönlichen Eigennutzes ist, und daß der lasterhafte Mensch eine irrthümliche Abschätzung seiner Freuden und Leiden angestellt hat. Hat jener dies nicht gethan, so hat er nichts geleistet; denn, wie wir bereits oben bemerkt haben, es liegt in der Natur der Dinge, daß ein Mensch sich bemüht, dasjenige zu erhalten, wovon er sich die größte Summe Genusses verspricht.

Bei Abfassung dieses Werkes haben wir kein anderes

Ziel vor Augen, als das Glück der Menschheit, das Glück jedes Menschen, ins Besondere dein Glück, lieber Leser, und das Glück Aller. Was wir uns vorsetzen, ist, das Domän des Wohlseyns allenthalben auszudehnen, wo es ein Wesen giebt, das fähig ist, es zu genießen. Die Thätigkeit eines wohlwollenden Gemüths beschränkt sich aber nicht auf das menschliche Geschlecht; denn, wenn die Thiere, die wir als uns untergeordnet betrachten, keinen Anspruch auf unsere Sympathie haben, worauf wollten wir wohl die Ansprüche unserer eigenen Gattung stützen? Die Tugendkette umschließt die ganze fühlbare Schöpfung. Das Wohlseyn, das wir den Thieren zu Gute kommen lassen, ist aufs Innigste verwebt mit dem des menschlichen Geschlechts, und das des menschlichen Geschlechts ist unzertrennlich von dem unsrigen.

Wahrlich es wäre sehr zu wünschen, daß ein wohlthätiger Moralist die Thiere in seinen Schutz nähme, und ihre Ansprüche auf den Schutz der Gesetze und auf die Sympathie tugendhafter Menschen vertheidigte. Dieser Wunsch ist vielleicht allzu frühzeitig in einer Periode, wo, wie in der unsrigen, ein beträchtlicher Theil des menschlichen Geschlechts noch ausgeschlossen ist von der Ausübung der Wohlthätigkeit, und behandelt wird, wie untergeordnete Thiere: — nicht als Personen, sondern als Dinge. Die Thiere haben zwar eine sehr beschränkte Einwirkungskraft auf die menschliche Empfindsamkeit; sie besitzen nur wenig Mittel, der Ungerechtigkeit und Grausamkeit die Strafe wiederfahren zu lassen, die ihnen gebührt, und noch weit weniger die Mittel, dem Menschen durch die Mittheilung des Vergnügens den Lohn für seine Menschlichkeit

und seine Wohlthaten zu geben. Wir nehmen ihnen das Leben, und hierin sind wir zu rechtfertigen: die Summe ihrer Leiden erreicht nicht die unserer Genüsse; das Gute giebt den Ausschlag über das Böse. Doch, weßhalb sie martern? weßhalb sie foltern? Es würde sich schwerlich angeben lassen, aus welchem Grunde sie von dem Schutz des Gesetzes ausgeschlossen bleiben müssen. Die ächte Frage ist: Sind sie der Leiden empfänglich? Kann man ihnen Vergnügen mittheilen? Wer wird sich damit befassen die Grundlinie zu ziehen, welche die verschiedenen Grade des animalischen Lebens sondert, anfangend mit dem Menschen und von Stufe zu Stufe herabsteigend bis zur niedrigsten Kreatur, welche fähig ist, den Schmerz vom Genuß zu unterscheiden? Soll der Unterschied festgestellt werden durch die Fähigkeit der Vernunft, oder durch die Rede? Doch ein Pferd oder ein Hund sind, ohne allen Vergleich, vernünftigere Wesen und geselligere Gefährten, als ein Kind von einem Tage, einer Woche und selbst einem Monate. Gesetzt aber auch, dem wäre nicht also: welche Folgerung soll man daraus ziehen? Die Frage ist ja nicht: können sie raisonniren? können sie reden? sondern, können sie leiden, d. h. Schmerzen empfinden?

Doch, von allen mit Empfindsamkeit ausgestatteten Wesen sind die Menschen diejenigen, die uns am nächsten berühren und uns am theuersten seyn müssen. Und wie könnt ihr am wirksamsten für ihr Wohlseyn arbeiten? Wie anders als durch Ausübung von Tugenden, von solchen Eigenschaften, welche die Tugend konstituiren? Die Tugend aber sondert sich in zwei Zweige: in Klugheit und affektives Wohlwollen. Die Klugheit hat ihren Sitz in

dem Verstande; das affektive Wohlwollen offenbart sich hauptsächlich in den Affektionen, welche, wenn sie stark und nachhaltig sind, die Leidenschaften konstituiren.

Ihrerseits theilt sich die Klugheit wiederum in zwei: in die, welche sich auf uns bezieht, oder in die persönliche Klugheit, wie sie der Prototypus Robinson Krusoe, der Matrose Alexander Selkirk, auf seiner verlassenen Insel ausübte; und in die, welche sich auf Andere bezieht, und die man außer-persönliche Klugheit nennen kann.

Das affektive Wohlwollen ist entweder positiv oder negativ. Es offenbart sich in der Einwirkung, oder in der Enthaltung von derselben: es hat zum Zweck entweder eine Vermehrung von Vergnügen, oder eine Verminderung von Schmerz. Um auf eine positive Weise durch die Erzeugung des Vergnügens zu wirken, muß man zugleich die Macht und den Willen haben. Wenn man durch Enthaltung von Einwirkung negativ zu Werke geht, so ist der Wille allein nothwendig. Für die Macht wohlwollender Einwirkungen giebt es Gränzen; nicht so für die Macht der wohlwollenden Enthaltung, und die Enthaltung von Einwirkung kann sich mit einem Maß von Tugend und von Laster vertragen, das demjenigen gleich kommt, welches die Einwirkung selbst mit sich bringt. Es giebt Fälle, wo der Mensch, welcher sich dessen, was seine Pflicht ihm zur Abwendung eines Mordes zu thun vorschrieb, enthalten hat, die zur Bestrafung eines Menschen-Todschlags festgestellte Strafe nicht weniger verdient hat, als der Mörder selbst.

Es ist betrübend, zu denken, daß die Summe des Wohlseyns, welche hervorzubringen in der Gewalt des

Menschen (den Mächtigsten gar nicht ausgenommen) steht, sehr klein ist, wenn man sie mit der Summe von Uebeln vergleicht, welche er durch sich oder durch Andere hervorrufen kann; nicht, als ob im menschlichen Geschlecht das Verhältniß des Unglücks hinausginge über das des Glücks; denn, da die Summe des Unglücks großen Theils beschränkt wird durch den Willen desjenigen, welcher leidet, so hat er fast immer Mittel zu seiner Verfügung, um seine Uebel zu erleichtern.

Doch die Tendenz des affektiven Wohlwollens ist, sich durch die Ausübung zu vermehren. Es ist ein Schatz; je mehr wir aus demselben schöpfen, um die Reichthümer über diejenigen zu verbreiten, die uns umgeben, desto mehr vervielfältigen sich unsere Reichthümer. Unser Wohlstand wächst nach Verhältniß des Verbrauchs, den wir von unsern Schätzen machen. Wer sich ein Vergnügen sichert, oder einen Schmerz erspart, trägt auf eine direkte Weise zu seinem Glücke bei. Wer Andern ein Vergnügen sichert oder einen Schmerz erspart, trägt indirekt zu seinem eigenen Glücke bei.

Denn was ist Glückseligkeit? Besitz von Vergnügen mit Befreiung von Schmerz. Sie steht in Verhältniß mit der Summe der genossenen Freuden und der vermiedenen Schmerzen. Und was ist die Tugend? Das, was am meisten zur Glückseligkeit beiträgt, was die Freuden steigert und die Leiden mildert. Das Laster dagegen ist das, was das Glück vermindert und zum Unglück beiträgt.

Das erste Gesetz unserer Natur ist, unser eigenes Wohlseyn zu wünschen. Die vereinigten Stimmen der Klugheit und des affektiven Wohlwollens lassen sich ver-

nehmen und rufen uns zu: „Arbeite für das Glück der Andern; suche dein eigenes Glück in dem Glücke Anderer."

Nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch ist die Klugheit: Anwendung der rechten Mittel zu einem gegebenen Zweck. In der Moral ist Glückseligkeit dieser Zweck. Die Gegenstände, denen die Klugheit sich zuwenden soll, sind wir selbst und Andere: wir selbst als Werkzeug, Andere gleichfalls als Werkzeuge unserer eigenen Glückseligkeit. Das Ziel jedes vernünftigen Wesens ist, die höchste Summe von Glückseligkeit für sich selbst zu gewinnen. Jeder Mensch ist sich selbst vertrauter und lieber, als er es einem Andern seyn kann, und kein Anderer kann ihm seine Leiden und seine Schmerzen zumessen. Es folgt hieraus nothwendig, daß er selbst der erste Gegenstand seiner Sorge sei. In seinen Augen muß sein Vortheil den Vorzug vor jedem andern Vortheil haben; und dringt man tiefer in die Sache ein, so kann die Entdeckung nicht ausbleiben, daß in dieser Ordnung der Dinge nichts enthalten ist, was der Tugend und der Glückseligkeit schadet: denn, wie will man die Glückseligkeit Aller in dem möglich-größten Verhältniß gewinnen, es sei denn unter der Bedingung, daß jeder für sich selbst die größte Quantität davon gewinnt? Woraus wird die Summe des Total-Glücks bestehen, wenn sie nicht aus den individuellen Einheiten hervorgeht? Was Klugheit und Wohlwollen verlangen, das macht die Nothwendigkeit zu einem Gesetz. Die Fortdauer der Existenz sogar hängt von dem Prinzip der Persönlichkeit ab. Hätte Adam sich mehr um das Wohlseyn Eva's bekümmert, als um das seinige, und hätte zugleich Eva ihr Glück dem Glücke Adams untergeordnet: so hätte Satan sich die

Mühe einer Versuchung ersparen können. Gegenseitiges Elend würde jede Zukunft von Glück zerstört haben, und der Tod beider hätte der Geschichte des Menschen ein schnelles Ende gemacht.

Welche wichtige Folgerungen werden wir aus diesen Prinzipen herleiten? Sind sie unsittlich in ihren Folgen? Daran fehlt nicht weniger, als alles. Sie sind im höchsten Grade philanthropisch und wohlthätig; denn, wie will ein Mensch glücklich seyn, wenn er nicht die Zuneigung derer erhält, von welchen sein Glück abhängt? Und wie könnte er diese Zuneigung erhalten, wenn er ihnen nicht die Ueberzeugung einflößt, daß er seine Zuneigung dafür austauscht? Und diese Ueberzeugung — wie will er sie einflößen, wenn er nicht eine ächte Zuneigung für sie hegt — eine Zuneigung, deren Aechtheit sich in allen seinen Handlungen und Worten wiederfinden läßt? Helvetius hat gesagt, daß, um die Menschen zu lieben, man wenig von ihnen erwarten muß. Seien wir also gemäßigt in unseren Berechnungen, gemäßigt in unseren Forderungen. Die Klugheit verlangt, daß wir das Maß unserer Erwartungen nicht zu hoch stellen; denn getäuschte Hoffnung wird unsere Genüsse und unsere guten Gesinnungen gegen Andere vermindern. Erhalten wir dagegen von ihnen unerwartete Dienste, welche den Zauber der Ueberraschung mit sich führen, so genießen wir ein lebhafteres Vergnügen und fühlen dabei, daß die Bande, die uns mit Anderen vereinigen, sich noch verstärken.

Damit das Nützlichkeits-Prinzip seinen Einfluß behalte, muß man es beständig vor Augen haben; und zu diesem Endzweck muß im Ausdruck aller Maximen, die

ihm untergeordnet sind, ihre Beziehung mit dieser Fundamental-Maxime wahrgenommen werden.

Es ist nicht genug, daß der, einer Handlung zugeschriebene Grund in sich selbst diesem Prinzip konform sei; diese Konformität muß selbst der Gegenstand einer aufmerksamen Prüfung und Kontrole seyn.

Hierin liegt das einzige wirksame Mittel, um zu verhindern, daß Leute, welche von dem Prinzip nicht durchdrungen sind — Leute, welche die Höhen, wo die Nützlichkeit ihren Thron aufgeschlagen hat, noch nicht erstiegen haben — sich nicht irre leiten lassen von den despotischen Dogmen des Asketismus, oder von den Sympathien eines unverständigen und schlecht geleiteten Wohlwollens. Unablässig richte der Moralist seinen Blick auf dies herrschende Prinzip, wie die Sonnenblume nach der Sonne.

Ueber
den angekündigten
Staats=Bankrot Spaniens.

Die französischen Publizisten der gegenwärtigen Zeit haben, großen Theils, eine auffallende Aehnlichkeit mit jenen schlechten Aerzten, die, welche Beschaffenheit es auch mit der Krankheit ihrer Patienten haben möge, den vorliegenden Fall einer allgemeinen Benennung unterwerfen, die sie in den Stand setzt, ihr Rezept currente calamo zu schreiben, die Folgen dieses Unverstandes mögen seyn, welche sie wollen.

Auf eine recht auffallende Weise ist dies dem Journal des Débats in einem Artikel begegnet, welcher den von dem Grafen Toreno angekündigten Staats=Bankrot Spaniens zum Gegenstande hat.

Nachdem das eben genannte Journal seinen Lesern die Schrift eines gewissen Herrn A. Borrego empfohlen hat, nach dessen Ansicht Spanien sich, durch die Abschaffung des Zehnten und durch die Besteuerung der davon betroffenen Grundeigenthümer mit einer Abgabe gleicher Höhe, in dem Zeitraum von 40 Jahren von seiner Schuldenlast befreit haben würde, fährt es also fort: „Doch, was kann es uns nützen, hier Borrego's Ideen noch weiter zu beleuchten, da von dem spanischen Finanz=Minister selbst ein anderer Plan entworfen ist, der aller Wahr=

scheinlichkeit nach durchgehen wird? Es kann jetzt nur noch unsere Aufgabe seyn, das Buch des Herrn Borrego solchen Personen zu empfehlen, denen es Vergnügen macht, sich darüber zu belehren, wie eine schon fast verlorene Sache hätte gewonnen werden können. Man glaubte allgemein, daß die kastilianische Rechtlichkeit, die bisher in der Welt was galt, auch ferner eine Last tragen würde, die sie nicht abwerfen kann, ohne sich gewissermaßen mit Schmach zu bedecken; man glaubte, daß eine so hochherzige und stolze Nation, wie die spanische, von ihrer Regierung verlangen würde, daß sie das häßliche Wort Bankrot nur im höchsten Nothfalle ausspreche. Wir wollen daher auch nicht die Nation beschuldigen, daß sie, in dem vorliegenden Falle, ihr eigenes Interesse, ja ihre Pflicht so ganz verkannt habe. Auch die Mitglieder des Ministeriums dürfen, unserer Ansicht nach, für den unpolitischen Beschluß, welchen Spanien zu fassen im Begriff steht, nicht in gleichem Maße verantwortlich gemacht werden; unter ihnen aber giebt es einen Mann, der uns tadelswürdig scheint, weil er in den Ministerrath eingetreten ist, um, vorweg und ohne irgend einen Beweis von der Zahlungsunfähigkeit des Landes, eine bisher für wohlbegründet gehaltene Hoffnung zu vernichten. Frankreich hatte einigen Grund, zu glauben, daß die spanische Regierung ein wenig mehr Vertrauen, wenn auch nur zu sich selbst, haben würde. Wir wollen hierbei nicht an die Dienste und den moralischen Beistand erinnern, welche die französische Regierung unausgesetzt der neuen Ordnung der Dinge in Spanien geleistet hat; hat man uns doch, statt alles Dankes dafür, schon die Expedition von 1823 an den Kopf

geworfen, und uns, auf die Bemerkung, daß die Gläubiger Spaniens für jene Expedition unmöglich verantwortlich gemacht werden könnten, im Observador erwiedern lassen, daß die neueren spanischen Anleihen ebenfalls ohne das Zuthun der Nation gemacht worden seien. Elender Scheingrund, welchen nur der Reaktions-Geist eingeben konnte! Wenn Frankreich hoffte, daß ein loyales Volk an seiner Zukunft nicht so leicht verzweifeln würde, so geschah es, weil ihm selbst noch das Jahr 1815 mit allen seinen schmerzlichen Opfern vorschwebt. Wir wollen hier nicht daran erinnern, welche ungeheure Summen Frankreich damals zu zahlen hatte; ein jeder weiß, daß die gewissenhafte Treue, mit der es seine Verpflichtungen erfüllte, durch eine beispiellose Zunahme seines Kredits gekrönt wurde. Man hat aber vielleicht vergessen, daß zu jener Zeit auch noch drei Millionen Renten oder 60 Millionen Kapital gezahlt wurden, um den Privat-Reklamationen brittischer Unterthanen zu genügen. Zwar wunderte man sich damals in Frankreich, daß jener Renten-Betrag, als eine bloße Restitution, nicht auf ein Viertel herabgesetzt wurde, wie im Jahre 1797 die Forderungen der französischen Gläubiger; die Regierung glaubte indessen, daß das Staatsrecht ihr nicht gestatte, auswärtigen Gläubigern dieselben Opfer aufzulegen, die sie von ihren eigenen verlangen könne. Herr von Toreno schlägt gerade den entgegengesetzten Weg ein: sein Reduktions-Plan trifft bloß die auswärtige Schuld; von der innern ist gar nicht die Rede, und diese will der Minister offenbar mit besonderer Vorliebe behandeln. Glaubt er, sich hierdurch im Lande selbst Hülfsmittel zu verschaffen? Wir leben jedoch in

einem Zeitalter, wo jede Regierung sich auf ihre Nachbarn stützen, und sich mit ihnen verständigen muß; und wir zweifeln, daß Spanien sich über dieses gemeinsame Gesetz erheben kann. Wäre seine Regierung zu einem solchen Grade von Kraft und Unabhängigkeit gelangt: so könnte man in einer Bankrots-Erklärung mindestens einen gewissen kühnen Muth erblicken; bei ihrer gegenwärtigen Lage aber ist ein solcher Bankrot eine für die Ehre Spaniens erniedrigende und für seine wahren Interessen verderbliche Maßregel. Werden die Prokuradoren einen solchen Plan gut heißen, und ihre Laufbahn vorweg unter so schlimmen Auspizien beginnen? Wir können es nicht glauben."

So das Journal des Debats in seinem Urtheil über die von dem Grafen Toreno in Vorschlag gebrachte Reduktion der spanischen Staatsschuld auf die Hälfte ihres Betrages.

Untersuchen wir nunmehr, wie viel Tüchtiges, d. h. Wahres und Anwendbares diese publizistische Strafpredigt enthält; denn, daß der obige Artikel keinen anderen Charakter hat, wird man, glauben wir, willig einräumen.

Was zunächst den Vorschlag des Herrn Borrego betrifft, so fragt sich, ob die Konfiskation der Zehnten und deren Verwandlung in eine Geldabgabe gleicher Höhe zu regelmäßiger Verzinsung der Staatsschuld, in Spanien eine durchführbare Maßregel seyn würde? In jedem Fall würden diejenigen beraubt werden müssen, deren Einkommen bisher in der Natural-Abgabe bestand, die man Zehnten nennt. Wie groß ist ihre Anzahl? wie stark ihr gesellschaftlicher Einfluß? Soll eine Revolution vermieden werden, so sind dies Fragen, über welche man nicht hin-

schlüpfen kann. Es bieten sich jedoch noch andere Fragen dar, und unter diesen dürfte die Frage: „Ist die Verwandlung einer Natural-Abgabe in eine Geldabgabe in Spanien leicht?" besonders in Betrachtung kommen. Angenommen, daß die Verzinsung der spanischen Staatsschuld wenigstens 200 Millionen Franken beträgt — wie diese in einem Lande aufbringen, wo die gesellschaftliche Arbeit sich bisher so wenig getheilt hat, daß das Steuer-Produkt bei einer Bevölkerung von 13,900,000 Seelen, sich nicht über 178,600,000 Franken hat erheben lassen? Wo bleibt die Regierung, wo die gesellschaftliche Ordnung, wenn, um die Staatsgläubiger zu befriedigen, eine Summe aufgebracht werden muß, welche größer ist, als das gesammte Steuer-Produkt, das allenthalben das Resultat mannichfacher Härten und Bedrückungen ist?

Hiernach läßt sich beurtheilen, welchen Werth die Schmeicheleien haben, welche der publizistische Sprachredner, um den Finanz-Minister Toreno in ein unvortheilhaftes Licht zu stellen, der kastilianischen Rechtlichkeit, so wie der Hochherzigkeit und dem Stolze der spanischen Nation macht, von welcher er nichts Geringeres erwartet, als daß sie die Regierung verhindern werde, das häßliche Wort Bankrot anders als im höchsten Nothfall auszusprechen. Gilt es Erfahrung, so läßt sich von der kastilianischen Rechtlichkeit nicht mehr aussagen, als von der Rechtlichkeit jedes andern Volks-Stammes; und wer nicht ganz unbelehrt ist, begreift ohne Mühe, warum dem so ist. Was aber die hochherzige und stolze spanische Nation betrifft, so darf man sogar fragen, wo diese existire? Es giebt Gesammtnamen, und es muß dergleichen geben, wenn

leichte Uebersichten entstehen sollen; wer jedoch die Bewohner desjenigen Theils der pyrenäischen Halbinsel, welcher Spanien genannt wird, als Eine Nation zur Anschauung bringen wollte, würde zum Voraus auf alle objektive Wahrheit verzichten müssen. Was man spanische Nation zu nennen gewohnt ist, dürfte nichts weiter seyn, als ein Aggregat von Völkerschaften, welche, verschieden durch Sprache, Sitten und Gesetze, nichts weiter mit einander gemein haben, als das katholische Dogma, das sie jedoch gar nicht verhindert, sich gegenseitig abzustoßen und in hergebrachter Feindseligkeit auszudauern: ein Dogma, das, wie viel sich auch im Uebrigen dadurch bewirken lassen mag, nie die Kraft gehabt hat, Nationalität hervorzurufen, weil diese auf einem ganz andern Wege erworben seyn will. Allerdings sind Navarreser, Biscayer, Katalanen, Aragonesen, Valenzianer, Kastilianer, Andalusier u. s. w. im Verlauf der Zeit, unter dem Einfluß besonderer Umstände, einem und demselben Zepter unterworfen worden; allein hat dieses je dahin gewirkt, ihnen ihre Eigenthümlichkeit zu nehmen und sie zu einem großen Ganzen zu verschmelzen? Ist dieses Zepter nicht selbst dem Krummstabe untergeordnet geblieben? Wie wäre sie also wohl möglich, diese gebietende Nationalität, welche die Regierung zurechtweiset, indem sie jeden Bankrot verwirft, der nicht durch die dringendste Noth gerechtfertigt ist? Wir gehen jedoch noch einen Schritt weiter; denn wir fragen: wo war jemals die Nation zu finden, die nicht ein Maximum von Erleichterung zu erhalten wünschte, und die, wenn es sich um den Vortheil ihrer Nachbarn handelte, denselben nicht unbedenklich aufopferte, um dadurch desto mehr

mehr Genuß für sich selbst zu gewinnen? Wahrlich, nicht darüber hat man sich zu wundern, daß die spanischen Prokuradores Toreno's Vorschlag, die Staatsschuld bis zur Hälfte zu reduziren, ruhig angenommen haben, wohl aber darüber, daß sie nicht auf der Stelle zu dem Entschlusse gelangt sind, auf einen vollendeten Bankrot zu dringen. Als tüchtige Organe ihrer Kommittenten, und als Solche, die eine klare Ansicht von den Bedürfnissen eines Landes hatten, das seit mehr als drei Jahrhunderten in allem, was die National-Kraft entwickelt, zurückgeblieben war, konnten sie in der That nichts Besseres thun.

Schwerlich konnte der publizistische Strafprediger sich noch ärger vergreifen, als es ihm in derjenigen Stelle seiner Rede wiederfahren ist, wo er Frankreichs Verfahren vom Jahre 1815 der spanischen Regierung als Muster empfiehlt, ohne auf die gesellschaftliche Lage Spaniens die mindeste Rücksicht zu nehmen. Durch eine Revolution ohne Gleichen hatte sich Frankreich von der, seit den Zeiten des Kardinals Richelieu kontrahirten, auf nicht weniger als 6000 Millionen Franken angelaufenen Staatsschuld befreit, als jene Krisis eintrat, welche das Opfer von etwa 700 Millionen zur Abfindung jener verbündeten Mächte, die Paris zum zweiten Male erobert hatten, nothwendig machte, außerdem aber noch 60 Millionen Kapital, um — wie es ausgedrückt wird — die Privat-Reklamationen brittischer Unterthanen zu befriedigen. Die ganze französische Staatsschuld belief sich bei Napoleon Bonaparte's Ausscheiden auf 72 Millionen Franken, und diese unbedeutende Summe fiel einer Bevölkerung von wenigstens 30 Millionen zur Last, welche durch die

Revolution von den früheren Hemmnissen der Betriebsamkeit befreit war. Angenommen die französische Staatsschuld hätte sich im Jahre 1815 auf 4000 Mill. Fr. belaufen, so daß sie der gegenwärtigen Staatsschuld Spaniens gleich gekommen wäre — würde, in diesem Falle, das Verlangen der verbündeten Mächte befriedigt worden seyn? Es läßt sich daran zweifeln. Eben so in Hinsicht der Privat-Reklamationen brittischer Unterthanen. Frankreich befand sich damals in der glücklichen Lage, neue Schulden machen zu können; und es machte sie, um sich dadurch wesentliche Erleichterungen zu verschaffen. Befände sich Spanien in derselben glücklichen Lage: so würde es nicht anders handeln, als Frankreich. Doch es fühlt nur allzu sehr, daß sein Kredit erschöpft ist, und daß es, ohne seine Verlegenheiten zu verstärken, sich nicht fortbewegen kann in der Bahn, worin es sich seit dem Abfall der amerikanischen Kolonien bewegt hat. In Wahrheit, was ist die gegenwärtige Staatsschuld Spaniens anders, als das Produkt des Ausfalls, den es seit jenem Abfalle in seinem Einkommen gelitten hat? Ein jährlicher Tribut von 20 bis 25 Millionen harter Piaster, wie ihn die spanische Silberflotte bis zum Jahre 1809 alljährlich zu überbringen pflegte — wie könnte er wegfallen, ohne in dem Haushalt selbst der gewerbreichsten Nation starke Lücken zu verursachen? Diese auszufüllen, blieb nichts weiter übrig, als — Schulden zu machen. Doch, wie weit konnte dies führen, selbst bei der höchsten Bereitwilligkeit moderner Bankiers, den sogenannnten Staats-Kredit als ein Dogma zu behandeln, über welches sich keine Rechenschaft legen läßt? Die spanische Regierung mußte also schlechterdings

zu der Ueberzeugung gelangen, daß die von ihr gewählte Aushülfe nur in größeres Verderben führe; und muß an eine Aehnlichkeit der Lage gedacht werden, so läßt sich, um die der spanischen Regierung vollständiger zu begreifen, nur diejenige zurückrufen, worin sich die französische i. J. 1789 bei Einberufung der allgemeinen Stände befand.

Wie der spanische Finanz-Minister zu dem Entschlusse gelangt ist, die Staatsschuld auf die Hälfte zu reduziren und an diese Reduktion eine neue Anleihe von 400 Mill. Realen zu knüpfen: dies wird unstreitig nicht für immer ein Geheimniß bleiben, und ist schon gegenwärtig kein Geheimniß für Denjenigen, der, weil er von dem gesellschaftlichen Zustande der spanischen Monarchie gründlicher unterrichtet ist, darin nichts weiter erblickt, als den Anfang einer Umwälzung, welche erst nach Verlauf von einigen Menschenaltern beendigt werden kann.

Es scheint jedoch der Mühe werth, einige Aufschlüsse über diesen gesellschaftlichen Zustand zu geben, wäre es auch nur, um abzuschrecken von dem fast unbegreiflichen Leichtsinn, womit in unseren Zeiten so Viele, den treulosesten Vorspiegelungen folgend, sich selbst zu Grunde richten im Verkehr mit sogenannten Staats-Effekten, welche entweder gar keine, oder doch eine höchst prekäre Realität in sich schließen.

Zur Sache!

Spanien, dessen Bodenfläche der Bodenfläche Frankreichs sehr nahe kommt, zählt auf derselben nur eine Bevölkerung von 13,900,000. Diese Erscheinung ist um so auffallender, da, was die Fruchtbarkeit des Bodens und die Vortrefflichkeit des Klima's betrifft, Frankreich mit seiner

Bevölkerung von 32,000,000 weit hinter Spanien zurücksteht. Es würde hieraus folgen, daß das Gedeihen menschlicher Gesellschaften unendlich mehr von dem abhängt, was der Mensch für die Natur, als von dem, was diese für den Menschen thut. Diese Folgerung aber ist um so besser begründet, weil sie sich überall bestätigt, wo Menschen zusammenwirken, um eine Gesellschaft zu bilden. Vielleicht hat es nie eine Zeit gegeben, wo die pyrenäische Halbinsel, ihrem gesellschaftlichen Zustande nach, nicht an schweren Gebrechen gelitten hätte; und wenn diese in neuerer Zeit mehr ins Licht getreten sind: so kann dies nur daher rühren, daß der menschliche Geist, nachdem er sich den gesellschaftlichen Erscheinungen zugewendet hatte, nicht eher ruhen konnte, als bis es ihm gelungen war, diese, wie die rein-physischen Erscheinungen, Gesetzen zu unterwerfen, welche ein bleibendes Urtheil gestatteten.

Im Jahre 1802 erschien eine Statistik Spaniens, deren Angaben von Kennern für durchaus zuverlässig erklärt wurden (unter Andern von Herrn Laborde, der sich lange in Spanien aufgehalten hatte). Dieser Statistik zufolge belief sich damals die Bevölkerung auf 10,409,879. Von Individuen beiderlei Geschlechts waren 5,204,187 männliche und 5,205,692 weibliche, so daß das Gleichgewicht beider Geschlechter beinahe vollständig war. Von den Männern waren 3,257,022 Wittwer, Junggesellen und Geistliche; von den Weibern 3,262,196 Wittwen, Nonnen und Exspektantinnen, welche sich der Vorsehung anvertrauten. Der übrigbleibende Theil, bestehend aus 3,890,661 bildete die Gesammtzahl der Verheiratheten. Aus dieser Angabe geht hervor, daß es damals 6,519,218 Individuen bei-

derlei Geschlechts in Spanien gab, welche zur Bevölkerung gar nichts beitrugen, oder wenigstens als solche betrachtet wurden, die in dieser Beziehung unproduktiv waren. Von der Zahl der Geistlichen zu reden, wird sich weiter unten die Gelegenheit finden. Inzwischen darf nicht unbemerkt bleiben, daß, abgesehen von einem Viertel der Bevölkerung, welches aus Personen besteht, die von ihrem Eigenthum leben, ohne irgend etwas zu thun, Spanien, nach dem Zensus von 1797, 100,000 Individuen zählte, welche als Schmuggler, Straßenräuber, Piraten und den Gefängnissen oder Garnisonen entsprungene Mörder existirten; ferner etwa 8000 Offizianten, bestimmt, jene einzufangen, oder Einverständnisse mit ihnen zu unterhalten; ferner ungefähr 300,000 Bediente, von welchen mehr als 100,000 unbeschäftigt und ihren Mitteln überlassen waren; ferner 60,000 Studenten, von welchen die meisten betteln und des Nachts Almosen erpressen, unter dem Vorwande, sich Bücher anzuschaffen. Und wenn wir zu dieser melancholischen Liste noch 100,000 Bettler hinzufügen, welche von 60,000 Mönchen vor den Klosterthüren genährt werden, so wird sich finden, daß in der Periode, von welcher hier die Rede ist, in Spanien beinahe 600,000 Personen existirten, welche weder für den Ackerbau, noch für die mechanischen Künste von irgend einem Nutzen waren, und folglich nur als gefährlich für die Gesellschaft in Betracht gezogen werden konnten. Nachdem wir nun diese und andere nothwendige Abzüge gemacht haben, finden wir, daß übrig bleiben: 1) 964,571 Taglöhner; 2) 2,917,197 Bauern; 3) 310,739 Handwerker und Manufakturisten; 4) 34,339 Kaufleute und Krämer, welche durch ihre pro-

duktiven Anstrengungen die ganze Bevölkerung zu unterhalten haben.

Diese Resultate, welche, mutatis mutandis, eben so anwendbar sind auf die gegenwärtige Zeit, wie auf diejenige, für welche sie gezogen wurden, geben, wie jeder über die Erscheinungen der sittlichen Welt unterrichtete Leser einräumen wird, einen gesellschaftlichen Zustand, welcher in der Wurzel so verderbt und so unheilbar ist, daß jeder Gedanke an Regeneration Verzweiflung in sich schließt. Müssiggang ist bis zu diesem Augenblick die National-Sünde des Spaniers; und mit einer Bevölkerung, welche der Arbeit abgeneigt und nur darauf bedacht ist, ihre Subsistenz durch andere Mittel, als ehrsame Betriebsamkeit, zu finden; mit einer Regierung, welche hiergegen nichts einzuwenden hatte, so lange sie durch die Tribute der amerikanischen Kolonien neutralisirt war; endlich mit einer vorherrschenden Priesterschaft, welche in allen Städten, Dörfern und Hütten des Königreichs umherschwärmt und mitten im allgemeinen Elende sich mästet mit dem Mark eines Landes, das sie in Knechtschaft und geistiger Finsterniß erhält — mit solchen Elementen Hand ans Werk legen, in solch' einem Zwischengewebe von Laster, Verderbniß und Vorurtheil (welches durchbrochen werden mußte, wenn etwas Gutes gewirkt werden sollte), das täglich sich tiefer einfressende Geschwür des unglücklichen Spaniens zu heilen, mußte der, der dies unternahm, ein sehr kühner Arzt seyn. Gewöhnliche Mittel waren nicht anwendbar, und die Anwendung heftiger Mittel konnte nur eine Krisis herbeiführen, an welche sich nicht ohne Schauder denken läßt.

So viel über Spaniens Bevölkerung und über die Verhältnisse in derselben.

Wir wenden uns nunmehr zu dem Ackerbau dieses Landes und zu den Einrichtungen und Gesetzen, die sich an denselben knüpfen.

Kein Land in Europa ist so allgemein fruchtbar, wie Spanien; keins vereinigt in allen Jahreszeiten so viel Vorzüge. Gleichwohl ist in keinem europäischen Lande der Ackerbau so sehr vernachlässigt, wie in Spanien. Ohne Zweifel haben mehre Ursachen dahin gewirkt, diese Kalamität zu erzeugen; doch ist eine der vornehmsten die besondere Beschaffenheit der Bedingungen, unter welchen Landeigenthum in diesem Lande gestattet ist. Drei Viertel der ganzen Territorial-Oberfläche Spaniens, die der Kirche zugehörigen Länder mit inbegriffen, sind unzertheilbar und bestehen in unveräußerlichen Mayorasgos. Dieser Ausdruck, abgeleitet von dem Worte Mayor (Erstgeboren) schließt, in voller Strenge genommen, in sich das Recht, das der Erstgeborene einer Familie hat, ein gewisses Eigenthum unter der Bedingung zu erben, daß er es ganz und unvermindert Denjenigen hinterlassen wird, die es nach seinem Ableben mit demselben Rechte besitzen werden. Indeß haben Gebrauch und Gewohnheit dem Ausdruck Mayorasgo oder Majorat eine ausgedehnte Bedeutung gegeben. Denn, wiewohl es eigentlich nur das Erbfolgerecht für einen, in Kraft der Primogenitur auf immer in Lehn verwandelten Landsitz andeutet: so ist es doch dahin gekommen, daß es, noch außerdem, die Ursache bezeichnet, welche das Recht oder den Zufall der Geburt, das Eigenthum, welches ihrer Wirksamkeit unterworfen ist, den wirk-

lichen Besitzer dieses Eigenthums, und selbst die Person, welche in der Erbfolge-Ordnung die nächste ist, hervorbringt. Es giebt fünf Arten von Mayorasgos oder Majoraten, von welchen in diesem Zusammenhange nicht ausführlicher die Rede seyn kann; genug daß Eigenthum in Form des Majorats von dem Besitzer nicht veräußert, verkauft, verschenkt oder getheilt werden kann, weder zu Gunsten einer Frau, noch zu Gunsten solcher Kinder, die nicht zur Erbfolge berufen sind. Die ganze Einrichtung beweiset, daß es eine Zeit gab, wo die Ausstattung der Staatsämter nicht anders erfolgen konnte, als in Grund und Boden, der, nachdem er erblich geworden war, nur auf den Erstgebornen forterben konnte, als auf denjenigen, welcher, vermöge seines Alters, der natürliche Nachfolger seines Vaters im Amte war. Anderer Nachtheile dieses Vererbungs-Systems nicht zu gedenken, ist jedoch der Einfluß desselben auf den Ackerbau nur allzu verderblich. Kinderlose Besitzer von Majoraten können nur geringen Antheil nehmen an der Erhaltung von Gütern, die sie nur für ihre Lebenszeit besitzen, und sind folglich sehr wenig geneigt, sich Entbehrungen aufzulegen zu Gunsten entfernter Kollateral-Erben, mit welchen sie nicht selten auf einen schlechten Fuß leben. Der einzige Zweck, und in der That die anhaltende Beschäftigung eines solchen Majorats-Besitzers, ist, während seiner Lebenszeit, so viel als immer möglich, aus den Gütern zu ziehen; und wenn der gesetzliche aber entfernte Erbe ein Gegenstand seines Abscheu's geworden ist (was unter solchen Umständen selten ausbleibt) den Werth der Erbschaft durch alle Mittel zu vermindern, welche zu diesem Endzweck mit Sicherheit ange-

wendet werden können. Daher geschieht es, daß auf den Majorats-Gütern die Gebäude zerfallen, und daß die Ländereien aufs Kläglichste verwahrloset werden. In Spanien aber kommt noch hinzu, daß der Majorats-Erbe nicht verpflichtet ist, die von seinem Vorgänger gewährten Pacht-Kontrakte beizubehalten. Die Folge davon ist, daß Pachtungen nur selten länger als auf vier Jahre bewilligt werden; und selbst diese kurzen Verpflichtungen sind unsicher, da der Tod des Verpachters den Pachter jeden Augenblick außer Besitz bringen kann, selbst während der Pachtzeit, da wenigstens der Eintritt in einen neuen Kontrakt mit dem Erbfolger im Gute nothwendig geworden ist. Bei einem solchen System sollte man sich nicht sowohl darüber wundern, daß der Ackerbau auf einer sehr niedrigen Stufe steht, als vielmehr darüber, daß irgend ein Theil des Grundes und Bodens bestellt wird; vor allem, wenn man in Betracht zieht den unterdrückenden Charakter der Regierung, die gänzliche Unwirksamkeit der Gesetze, die daraus abfließende Unsicherheit des Eigenthums, und am meisten den unmäßigen Betrag der Steuern. Der öffentliche Vortheil erfordert, wie schon Jovellanos bemerkt hat, daß die Besitzer von Majoraten die Macht erhalten, lange Pachtzeiten zu bewilligen, sogar auf Erbpacht auszuthun. Dies ist das erste Heilmittel, das angewendet werden muß; denn es ist das einzige, das dem Boden Kapital zuwendet, die Betriebsamkeit spornt und den Weg zu Verbesserungen bahnt, deren dies schöne Land in einem so hohen Grade empfänglich ist.

Wir wollen uns nicht dabei aufhalten, nachzuweisen, daß die Majorate für den sittlichen Charakter und für die

guten Gewohnheiten eines Volks eben so verderblich sind, wie für das Gedeihen des Landes; denn, wer wüßte wohl nicht, daß sie in Spanien die vornehmsten Ursachen der Entartung und der Geistesschwäche sind, welche die höheren Klassen der Gesellschaft in diesem Lande charakterisiren?

Im Uebrigen sind die Majorate nicht der einzige Fluch, der bisher auf Spanien gedrückt hat; ja sie sind nicht einmal der stärkste: denn ein weit stärkerer ist die sogenannte Mesta, diese inkorporirte Gesellschaft von Eigenthümern wandernder Schaafe, welche mit einer solchen Fülle ausschließender Privilegien ausgestattet ist, daß jedes andere Interesse sich ihr unterordnen muß. Die berüchtigte Mesta hob um das Jahr 1556 mit einer Allianz zwischen den Berg- und den Thalbewohnern Spaniens an, und der Zweck dieser Allianz war kein anderer, als ihre Heerden von kleinem und großem Vieh unter den Schutz der Gesetze zu stellen. Im Verlauf der Zeit brachte sie es durch anhaltendes Sollizitiren und durch allmähliges Umsichgreifen dahin, daß sie nicht bloß den Graswuchs des ganzen Königreichs monopolisirte, sondern auch das schönste Akkerland in Weide verwandelte. Auf diese Weise zerstörte sie das Rindvieh, das im Stall gehalten wurde, und versetzte dem Ackerbau und der Bevölkerung des Landes einen tödtlichen Streich. Dieser monströse Verein besteht aus einflußreichen Adelichen und Mitgliedern reicher Klöster und geistlicher Kapitel, welche, kraft angemaßter Privilegien, das Recht, ihre Heerden auf die Weideländer des Königreichs zu führen, in Anspruch nehmen und ausüben, und dabei frei sind von allen Anklagen für das von ihnen ver-

brauchte Gras. Noch mehr: dieser Verein hat bewirkt, daß seine Privilegien einen besonderen Kodex bilden, welcher betitelt ist: Leyes y Ordenanzes de la Mesta. Er hat sogar eigene Tribunäle errichtet, um jeden Abbruch, der seinen angeblichen Rechten widerfährt, nach Belieben zu bestrafen; und der Thatsache nach genießt er ein vollkommenes Weide-Monopol und folglich den Vorzug des Wollhandels in Spanien. Die Zahl der wandernden Schaafe, welche diesem Vereine angehören, ist in verschiedenen Zeiten sehr ungleich gewesen; sie soll sich aber gegenwärtig auf fünf Millionen belaufen, d. h. auf die Hälfte sämmtlicher Schaafheerden Spaniens. Vergeblich würde man die Geschichte des Monopols in allen Ländern Europa's durchforschen, um etwas aufzufinden, das dieser monströsen und betrügerischen Usurpation an den Rechten und dem Eigenthum einer ganzen Nation zur Seite gestellt werden könnte; und die Wahrheit zu gestehen, die öffentliche Meinung in ganz Spanien ist der Mesta entgegen, indem jeder Landeigenthümer die Nachtheile empfindet.

Die Beschwerden, zu welchen das Verfahren der Mesta Veranlassung giebt, sind, in der That, eben so zahlreich als ernstlich. Zuvörderst ist die Zahl der Personen, die sie beschäftigt, sehr groß; denn diese beläuft sich, je nach den Umständen, auf vierzig- bis funfzig-, ja selbst sechzigtausend Individuen, und da diese meistens solchen Provinzen entnommen werden, wo die zur Bestellung des Bodens erforderliche Kraft sehr mangelhaft ist, so gehen für den Staat, sofern es auf Beförderung des Ackerbau's und der Bevölkerung ankommt, eben so viele verloren, und zwar in Lagen, wo sie am wenigsten entbehrt werden können.

Zweitens, ein unermeßlicher Umfang höchst fruchtbaren Bodens wird von der Mesta in Weideland verwandelt, und bringt vergleichungsweise nichts hervor; die Folge davon aber ist, daß die Bewohner solcher Gegenden unbeschäftigt bleiben, d. h. der Mittel, ihre Bedürfnisse auf eine ehrenhafte Weise zu befriedigen, beraubt und zur Smuggelei, zum Straßenraube und zu andern gesetzwidrigen Handlungen getrieben werden, blos um ein erbetteltes Daseyn zu gewinnen. Drittens werden die Ländereien, welche der, von den Heerden beschriebenen Bahn am nächsten liegen, auf der Reise nach und von den Bergen um so bedeutender beschädigt, weil die Heerden in der Regel ungemein stark sind (bis auf 10,000 eine jede); und dies geschieht, ohne daß irgend ein Ersatz Statt findet: denn es ist eine bekannte Sache, daß die Landeigenthümer vergeblich über dergleichen Mißbräuche schreien. Viertens werden die Gemeinhutungen, welche auf der Linie des Weges gelegen sind, gleichmäßig verheert, so daß die den benachbarten Plätzen angehörigen Heerden kaum irgend eine Nahrung finden, wenn die der Mesta ihnen vorangegangen sind. Fünftens sind die dem Vereine angehörigen Heerden gänzlich unbenutzbar für ackerbauliche Zwecke, indem man sie niemals auf Pflugland einpferchet, und sie folglich zur Befruchtung des Bodens nichts beitragen. Endlich werden die Führer und Schäfer der Mesta an allen Orten, welche sie durchziehen, noch mehr gefürchtet, als die Räuber und die Diebe; denn sie üben einen unerträglichen Despotismus in Folge des ihnen ertheilten Privilegiums, Jeden, den sie beleidigen wollen, vor das Tribunal des Vereins zu ziehen, dessen Entscheidungen, wie

sich ganz von selbst versteht, stets zum Vortheil der Werkzeuge und Diener sind. Diese Bedrückungen haben, seit unfürdenklichen Zeiten, die stärksten Protestationen gegen die Fortdauer der Mesta zu Wege gebracht; und in einem an den Rath von Kastilien i. J. 1795, von einem Mitgliede desselben, Don Gaspar Melchior de Jovellanos, erstatteten Berichte, wurden sie mit einer solchen Stärke der Beweisführung aus einander gesetzt, daß sie in jedem anderen Lande, als Spanien, unwiderstehlich gewesen seyn würden.

Unter den anderweitigen Uebeln, welche auf den spanischen Ackerbau drücken und die ländliche Betriebsamkeit lähmen, sind noch die Bewirthschaftungen zur todten Hand zu erwähnen: Bewirthschaftungen, welche, trotz allen Bemühungen erleuchteter Geister, ihre Vervielfältigung zu verhindern, bis auf den heutigen Tag anhaltend zugenommen haben. Wenn, im Großen genommen, sowohl für die sittlichen als für die materiellen Interessen der menschlichen Vereine, nichts vortheilhafter ist, als die Theilung des Grundes und Bodens: so wird diese am wirksamsten gestört durch den Besitz zur todten Hand, der, wenn er eine gewisse Gränze überschreitet, jene zuletzt ganz aufhebt, indem er die Anhäufung des Vermögens in einer geringen Anzahl von Händen begünstigt, und die daraus folgende Ungleichheit von Glücksgütern gesetzlich macht: eine Ungleichheit, die, wenn sie durch künstliche Mittel verstärkt wird, sich zur Quelle aller Verbrechen und alles Elends gestaltet, wodurch die Gesellschaft beunruhigt und gestört wird. In dieser Ansicht sind also Gesetze, welche die Bildung eines Besitzes zur todten Hand begünstigen, ganz

offenbar höchst verderblich und allen legitimen Zwecken einer Regierung entgegen. Doch die todte Hand hat, wo möglich, noch verderblichere Folgen; denn, während sie Verbesserungen hintertreibt und die Betriebsamkeit lähmt, erhöht sie den Preis der Ländereien dadurch, daß sie anhaltend die Quantität der veräußerlichen vermindert, und auf diese Weise, vermöge einer seltsamen Anomalie, die Erwerbung des Territorial-Eigenthums in demselben Maße erschwert, worin sie seinen vollen oder produktiven Werth vermindert. Der Preis für Grund und Boden ist in Spanien wirklich ungeheuer; und dies rührt von der geringen Quantität her, die zu verkaufen ist: eine Merkwürdigkeit, welche, ganz augenscheinlich, ihren Grund in der unermeßlichen Quantität des der todten Hand verfallenen Grundes und Bodens hat. Wo aber dieser Preis übermäßig ist, da werden nur Wenige kaufen können oder kaufen wollen; die allein ausgenommen, welche ihr unveräußerliches Eigenthum zu vermehren wünschen, und die Mittel besitzen, dies zu bewerkstelligen, ohne nach dem Preise oder nach dem Verhältniß zu fragen, das zwischen der Sache und dem dafür geforderten Preise Statt findet. Die große Masse des im Lande umlaufenden Kapitals wird demnach genöthigt, andere unvortheilhaftere Gegenstände der Anlegung aufzusuchen, als Grund und Boden ist: Unternehmungsgeist, Geschicklichkeit und Betriebsamkeit werden in andere Bahnen getrieben; der Ackerbau wird schmachten, und die mit diesem Systeme unauflöslich verbundenen Uebel werden zunehmen, bis die todte Hand, nachdem sie alles verkäufliche Grundeigenthum an sich gebracht hat,

den Triumph der unveräußerlichen Aneignung, und mit dieser den Ruin des Landes vollendet hat.

Diese Bemerkungen sind gleich anwendbar auf die geistlichen Güter zur todten Hand; nur mit dem Unterschiede, daß sie meistens besser bewirthschaftet werden, als andere Landgüter in Spanien, und daß ihr steuerfreies Produkt verwendet wird zur Unterstützung der unproduktiven Klasse, zum Theil sogar zur Ernährung der größten Vagabunden, womit ein Land jemals belästigt war.

Wo der Ackerbau so tief gesunken ist, wie in Spanien, da müssen die Manufakturen, eben weil sie minder nothwendig sind, noch tiefer gesunken seyn. Und wirklich ist dies gegenwärtig der Fall in dem spanischen Antheil an der pyrenäischen Halbinsel. Dasselbe Land, das im funfzehnten Jahrhundert das übrige Europa mit seinen Tüchern, seidenen Zeuchen, Atlas, Damast, Sammet, Handschuhen, Metall-Waaren, Messerschmiede-Arbeit und vielen anderen Manufaktur-Erzeugnissen unschätzbaren Werthes versorgte, befindet sich gegenwärtig in dem Zustande gleicher Abhängigkeit, und muß aus der Fremde jeden Artikel einführen, zu dessen Erzeugung Kapital, Geschicklichkeit, Erfindungskraft und Geschmack erforderlich sind. Mit Ausnahme einiger Anstalten, welche der Krone angehören und vermöge der ihnen ertheilten Privilegien durchaus verderblich für jede Privat-Betriebsamkeit sind, hat Spanien, im buchstäblichsten Sinne des Worts, keine Manufakturen, aus welchen feinere Artikel hervorgehen; und einige rohe Fabriken, in welchen Wolle, Baumwolle, Seide, Hanf, Flachs, Papier, Leder und Eisen verarbeitet werden, sind

alles, was die spanische Manufaktur-Betriebsamkeit aufweisen kann.

Der Handel, dessen Grundlage die Manufaktur-Betriebsamkeit ist, befindet sich in keinem gedeihlicheren Zustande. Der auswärtige Handel, der sich ehemals über beide Halbkugeln verbreitete, beschränkt sich, seit dem Abfall der amerikanischen Kolonien vom Mutterlande, auf eine gelegenheitliche Ankunft von Kuba, Puerto-Rico und den Philippinischen Inseln, bewirkt mit einem Risiko, das den Ausschlag giebt über die Möglichkeit einer Versicherung, und auf den Austausch roher Waare, wie Seide, Wolle, Wein, Oel, Feigen, Rosinen, Mandeln, Salz und Barilla gegen die Manufaktur-Artikel anderer Länder. Und der innere Handel, von dessen freier Bewegung für den Reichthum und das Wohlbefinden einer Nation so viel abhängt, befindet sich in einem Zustande, der nicht viel besser ist, und keine Symptome von Wiederbelebung und Vervollkommnung in sich schließt. Die Ursachen dieser Stagnation sind, der Natur der Dinge gemäß, verschieden; die vornehmsten aber sind, oder scheinen zu seyn: der elende Zustand der Kommunikationen, wo es dergleichen wirklich giebt, und die Gefährlichkeit sowohl als die Kostspieligkeit, welche sich an jede Art von Versendung knüpfen; der Mangel an Verbindungswegen zwischen den verschiedenen Provinzen; die Verschiedenheit der Gewichte, Maße und Handelsverordnungen, welche letztern recht eigentlich in der boshaften Absicht, den Handel zu erschweren, entworfen zu seyn scheinen; die zu Grunde richtenden Auflagen ad valorem (die alte Alkavala), welche nicht Einmal, sondern bei jedem nachfolgen Austausch erhoben werden, bis

bis die Waaren in die Hände der Verzehrer übergehen; die systematischen Bedrückungen der Polizei- und Zollhaus-Agenten, welche das ganze Land durchziehen, und nicht etwa von Besoldungen leben, wohl aber von den Erpressungen, zu deren Verübung sie berechtigt sind; endlich und zuletzt der Umfang, in welchem der Schleichhandel getrieben wird unter einem Systeme von Gesetzen und Anordnungen, welche so ungerecht und so unterdrückend sind, daß sie zu keinem andern Endzweck entworfen zu seyn scheinen, als um den Schleichhandel emporzubringen, und den Untergang des redlichen Kaufmanns zu bewirken. Endlich und zuletzt wird auch der Handel mit ungünstigem Auge betrachtet in einem Lande, wo Stolz und Armuth, Indolenz und Unwissenheit, Vorurtheil und Elend Hand in Hand gehen, und wo der nachtheilige Einfluß einer schlechten Verwaltung, die herrschende Lehre und ein gesellschaftliches System, das in Widerspruch steht mit jedem von Vernunft und Erfahrung für heilsam erkannten Prinzip des Wohlseyns und der Vervollkommnung, alle rechtschaffene Gesinnung unterdrückt und den Verstand des Volks so sehr in Fesseln gelegt hat, als die Personen und Gewissen desselben.

Würde es aber nicht eine unerklärliche Anomalie in den gesellschaftlichen Erscheinungen seyn, wenn in einem Lande, wo Ackerbau, Manufaktur und Handel so tief gesunken sind, wie in Spanien, Wissenschaft und Literatur ein besseres Schicksal gehabt, d. h. den allgemeinen Verfall nicht getheilt hätten? Wir begnügen uns damit, diese Frage aufzuwerfen, und den Leser daran zurück zu erinnern, daß, wie geistreich die spanische Nation auch von

jeher gewesen seyn möge, dennoch von ihr nie irgend eine Entdeckung oder Erfindung ausgegangen ist, welche dem menschlichen Geschlecht zu Gute gekommen wäre. Allerdings ist die Entdeckung Amerika's von ihr ausgegangen; doch findet man sich, wie es scheint, immer mehr darüber zurecht, daß diese Entdeckung unendlich mehr das Werk des Zufalls und der Noth, als das der Absicht und wissenschaftlichen Kombination war. In der Natur der Sache liegt, daß da, wo ein priesterliches Interesse den Ausschlag giebt, alle ächte Wissenschaft, als solche, die ihre Entstehung nicht der Konjektur verdanken kann, so lange unmöglich ist, als jenes Interesse wirksam bleibt; und dies ist der wahre Grund, weßhalb in dem politischen, gesellschaftlichen und intellektuellen System Spaniens bisher die vollkommenste Harmonie, oder vielmehr die vollendetste Einförmigkeit geherrscht hat: reine Stagnation, eine Art von todtem See, in welchem Alles, was darin Leben hat, nur dadurch fortdauert, daß sein Wesen dem stagnirenden Elemente angepaßt ist, worin es sein beschwerliches und kümmervolles Daseyn fortspinnt.

Schwerlich läßt sich irgend Jemand einfallen, dem gesellschaftlichen Zustande Spaniens, so wie wir ihn geschildert haben, eine solche Nothwendigkeit zuzuschreiben, daß jede, auf Verbesserung abzweckende Veränderung desselben zu einer Schimäre werden müßte; wer so weit gehen wollte, müßte den Anfang damit machen, daß er den Bewohnern dieses von der Natur so sehr begünstigten Landes den Charakter der Menschlichkeit streitig machte. So wie nun Spanien alles, was es seit dem sechszehnten Jahrhundert dargestellt hat, durch sein Verhältniß zu Ame-

rika, d. h. durch den unermeßlichen Kolonial-Besitz, den es auf der westlichen Halbkugel erworben hatte, geworden ist: eben so wird es, nach dem definitiven Verluste dieser Kolonien, etwas ganz anderes werden, als die Welt bisher an ihm gekannt hat. Es verträgt sich im Grunde mit keinem Zweifel, daß, wenn seit dem Abfalle der Kolonien bereits ein halbes Jahrhundert verflossen wäre, die öffentliche Aufmerksamkeit schon jetzt mit ganz anderen Erscheinungen beschäftigt seyn würde, als diejenigen sind, die sich im Laufe dieses Sommers dargeboten haben; man darf sogar behaupten, daß wenn die spanische Regierung seit zwanzig Jahren nicht Mittel gefunden hätte, den Ausfall eines jährlichen Tributs von 20 bis 25 Millionen harter Piaster durch Anleihen zu decken, das Schicksal Ferdinands des Siebenten ganz anders ausgefallen seyn würde, als es wirklich ausgefallen ist. Alles ist von Seiten der europäischen Mächte aufgeboten worden, die Revolution, welche seit 1820 im Anzuge war, zurückzudrängen; doch wie wenig haben diese Bemühungen gefruchtet! Und hat Ferdinand der Siebente nicht durch den letzten Akt seines absoluten Willens der Revolution die Pforte geöffnet, als er, der priesterlichen Leitung überdrüssig, das Salische Gesetz im Jahre 1830 aufhob, und die weibliche Sukzession zurückführte? — ein Werk, das nicht zu Stande gebracht werden konnte, ohne die Kortes aus ihrem hundert und zwanzig jährigen Todesschlummer aufzuwecken, und alle öffentliche Autorität zweifelhaft zu machen?

Die spanische Geschichte seit zwanzig Jahren ist ein höchst schlagender Beweis für die Wahrheit, daß gesellschaftliche Gebrechen, wenn sie eine gewisse Stärke erhal-

ten haben, sich nicht dadurch bewältigen lassen, daß man sie nicht anerkennt, oder wohl gar unterdrückt, sondern nur dadurch, daß man ihnen abhilft, d. h. dadurch, daß man das Bessere an die Stelle des Schlechtern bringt. Was diesem Beweise hinsichtlich Spaniens noch an Vollständigkeit fehlt, wird die Zukunft geben.

Wir können jedoch diese Betrachtungen nicht schließen, ohne unsere Leser aufmerksam gemacht zu haben auf eine Eigenthümlichkeit der europäischen Welt, die sich seit etwa zwanzig Jahren entwickelt hat, und außer den großen Wirkungen, die bereits von ihr ausgegangen sind, noch größere hervorzubringen verspricht.

Dies sind die Bankier-Vereine, welche man seit einiger Zeit Finanz-Kompagnien zu nennen beginnt.

Noch vor einem halben Jahrhundert war nichts schwieriger, als eine Staats-Anleihe zu Stande zu bringen. Regierungen, welche sich in dem Falle befanden, ihre Zuflucht zu einer solchen Operation nehmen zu müssen, kündigten an, daß sie für die Summe, deren sie bedurften, einen gewissen, zum Voraus bestimmten Zins entrichten würden, und sie verbanden damit gewisse Vortheile, die sie geltend zu machen verstanden, nämlich Loose, Annuitäten und eine Zurückzahlung; zur Zahlung der Zinsen und des Kapitals verpfändeten sie sogar liegende Gründe. Ungeachtet aller dieser Anlockungen hatten sie die größte Mühe, zum Zweck zu gelangen; dieser mußte sogar in vielen Fällen aufgegeben werden. Die natürliche Folge davon war, daß man auf einen wirksamern Anleihe-Modus bedacht war, durch welchen, wie es auch um den Kredit, den man genoß, stehen möchte, die verlangte Summe ge-

sichert wäre. Besondere Umstände aber begünstigten die Auffindung des wirksameren Anleihe-Modus. Der politische Umsturz der ganzen Welt, herbeigeführt durch die Freiwerdung der spanischen und portugiesischen Kolonien in Amerika, machte die Bedürfnisse und Hülfsquellen der verschiedenen Länder ungewiß; und daraus folgte ganz von selbst, daß es für entfernte Unternehmungen nur wenig Sicherheit gab. Der Zinsfuß hob sich also nicht. Da es nun nicht an Kapitalien fehlte, so kam man den Anleihen der Regierungen halben Weges entgegen. Hierüber veränderte sich das bisherige Verhältniß des Anleihers zu dem Darleiher in einem so hohen Grade, daß der erstere von dem letztern gesucht wurde. Da nämlich die kleinen Kapitalisten sich nicht gern den Kopf mit Unterbringungen zerbrechen und nur allzu bereitwillig den zahlreichsten Beispielen, vor allen dem Beispiele der großen Spekulanten, folgen: so bildeten sich Bankier-Vereine, welche das Geschäft des Darleihens übernahmen, weil nur auf diesem Wege große Vortheile für sie zu gewinnen waren. An diese nun wendeten sich die Regierungen mit der Erklärung, daß die Anleihe demjenigen überlassen bleiben solle, der die vortheilhaftesten Vorschläge machen würde.

Doch Bankiers-Vereine oder Finanz-Kompagnien, wie reich sie immer seyn mögen, würden nie reich genug seyn, um den verschiedenen Regierungen Europa's die Millionen, deren sie bedürfen, zu gewähren; und außerdem würden die Bankiers, aus welchen sie bestehen, sehr wenig geneigt seyn, ihr ganzes Vermögen in die Hände der Fürsten und ihrer Minister zu geben. Sie treffen demgemäß ein Abkommen, um eine erste Zahlung in die Hände des Finanz-

Ministers zu bewirken, welcher niemals die ganze angeliehene Summe auf einmal bedarf. Die Renten, die sie en gros gekauft haben, verkaufen sie en détail wieder, und die Summen, welche sie aus diesem Wiederverkauf beziehen, gewähren ihnen die Mittel, nachfolgende Zahlungen zu leisten, für welche sie sich ein Jahr zu achtzehn Monaten auszubedingen Sorge getragen haben. In dem mit dem Finanzminister geschlossenen Vertrage stipuliren die Kompagnien aber für sich noch andere Vortheile, z. B. den Genuß der Totalität der halbjährigen Zinsen, obgleich das Kapital der Anleihe nur theilweise in den Schatz fließet, und die letzten Ablieferungen bisweilen später als ein volles Jahr nach der Epoche erfolgen, wo der Darleiher die ersten Zinsen bezogen hat.

Was man dabei ohne Mühe begreift, ist, daß der bedürftigste Anleiher am wenigsten das Recht hat, die Bedingungen zu bestimmen, unter welchen er borgen möchte. Im Verkehr mit ihm sind für den Darleiher um so größere Vortheile zu gewinnen, je sorgfältiger der Zinssatz verschleiert wird. Ist die Unterzeichnung erfolgt, so offenbart sich das Talent der Finanz-Kompagnie, von welcher sie ausgegangen ist, in der Geschicklichkeit, womit sie die stipulirten Summen herbeischafft. Hierbei nun kommt ihr nichts mehr zu Statten, als der Umstand, daß sie in den vornehmsten Städten Europa's ihre Korrespondenten und Assoziirte hat, welche vermöge der Kenntniß, welche sie von Hülfsquellen ihres Wohnorts haben, genau angeben können, wie viele Renten sich zu London, zu Paris, zu Amsterdam, zu Frankfurt a. M., zu Wien, zu Berlin u. s. w. werden absetzen lassen. Jede große Stadt hat ihre Börse,

d. h. einen Markt, wo die Renten der verschiedenen Staaten Europa's einen offenen Kours haben. Da nun die Finanz-Kompagnien sich mit einer Anleihe nur bei allen Chanzen des Steigens befassen, so haben sie von dem Augenblick an, wo der Kauf geschlossen ist, unermeßliche Mittel, den Kours in die Höhe zu treiben. Sie geben z. B. ihren Korrespondenten an verschiedenen Oertern zugleich die Ordre, Ankäufe von der neuen Anleihe zu machen, und einen höheren Preis anzubieten, der ihnen nichts kostet, weil sie, indem sie zu einer und derselben Zeit Verkäufer und Käufer dieser Anleihe sind, durch die Hände ihrer Agenten die Summe empfangen, welche sie durch die Hände eines Andern ausgegeben haben. Während nun Operationen dieser Art sich erneuern, werden mehre Portionen derselben Renten von wirklichen Konsumenten gekauft, welche sie erwerben, um sie zu behalten und sich ein Einkommen daraus zu bereiten. Auf diese Weise sind die Unterhändler, welche sich mit der ganzen Anleihe der Regierung befaßt haben, nicht selten die Kapitalisten, welche das Wenigste für ihre Rechnung behalten; und nachdem sie sich unberechenbare Gewinne verschafft haben, besitzen sie auf's Neue die verfügbaren Kapitale, welche nothwendig sind, um mit einer anderen Regierung eine ähnliche Operation zu beginnen. Nur auf diese Weise läßt sich das Verfahren des Hauses Rothschild erklären. . .

Wir wenden uns zum Schluß nach Spanien zurück.

Hätte dieser Staat je den Kredit finden sollen, der ihm seit dem Abfalle seiner amerikanischen Kolonien zu Theil geworden ist? Wir sind der Meinung, daß er ihn nicht zu finden verdiente, weil er die ihm anvertrauten Ka-

pitale nur auf eine unproduktive Weise verbrauchen konnte, ohne daß jemals von einer Rückzahlung derselben, ja auch nur von einer Zinszahlung die Rede war, wenn die letztere nicht durch neue Anleihen ins Werk gerichtet wurde. Auch würde er diesen Kredit nie gefunden haben, hätte sich nicht in den letzten zwanzig Jahren ein Darleihe-System entwickelt, das, weil es auf die Begehrlichkeit der kleinen Kapitalisten gegründet war, zwar Finanz-Kompagnien bereichern, außerdem aber nur Unheil stiften konnte. Wer sind diejenigen in Frankreich, die, um nicht Alles zu verlieren, den König Ludwig Philipp um seine Verwendung gebeten haben? Es sind — nicht die Unternehmer der Darleihen — denn diese haben nicht verloren, sondern gewonnen — wohl aber sind es die kleinen Kapitalisten, die sich, um höherer Prozente willen, zur Aufopferung ihrer Ersparnisse bequemt haben. In England, Holland und Deutschland hat diese beklagenswerthe Klasse nicht weniger eingebüßt. Nun wohl! das Schicksal, das sie getroffen hat, wird dazu beitragen, daß sich die Augen in größerer Allgemeinheit, als bisher, über ein System öffnen, das nicht fortdauern kann, ohne der gesellschaftlichen Arbeit den stärksten Abbruch zu thun, und die Regierungen von einer Verlegenheit in die andere zu stürzen. Zum wenigsten ist zu wünschen, daß der spanische Staatsbankerot, er trete heute oder morgen ein, diesen Ausgang nehmen möge.

Urtheil eines Franzosen
über
die politische Lage seines Vaterlandes.

Es giebt eine Art und Weise, unsere politische Lage anzuschauen, welche den Stand der Frage, um welche es sich zwischen der Regierung und den Partheien handelt, durch und durch verändert.

Was nehmen wir, Tag für Tag, wahr in dem Streite der Regierung mit den Partheien? — Erworbene Rechte, welche damit beschäftigt sind, sich zu vertheidigen, und die sich gerade so gut vertheidigen, als es die Mittel erlauben, über welche sie gebieten; neue Ansprüche, welche angreifen, und weil sie nicht die Wege kennen, auf welchen man zu einem rechtmäßigen Besitz gelangt, durch revolutionäre Usurpation ihr Ziel zu erreichen hoffen. Angriff und Zurückdrängung, unablässiger und anhaltender Kampf: dies ist unsere wirkliche Lage in den Augen aller Derjenigen, welche dem Gange der Angelegenheiten und dem Laufe der Presse oder der National-Tribune folgen.

Auf einer andern Seite finden wir, im Gegentheil, daß, wenn es, in Beziehung auf die Gegenwart, Ungewißheit oder Anschließen, Unruhe oder Geduld giebt, hinsichtlich der Zukunft zum wenigsten sehr viel Uebereinstimmung der Erwartungen Statt findet. Diese Zukunft stellt sich dar als glorreich, gesichert, fruchtbar, gestützt zugleich

auf die freieste Entwickelung der individuellen Kräfte und auf die größte Ausdehnung der gesellschaftlichen Vorherſicht. Hier iſt das Domän der neuen Generationen und aller aufgeklärten Männer, welche zu politiſchem Einfluß gelangen. Wie alle übrigen Meinungen, ſo hat auch dieſe ihre thätigen Repräſentanten: Männer von Talent, denen es nicht an Muth fehlt, um ſie zu entwickeln, und hohe geſellſchaftliche Stellungen, um ſie durch ihren Einfluß zu unterſtützen. Unglücklicherweiſe iſt ſie bis zur Stunde nur eine verborgene Kraft, die ſich nur unter ſtarken Anſtrengungen Luft macht, gerade weil ſie die Partheien beherrſchen will und auf deren Vernichtung abzweckt.

Was würde geſchehen, wenn das, was unter einigen Wenigen konzentrirt bleibt, ſich in dem Tagslicht der Oeffentlichkeit und auf dem Grund und Boden der täglichen Erörterung zeigte? Es iſt zu glauben, daß Frankreichs Lage ſich plötzlich verändern und daß die öffentliche Meinung vom Zweifel zur Hoffnung, vom Unwillen zur friedlichen und fortſchrittlichen Thätigkeit übergehen würde.

Man darf ſich gegenwärtig darüber verwundern, daß dieſe Tendenzen durch die rückſchrittlichen Intereſſen außerhalb des gemeinen Rechts geſtellt und ſogar durch Diejenigen, welche ſie zulaſſen, dynaſtiſchen Zuneigungen, revolutionären Leidenſchaften und den kleinlichen Zänkereien der Oppoſition mit der Gewalt untergeornet ſind. Nichts deſto weniger beſteht der Grund dieſer Thatſache, und es iſt von großer Erheblichkeit, daß er begriffen werde.

Als theoretiſche und ſpekulative Ausgeburt iſt die Erforſchung des Fortſchritts, eben weil ſie von der politiſchen Preſſe ſo wenig unterſtützt wird, faſt ohne Band

und Zusammenhang mit den zeitgemäßen Interessen geblieben. Diese Vereinzelung hat den Irrthum, die übertriebenen Forderungen, sogar die Ausschweifung zur Folge gehabt; dergestalt, daß die Materialien der Zukunft bis jetzt nichts weiter darbieten, als ein verworrenes Ganze, worin die zerstörenden Elemente sich mit dem vermischen, was die Neuerung zuläßt und Rechtmäßiges in sich schließt.

Die Wirksamkeit dieses neuen Geistes in den hergebrachten Geschäften anlangend, so ist sie nur hinzukömmlich, indirekt und folglich fast unmerklich gewesen. Es mag Schwäche oder Unerfahrenheit seyn, genug die Männer, welche diesem politischen und gesellschaftlichen Gedanken angehören, anstatt ihre Bemühungen auf die Schöpfung einer eigenthümlichen Individualität zu richten, sind bisher nur die Anhängsel aller Meinungen, bisweilen sogar die ungeschickten Gehülfen der Partheien und der Intriguen gewesen. Gleichwohl ist durch Vernunft und Erfahrung nichts vollständiger erwiesen, als daß ein unpassendes Prinzip Resultate herbeiführt, die seinem Zwecke widersprechen, und daß es wirklichen Werth nur dadurch gewinnen kann, daß es für eigene Rechnung arbeitet.

Initiative eines politischen Vereines, von den Männern des gesellschaftlichen Fortschritts in ihrem eigenen Namen begonnen, ist, nach unserer Ueberzeugung, das einzige Mittel, das große Werk eines gesellschaftlichen Wiederaufbaus in Gang zu bringen.

Das dringendste Bedürfniß der französischen Gesellschaft ist, nicht länger von einem Tage zum andern, oder, wie man es sonst noch auszudrücken pflegt, von der Hand in den Mund, zu leben, und, mit Verzichtleistung auf eine

bloß defensive Politik, sich, außerhalb der revolutionären Bahn, eine Bahn der Vorhersicht und der Zukunft zu brechen.

Die allgemeinen Bedingungen dieses Werks stehen fest. Damit alle sich demselben zuwenden, fehlt dem neuen Geiste nichts weiter, als daß er seine Existenz im Schoße der Gesellschaft, in den gesetzgebenden Kammern, in der Presse, auf den Lehrstühlen der hohen Unterweisung, in dem wissenschaftlichen und in dem bürgerlichen Leben konstatire. Denn, das gute Prinzip, das gesellschaftliche Prinzip, ist allenthalben, und wenn es jetzt noch durch das Geschrei des Zorns und des Aufruhrs unterdrückt wird, so hat dies keinen andern Grund, als daß es nicht gewagt, nicht gewollt hat. . . . Es wolle nur, und es wird triumphiren.

Der Eintritt des gesellschaftlichen Prinzips in die Erörterung der öffentlichen Angelegenheiten, schließt jeden zerstörenden Hintergedanken von der gegenwärtigen Institution der Gewalt aus. Ohne allen Zweifel ist diese Gewalt ein revolutionäres Produkt, sofern die physische Stärke eine Rolle bei ihrer Feststellung gespielt hat, und sofern sie selbst im Kampf mit zwei Oppositionen besteht, die das Aeußerste wollen. Doch diese Ursprungs- und Erhaltungs-Bedingungen sind beinahe dieselben für die größte Zahl der Gewalten, die sich, der Geschichte nach, festgestellt haben, oder die im gegenwärtigen Augenblick die europäischen Staaten verwalten.

Die freie Wirksamkeit der menschlichen Intelligenz offenbart sich in Handlungen. War es ihr gleich nicht gestattet, die politischen Einrichtungen nach ihrem Willen zu

gestalten: so darf sie doch nicht darauf verzichten, sie zu verbessern, und weit davon entfernt, sie mit Gewalt zu zertrümmern, muß sie diese Einrichtungen als Materialien ihrer Vervollkommnungs-Arbeiten annehmen. Wo der Geist des Krieges und der Zerstörung weht, da giebt es kein gesellschaftliches Recht; es handelt sich in einem solchen Falle nicht bloß um gesetzliche (legale), sondern auch um rechtmäßige (legitime) Ordnung, d. h. um einen Zustand, worin die kollidirenden Ansprüche befriedigt und versöhnt werden.

Wir sondern uns von den zwei extremen Partheien, welche mit der Regierung ringen, um sie über den Haufen zu werfen, weil diese beiden Partheien, feindlich gesinnt gegen den gegenwärtigen Zustand der Dinge, weder die Elemente der Ueberlieferung, welche fortdauern können, noch die Elemente der künftigen Fortschritte, welche empor kommen müssen, besitzen. Die legitimistische Parthei und die republikanische Parthei, ausgehend auf Entsetzung und Veränderung des Besitzes, befinden sich außerhalb der Rechtsbahn, und können nicht Anspruch darauf machen, ohne Gewalt eine bleibende Ordnung zu gründen, die sich nur auf die Allgemeinheit der Interessen stützt.

Wir unterscheiden uns nicht minder von der konstitutionellen Opposition, weil, wenn sie zur Gewalt gelangen sollte, sie, ohne uns zur Anarchie zu führen, nicht nach anderen Prinzipen regieren könnte, als die Männer, die gegenwärtig an der Spitze der Verwaltung stehen. Wir unterscheiden uns von ihr aber noch aus anderen Gründen. Alle Veränderungen, welche die Opposition in Vorschlag bringen kann, schaden der Ordnung, ohne für

Fortschritt und Freiheit wohlthätig zu seyn, und berühren in dem politischen und administrativen System immer nur Fragen zweiten Ranges. Ferner stützt die Opposition das gesellschaftliche Recht auf ein Prinzip, dessen sämmtliche Folgerung sie nicht zulassen und das sie nicht genau definiren kann — auf die Volks-Souveränetät, d. h. auf die Souveränetät der Zahl. Endlich beziehen sich die tiefliegenden Ursachen der gegenwärtigen Krisis auf Thatsachen, welche weit hinausgehen über die negativen Theorien des konstitutionellen Liberalismus.

Jetzt befinden wir uns im Angesicht der gegenwärtigen Verwaltung. Obwohl wir nun dem Ministerium die zahllosen Verlegenheiten und Schwierigkeiten, die es zu überwinden hat, zu Gute rechnen, so können wir doch, die Zukunft ins Auge fassend, die Zulänglichkeit seines Systems nicht zugeben. Seine staatswirthschaftlichen und kommerziellen Ansichten sind eng, und in Vergleich gesetzt mit den politischen Ansichten durchaus unzureichend, um die Schmerzen der Betriebsamkeit zu lindern. Wo es eines großen Finanz-Mannes bedürfte, erblicken wir nichts weiter, als eine zwar genaue und rechtschaffene Comptabilität, die jedoch nicht aus dem alten Geleise weicht, und lästige Steuern beibehält, weil sie nicht neue Hülfsquellen aufzufinden versteht. Was das Kriegs-Ministerium betrifft, so läßt zwar eine zweckmäßige Militär-Organisation sich nicht in Abrede stellen; allein, was die Verschonung der Gelder der Steuerpflichtigen und die produktive Anwendung des Heeres betrifft, so bleibt noch viel zu leisten übrig, und nichts ist in dieser Beziehung unternommen worden. Die Gerechtigkeitspflege anlangend, so befinden wir uns noch

in statu quo einer unvollendeten Gesetzgebung und unter der Eisenhand eines gegen-christlichen Strafgesetzbuches, das den Tod, oder auch ein System von Bagnos und Gefängnissen zur Sanktion hat, wo sich mehr gegenseitiger Unterricht im Verbrechen, als Besserungs- und Bekehrungsmittel antreffen lassen. Im Ministerium des Innern wiegt keine Verbesserungsmaßregel die Ausschweifungen und Unthaten der Polizei auf. Ein einziger Tag ist hinreichend, um Gesetzes-Entwürfe, welche auf Bestrafung abzwecken, zu entscheiden, abzufassen und vorzulegen; handelt es sich dagegen um Abschaffung der Bettelei durch eine umfassende Kolonisation zu ackerbaulichen Zwecken, alsdann ist die seit einem Jahre ernannte Kommission noch nicht zusammengetreten. Für öffentlichen Unterricht und auswärtige Angelegenheiten sind die Ideen erhabener, die Absichten edler. Doch die Staatsmänner, welche die bessere Seite des Gedankens der Regierung repräsentiren — gestehen sie nicht selbst, daß sie, in Anspruch genommen von den Interessen der Gegenwart, sich kaum mit der Zukunft befassen können? Ein gutes Gesetz für den Elementar-Unterricht, der europäische Friede unter ehrenvollen Bedingungen aufrecht erhalten, würden allerdings viel seyn; doch die Lösung der ernstlichsten Krisis hat die menschlichen Gesellschaften bisher noch nicht in Unruhe gesetzt.

Und was das Daseyn des neuen Königthums, dieser Angel, um welche sich unser ganzes Staatswesen dreht, betrifft: so ist Neutralität nicht möglich, und Feindseligkeit ist es noch weit weniger. Diese trotz ihrem Bedauern und ihrer Vorliebe, andere trotz ihren Zweifeln über den schlüssigen Werth der Erblichkeit, noch andere trotz ihrem

Widerwillen und ihren von revolutionärer Erziehung herrührenden Vorurtheilen — alle müssen das neue Königthum annehmen, als das einzige Ordnungsmittel, das nach der Revolution von 1830 übrig geblieben ist. Gleichwohl wird es alle Bedingungen seiner staatlichen Legitimität nicht eher erobert haben, als bis es sich als den Einigungspunkt zwischen den Ueberlieferungen der Ordnung und den Bedürfnissen des Fortschritts betrachtet; nicht eher, als bis es sich begreift und führt, nicht bloß als Vollziehungsgewalt des bürgerlichen Interesses, sondern auch als Suverän mit neuem Anspruch, berufen zur Beschützung der großen friedlichen Gesellschaft, welche sich lossagt von dem Rechte der Eroberung, um, zum Vortheil Aller, die Rechte der Intelligenz und der Arbeit zu konstituiren.

Von einem neuen gesellschaftlichen und politischen Rechte hängt also in Frankreich sowohl die Rechtmäßigkeit der Gewalt, als die Freiheit der Bürger ab.

Verbesserung.

Seite 133 Zeile 9 v. o. lies: Gregor der Sechszehnte statt Gregor der Vierzehnte.

Abenteuer

der Frau Herzogin von Berri

in

den Jahren 1831 und 1832.

(Schluß.)

Wir haben erzählt, welche Aufsicht die Prinzessin beschützte, und wie eine Koterie sie fast gänzlich ihren Freunden entzogen hatte. Dieser Umstand hätte den Verrath fast zum Scheitern gebracht. Deutz wußte zwar sehr wohl, daß die Herzogin sich in Nantes befand; doch, diesen Punkt anlangend, war die ganze Stadt eben so klug, als er. Die Aufgabe war, das Haus zu kennen, das von ihr bewohnt wurde; Deutz aber kannte es nicht.

Es gelang ihm, ihr seine Ankunft anzuzeigen; da jedoch die Herzogin hierin einen Fallstrick der Polizei wahrnahm, oder auch befürchtete, daß ein Anderer sich in seinem Namen bei ihr einführen möchte, so weigerte sie sich ihn zu empfangen, es sei denn, daß er vorher seine Depeschen einem Dritten vertraute. Deutz wollte darauf nicht

eingehen und gab zur Antwort: er werde einige Tage zu Paimboeuf verleben, und nach seiner Zurückkunft die Ehre haben, die Herzogin in der Erwartung, daß sie sich werde besonnen haben, um eine neue Audienz zu bitten.

Wirklich verließ er Nantes mit seinem Reisegefährten, Herrn Joly, welcher wie ein Polizei-Beamter ihm nicht von der Seite wich: beide begaben sich nach Paimboeuf, der eine als Grundbesitzer, welcher Ländereien kaufen will, der andere als Feldmesser. Diese Reise dauerte zehn Tage.

Nach seiner Rückkehr erneuerte Deutz seine Gesuche, doch ohne Erfolg; und so entschloß er sich denn, der Herzogin die wichtigen Depeschen zu übersenden, womit er für sie beauftragt war. Beim Empfange dieser Papiere überzeugte sich die Prinzessin leicht von der Identität des Deutz, und trug nun nicht länger Bedenken, ihn vor sich zu lassen.

Dem gemäß wurde Deutz Mittwoch den 31. Oktbr. um sieben Uhr Abends in das Haus des Fräulein Deguigny gebracht, wo er eingeführt wurde, ohne weder die Straße noch den Ort der Zusammenkunft zu kennen.

Nach einer anderthalbstündigen Unterhaltung empfahl er sich der Herzogin in der Ueberzeugung, daß sie das Haus in demselben Augenblick mit ihm verlassen werde, weil sie ihn, wie es in Massa der Fall gewesen war, bei ihr ergebenen Personen, nicht in ihrer eigenen Wohnung empfangen hatte. Er wußte also weder genaue Auskunft über die Oertlichkeit zu geben, noch den Ort zu bezeichnen, an welchem man den Flüchtling finden würde, wenn man einen Verhaftungsversuch wagen wollte, der leicht eine ganz andere Folge haben konnte, als die Herzogin in Gewahrsam zu bringen.

Deutz bat um eine zweite Besprechung, indem er vorgab, die Gegenwart der Prinzessin habe ihn so ausser Fassung gebracht, daß er vergessen habe, ihr Dinge von der höchsten Wichtigkeit mitzutheilen. Die Herzogin nun trug um so weniger Bedenken, ihn zum zweitenmale vorzulassen, da auch sie ihm neue Depeschen anzuvertrauen hatte. Die neue Audienz wurde auf Dienstag den 6. November verabredet; und Deutz benachrichtigte die Polizei auf der Stelle davon.

Um 4 Uhr Nachmittags wurde Deutz zur Herzogin geführt; es scheint jedoch, daß geriebene Agenten alle seine Schritte bewachten und ihm auf die Ferse folgten.

Kaum eingetreten in das Innere, erkannte er alle Oertlichkeiten. Es war demnach eine Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß die Herzogin von Berry in dem Hause wohnte.

Als er bei der Prinzessin eintrat, fand er dieselbe blaß und bewegt. Sie erhob sich von ihrem Sitze und ging gerade auf ihn los mit einem zerknillten Schreiben in der Hand, die Augen starr auf ihn gerichtet. — „Mein Herr," sagte sie zu ihm, „wissen Sie, was man mir von Paris schreibt? Man schreibt mir, daß ich verrathen bin, und zwar von Ihnen." — Deutz blieb unbeweglich bei dieser unerwarteten Anrede, ohne irgend ein Wort zu seiner Vertheidigung vorzubringen. — „Sehen Sie, mein Herr" — fuhr die Herzogin fort, indem sie ihm die Depesche zeigte — „morgen soll ich verhaftet werden. Wissen Sie etwas davon?"

Deutz hatte sich inzwischen ein wenig gefaßt. Die Unruhe, die sich seiner bemächtigt hatte, schrieb er dem

Verdachte zu, den die Herzogin ausgesprochen. Er betheuerte seine Unschuld und Ergebenheit, und machte seine Unbestechlichkeit geltend, indem er die Herzogin an die Sparsamkeit erinnerte, womit er verschiedene ihrer Aufträge ausgerichtet hatte. Die Prinzessin erkannte das, was er sagte, für wahr, und gab ihm die Versicherung, daß sie ihn für unfähig halte, eine solche Infamie zu begehen. Die Audienz dauerte ungefähr eine Stunde.

Beim Weggehen streifte Deutz an den Eßsaal, dessen Thüre halb geöffnet war. Er warf einen flüchtigen Blick in denselben und bemerkte sieben Gedecke. Da er wußte, daß die Fräulein von Deguigny das Haus allein bewohnten, so leuchtete ihm ein, daß die Herzogin im Begriff stand, sich zu Tische zu setzen. Wirklich hatte die Prinzessin Frau von Charette *) und Fräulein von Kersabiek zu sich eingeladen.

Deutz begab sich auf der Stelle zu Herrn Moriz Duval, dem er Rechenschaft gab von allem, was er gesehen hatte, und den er aufforderte, sich zu beeiligen, damit vor aufgehobener Tafel alles abgemacht wäre; denn er war ungewiß, ob die Prinzessin in dem Hause bleiben werde. Der Präfekt, welcher seit dem Vormittag alles mit der Militär-Autorität (die seit dem Belagerungszustande, wie sich wohl von selbst versteht, die Oberhand hatte) zu verabreden nicht säumig gewesen war, verfügte sich auf der Stelle zu dem Herrn Grafen von Erlon; doch hatte er vorläufig den Deutz einsperren lassen und einem Polizei-

*) Frau von Charette ist eine natürliche Tochter des Herzogs von Berri.

Beamten die Aufsicht über ihn anvertraut, mit dem Befehl, ihn nicht zu verlassen, bis man über seine Aussage ins Reine gekommen seyn würde. Unmittelbar darauf wurde ich (der General Dermoncourt) durch den Grafen von Erlon benachrichtet, und zehn Minuten darauf waren alle militärischen Maßregeln mit großer Uebereinstimmung genommen, und dem Platz-Kommandanten, Obersten Simon Lorriere, die nöthigen Befehle ertheilt.

Eine ziemlich starke Entfaltung von Militär-Kräften war aus einem doppelten Grunde nothwendig: einmal, weil es unter der Bevölkerung von Nantes zu einem Aufstande kommen konnte; zweitens, weil eine nicht unbedeutende Masse von Häusern zu umzingeln war. Es wurden also nicht weniger als zwölfhundert Mann in Bewegung gesetzt. Seit früh Morgens hatten sie den Befehl erhalten, in Bereitschaft zu seyn.

Die beiden Bataillone theilten sich in drei Kolonnen, über welche ich den Befehl übernahm. Mir zur Seite standen der Graf Erlon und der Präfekt, welcher die Operation leitete. Die erste Kolonne, von dem Platzkommandanten geführt, begab sich in den sogenannten Cours, und ließ längs den Gartenmauern der bischöflichen Residenz und den benachbartern Häusern Schildwachen zurück, ehe sie sich vor dem Hause Deguigny aufstellte.

Die zweite und dritte Kolonne, an deren Spitze ich mich gestellt hatte, gingen über den St. Peters-Platz und theilten sich daselbst: die eine, an deren Spitze ich stand, durchzog die Große Straße, bog ein in die Ursuliner-Straße und schloß sich durch die Straße Basse-du-Chateau an die von Herrn Simon Lorriere geführte Kolonne

an. Die dritte ging, nachdem ich sie verlassen hatte, in gerader Linie die Straße Haute-du-Chateau herab, und kam, unter der Anführung des Obersten Lafeuille vom 56sten Regiment und des Kommandanten Viaris, zu den beiden andern, denen sie sich Angesichts des Hauses Deguigny anschloß. Auf diese Weise war die Einschließung sehr vollständig.

Es war etwa 6 Uhr Abends, als dies geschah. Die Nacht war schön. Durch die Fenster des Zimmers, in welchem sie sich befand, sah die Herzogin von Berri an einem ruhigen Himmel den Mond aufsteigen, und in diesem schwachen Lichte stellten sich ihr die unbeweglichen und schweigsamen Thürme des alten Schlosses als brauner Schattenriß dar. Es giebt Augenblicke, wo die Natur uns so sanft und freundlich erscheint, daß wir nicht an die Gefahr glauben mögen, die uns mitten aus dieser Stille hervor bedroht. Jene Befürchtungen, welche das aus Paris angelangte Schreiben in der Prinzessin angeregt hatte, waren verschwunden, als plötzlich Herr Guibourg, indem er sich dem Fenster näherte, Bayonnette glänzen und die von dem Obersten Simon Lorriere geführte Kolonne dem Hause zueilen sah. Er tritt auf der Stelle zurück und ruft: „Retten Sie sich, Frau Herzogin, retten sie sich." Die Prinzessin eilte sogleich die Treppe hinauf, und wer zu ihr gehörte, folgte ihr.

Als man in der Mansarde angelangt und der Versteck hinter dem Kamin geöffnet war, entstand ein Streit, um auszumitteln, wer zuerst hinein sollte. Nicht um Vorrang oder Etiquette handelte es sich hierbei: der Eingang war nicht bequem, die Soldaten konnten in der Mansarde

anlangen, ehe und bevor die letzte Person geborgen war, und schloß sich sodann der Versteck, so gerieth diese letzte Person in Gefangenschaft. Noch mehr: der Versteck war so eng, daß zwei Männer Mühe gehabt haben würden, sich zuletzt hineinzuklemmen. Dem gemäß befahl die Herzogin, daß der Umfang des Leibes über den Eintritt entscheiden sollte: zuerst Herr von Menars, sodann Herr Guibourg. Doch dieser kehrte die Ordnung um, und schlüpfte zuerst in den Versteck. Uebrig blieb Fräulein Stylite, welche nicht vor der Prinzessin hinein wollte. Da sagte die Prinzessin lächelnd zu ihr: „Nach den Gesetzen der Strategie, Stylite, und wenn es einen Rückzug gilt, muß der Befehlshaber der Letzte seyn.“ Fräulein Stylite kroch also voran, ihr folgte die Herzogin, und die Soldaten öffneten die Hausthüre in demselben Augenblick, wo die des Verstecks sich verschloß.

Die Soldaten traten in das unterste Stockwerk. Ihnen voran gingen Polizei-Kommissäre von Paris und Nantes, mit geladenen Pistolen in der Hand. Das Pistol des Einen ging sogar los und verwundete ihm die Hand. Die Truppe verbreitete sich in dem Hause. Meine Pflicht war, es einzuschließen, und diese Pflicht hatte ich erfüllt. Die Pflicht der Polizei-Beamten war, es zu durchsuchen und ich ließ sie walten.

Vollständig erkannte Herr Joly das Innere auf die Beschreibung, welche Deutz ihm davon gemacht hatte. Den Tisch, an welchen man sich noch nicht gesetzt hatte, fand er mit sieben Gedecken belegt, obgleich die beiden Fräulein Deguigny, Frau von Charette und Fräulein Céleste von Kersabiek dem Scheine nach die einzigen Bewoh-

nerinnen des Zimmers waren. Herr Joly begann damit, daß er sich dieser Frauenzimmer bemächtigte, und eilte sodann, als einer, der vollkommen Bescheid wußte, die Treppe hinauf, auf die Mansarde los, die er sogleich erkannte; denn er rief so laut, daß die Herzogin es deutlich vernehmen konnte, aus: „Dies ist der Audienz-Saal.“ Von diesem Augenblicke an zweifelte diese nicht länger daran, daß der Verrath, den ein aus Paris angelangter Brief ihr angekündigt hatte, von Deutz herrühre*). Ein offener Brief lag auf dem Tische. Joly bemächtigte sich desselben: es war eben der, den die Herzogin aus Paris erhalten hatte, und den Deutz in ihren Händen zerknillt gesehen hatte. Von jetzt an war es nicht länger zweifelhaft, daß die Prinzessin sich im Hause befand. Die Aufgabe war, sie zu finden.

Ohne Zeitverlust wurden Schildwachen in alle Zimmer gestellt, während die bewaffnete Macht sämmtliche Ausgänge verschloß. Das Volk häufte sich an, und bildete eine zweite Einschließung um die Soldaten. Die ganze Stadt war anzutreffen auf den Plätzen und in den Straßen. Es offenbarte sich jedoch kein Zeichen von Royalismus: ernste Neubegierde, nichts weiter! Jeder fühlte die Wichtigkeit des Ereignisses, das sich vollenden sollte.

Im Innern wurden die Nachsuchungen begonnen.

*) Die Herzogin hatte unter den Männern, welche der König Ludwig Philipp für treu und ergeben auf jede Probe hält, Personen, welche ihr Auskunft gaben über alles, was im Ministerium und in den Tuilerien vorging. Unter denen, die sich damit befaßten, würde es anziehend seyn, diejenigen zu nennen, welche ihr diese Nachricht gaben. Ich darf dies nicht, weil es von meiner Seite eine Denuntiation seyn würde.

Waaren Schlüssel vorhanden, so wurden die Schränke gehörig geöffnet; fehlte es daran, so zertrümmerte man sie. Sappeure und Maurer untersuchten die Fußböden und die Wände mit starken Hacken- oder Hammerschlägen. Bauverständige, die in jedes Zimmer eingeführt wurden, erklärten, daß, bei der Uebereinstimmung des Innern mit dem Aeußern im Bau des Hauses, ein Versteck möglich sei, oder vielmehr, sie fanden die Verstecke, die es enthielt, ohne alle Mühe. In einem derselben fand man verschiedene Gegenstände; unter andern Drucksachen, Kostbarkeiten und Silbergeräth, was wiederum die Gewißheit gab, daß die Prinzessin im Hause befindlich sei. Als die Bauverständigen in der Mansarde angelangt waren, erklärten sie, es sei nun aus Unwissenheit oder aus Großmuth, daß es hier weniger, als anderswo, einen Versteck geben könne. Man ging hierauf in die benachbarten Häuser, wo die Nachforschungen fortgesetzt wurden. Nach wenigen Augenblicken vernahm die Prinzessin Hammerschläge, welche gegen die Mauer des an ihren Versteck gränzenden Zimmers gerichtet waren: man sondirte sie so nachdrücklich, daß große Stücke Gyps sich ablöseten und den Gefangenen auf die Köpfe fielen, ja, daß diese einen Augenblick befürchten durften, die ganze Mauer werde über ihnen zusammentrümmern.

Während dies alles oberhalb vorging, hatten die Fräulein Deguigny sehr viel Kaltblütigkeit bewiesen. Obgleich strenge bewacht von den Soldaten, hatten sie sich zu Tische gesetzt, und die Baronin Charette und das Fräulein Céleste von Kersabiek aufgefordert, dasselbe zu thun. Noch zwei andere Frauenzimmer waren von Seiten der

Polizei, Gegenstände ganz besonderer Aufsicht: die Kammerfrau Charlotte Moreau, von Deutz als eine Person bezeichnet, welche der Prinzessin im höchsten Grade ergeben wäre, und die Köchin, genannt Marie Bessy. Die letztere war in das Schloß und hierauf in die Kaserne der Gendarmerie geführt worden, wo man, weil sie allen Drohungen widerstand, den Versuch machte, sie zu bestechen. Immer stärkere Summen wurden ihr angeboten und vor ihren Augen aufgezählt; allein sie blieb dabei, daß sie nicht wisse, wo die Herzogin von Berri wäre. Was die Baronin von Charette betrifft, so hatte sie sich Anfangs für ein Fräulein von Kersabiek ausgegeben, und so sie, nach dem Essen, mit ihrer vorgeblichen Schwester in die Wohnung der letzteren zurückgeführt worden, welche in derselben Straße, ungefähr dreißig Schritt weiter hinauf, gelegen ist.

Nach so vielen unfruchtbaren Erforschungen während eines Theiles der Nacht, ermatteten die Nachsuchungen; man hielt die Herzogin für entwischt, und die zwei bis drei andern unnützen Versuche, welche an verschiedenen Oertern gemacht waren, schienen ein und denselben Ausgang zu verkündigen. Der Präfekt gab demnach das Zeichen zum Rückzug, indem er, aus Vorsicht, eine Anzahl von Leuten zurückließ, welche hinreichte, sämmtliche Zimmer des Hauses zu besetzen, so wie auch Polizei-Kommissare, welche sich im untersten Stockwerk niederließen. Die Umwallung wurde fortgesetzt und die National-Garde lösete zum Theil die Linien-Truppen ab, die sich zur Ruhe begaben. In Folge der Vertheilung der Schildwachen befanden sich inzwischen zwei Gendarmen in der Mansarde, wo der Ver-

steck war. Die Eingesperrten mußten sich also mäuschen-still verhalten, wie beschwerlich auch die Lage von vier Personen seyn mochte, welche eingepökelt waren in einem Versteck von viertehalb Fuß Länge auf achtzehn Zoll Breite auf dem einen und von acht bis zehn Fuß auf dem andern Ende. Die Männer hatten noch eine andere Unbequemlichkeit zu ertragen, nämlich die, daß der Versteck, indem er, nach oben zu, immer enger wurde, ihnen kaum erlaubte sich aufrecht zu halten, selbst wenn sie den Kopf unter die Dachsparren steckten. Endlich war die Nacht feucht, und die durch die Dachziegel einströmende Kälte fiel auf die Gefangenen. Doch, man wagte es nicht, sich zu beklagen, weil die Herzogin sich nicht beklagte.

Die Kälte war so stark, daß selbst die Gendarmen, welche sich im Zimmer befanden, nicht widerstehen konnten. Einer von ihnen stieg die Treppe herunter und kam zurück mit einem Arm voll Brennholz. Zehn Minuten darauf loderte ein herrliches Feuer in dem Kamin, hinter dessen Eisenplatten die Herzogin versteckt war.

Das Feuer, das nur zum Vortheil zweier Personen angezündet war, kam sehr bald sechsen zu Statten; und erstarrt, wie sie wirklich waren, wünschten sich die Gefangenen Anfangs dazu Glück. Doch das Wohlseyn, das dies Feuer ihnen verschaffte, verwandelte sich sehr bald in ein unerträgliches Mißbehagen; denn, indem die Eisenplatte und die Kaminwand heißer wurden, theilten sie dem engen Versteck eine Wärme mit, die von einem Augenblick zum andern heftiger wurde. Fast um dieselbe Zeit, und obwohl es noch nicht Tag wurde, nahmen die Arbeiten der Nachforscher ihren Wiederanfang: Eisenstangen und

Bohlen stießen wiederholt auf die Mauer des Verstecks und erschütterten dieselbe. Den Gefangenen kam es vor, als ginge man damit um, das Haus Deguigny und die benachbarten Häuser zu zerstören. Die Herzogin hatte also, wenn sie den Flammen widerstand, kein besseres Schicksal zu erwarten, als unter Trümmern begraben zu werden. Doch, wie bedenklich ihre Lage auch seyn mochte: Muth und Fröhlichkeit wichen nicht von ihr, und mehr als einmal konnte sie — dies habe ich aus ihrem eigenen Munde — sich nicht enthalten, über die munteren und soldatischen Reden der beiden Gendarmen zu lachen, die sich in ihrer Nähe befanden. Ihre Unterredung ließ indeß nach; denn einer von ihnen war eingeschlafen, trotz dem abscheulichen Lärm, den man neben ihm in den benachbarten Häusern machte, wo man zum zwanzigsten Male die Nachforschungen in der Gegend des Verstecks wiederholte. Sein Kamerad, für einen Augenblick erwärmt, hatte es unterlassen, die Flamme zu unterhalten; die Eisenplatte und die Mauer wurden also wieder kalt. Herrn von Mesnars war es gelungen einen Dachziegel zu verschieben und die äußere Luft hatte die innere abgekühlt. Alle Befürchtungen wendeten sich den Zerstörern zu; denn mit heftigen Hammerschlägen sondirte man die Mauer, welche die Gefangenen berührte, so wie eine Verkleidung, welche in der Nähe des Kamins angebracht war. Auf jeden Schlag lösete sich der Gyps ab und fiel als Staub in den Versteck. Durch die Oeffnungen, welche in der Mauer entstanden, gewahrten die Gefangenen fast alle Diejenigen, welche damit beschäftigt waren, sie aufzufinden. Mit einem Worte: sie hielten sich für verloren, als die Arbeiter diesen

Theil des Hauses verließen, den sie, als gute Zerstörer, so stückweise erforscht hatten. Die Gefangenen schöpften wieder Athem. Die Herzogin hielt sich für gerettet. Diese Hoffnung hielt jedoch nicht lange vor.

Der Gendarm, welcher gewacht hatte, wünschte den ruhigen Augenblick, welcher auf den Teufelslärm im ganzen Hause folgte, zu benutzen, und rüttelte seinen Kameraden, um auch seinerseits zu schlafen. Jener war im Schlafe kalt geworden und erwachte ganz erstarrt. Kaum nun hatte er die Augen geöffnet, als er sich wieder zu erwärmen bemüht war. Dem gemäß schürte er das Feuer wieder an, und da das Holz ihm nicht lebhaft genug brannte, so benutzte er eine große Quantität von Quotidiennen-Pakets, welche im Zimmer lagen, um das Feuer zu beleben.

Das von den Tagblättern erzeugte Feuer gab einen weit stärkeren Rauch und eine weit lebendigere Wärme, als die früheren Holzscheite das erstemal verursacht hatten. Für die Gefangenen entstanden daraus reelle Gefahren; der Rauch drang durch die Mauerritzen, welche die Hammerschläge gemacht hatten, und die noch nicht abgekühlte Eisenplatte wurde glühend. Die Luft des Verstecks wurde mit jedem Augenblick verderbter; und wer in demselben eingeschlossen war, sah sich genöthigt, Nase und Mund den Dachziegeln zuzuwenden, um die äußere Luft einzutauschen gegen die Gluth, welche er einathmete. Am meisten litt die Herzogin; denn, da sie zuletzt eingetreten war, so stand sie der Eisenplatte am nächsten. Zwar erbot sich jeder von ihren Gefährten, ihr seinen Platz einzuräumen; allein, darein wollte sie nicht willigen.

Inzwischen gesellte sich für die Gefangenen zu der Gefahr, erstickt zu werden, noch eine zweite, nämlich die, lebendig zu verbrennen. Die Eisenplatte glühete, und die Kleider der Frauen droheten von unten herauf zu lodern. Zweimal sogar hatte das Feuer das Kleid der Herzogin ergriffen, und beide Male hatte sie es mit eigenen Händen erstickt, nicht ohne Brandwunden davon zu tragen, deren Zeichen sie lange behielt. Jede Minute wurde die innere Luft dünner, und die äußere Luft, welche durch die Oeffnungen des Dachs eindrang, reichte nicht hin, sie abzukühlen. Die Brust der Gefangenen wurde von Augenblick zu Augenblick keichender. Hätte man noch zehn Minuten länger in diesem feurigen Ofen bleiben wollen, so würde man das Leben der Prinzessin in Gefahr gebracht haben. Jeder bat sie, diesen Aufenthalt zu verlassen. Sie allein wollte nicht. Ihren Augen entströmten Thränen des Zorns, welche ein glühender Hauch auf ihren Wangen trocknete. Das Feuer faßte noch einmal ihre Robe, und noch einmal löschte sie es. Doch, in der Bewegung, welche sie machte, als sie sich erhob, berührte sie den Schließhacken, der die Thüre des Verstecks verschloß, und die Thüre des Kamins öffnete sich ein wenig. Fräulein von Kersabiek streckte sogleich ihre Hand aus, um sie in den Riegel zurückzubringen; doch sie verbrannte sich die Finger.

Die Bewegung der Eisenplatte hatte die an sie angelegten Holzscheite zum Rollen gebracht und die Aufmerksamkeit des Gendarmen geweckt, welcher sich durch die Lektüre der Quotidiennen vor der langen Weile bewahrte, und sein pyrotechnisches Gebäude mit mehr Festigkeit aufgeführt zu haben glaubte. Das, durch die Versuche des

Fräuleins von Kersabiek hervorgebrachte Geräusch erweckte in ihm einen seltsamen Gedanken; er bildete sich ein, daß es Ratten in dem Kamin gäbe, und indem er sich vorstellte, daß die Hitze sie nöthigen werde, zum Vorschein zu kommen, weckte er seinen Kameraden, und beide stellten sich mit gezogenem Säbel zu den Seiten des Kamins, um die erste, welche zum Vorschein kommen würde, in Stücke zu hauen.

Sie befanden sich in dieser Stellung, als die Herzogin, für welche es eines außerordentlichen Muths bedurfte, um so lange zu widerstehen, endlich erklärte, daß sie nicht länger aushalten könnte. In demselben Augenblick stieß Herr von Menars, der schon lange darauf gedrungen hatte, daß sie sich ergeben sollte, die Eisenplatte des Kamins durch einen heftigen Fußtritt um. Die erstaunten Gendarmen wichen zurück, indem sie Werda? riefen. „Ich bin es," antwortete die Prinzessin, „die Herzogin von Berri; thut mir nichts zu Leide!"

Die beiden Gendarmen warfen sich sogleich auf das Feuer, das sie durch Fußtritte zerstreuten. Die Herzogin trat zuerst hervor, genöthigt ihre Füße und ihre Hände auf den brennenden Heerd zu legen. Ihre Gefährten folgten ihr. Es war halb zehn Uhr Vormittags, und seit sechzehn Stunden hatten sie in diesem Loche gesteckt, ohne irgend eine Nahrung.

Die ersten Worte der Herzogin waren, daß sie mich zu sprechen verlange. Einer von den Gendarmen kam herunter, um mich im untersten Stockwerk zu suchen, das ich nicht hatte verlassen wollen. Inzwischen überlieferte die Herzogin dem andern Gendarmen einen Sack, der ihr lästig

war, und in welchem sich 13,000 Franken Gold, in spanischer Münze, befanden.

Ich begab mich sogleich hinauf zur Prinzessin; mich riefen Pflicht und Schicklichkeitsgefühl. Als ich bei ihr eintrat, hatte sie das Versteck-Zimmer verlassen und befand sich in demjenigen, wo sie Deutz gesprochen hatte — in dem von Herrn Joly sogenannten Audienz-Zimmer. Sie näherte sich mir so hastig, daß sie mir fast in die Aerme fiel. — „General," sagte sie zu mir, „ich übergebe mich Ihnen, ich überantworte mich Ihrer Rechtlichkeit."

„Madame," antwortete ich ihr, „Ew. Königliche Hoheit steht unter der Obhut der französischen Ehre."

Ich führte sie hierauf nach einem Stuhl. Ihr Gesicht war blaß, ihr Kopf bloß, ihr Haar struppig, wie das eines Mannes; sie trug einen einfachen Merino-Rock von brauner Farbe, welcher nach unten zu durch Brand beschädigt war, und ihre Füße waren mit kleinen Pantoffeln bedeckt, welche geschnürt waren. Indem sie sich setzte, sagte sie, mir den Arm drückend: „General, ich habe mir nichts vorzuwerfen; ich habe die Pflicht einer Mutter erfüllt, um das Erbtheil eines Sohnes wieder zu erobern." Ihre Stimme war fest und betont.

Kaum zum Sitzen gebracht, suchte sie mit den Augen die übrigen Gefangenen und vermißte nur den Herrn von Guibourg, den sie rufen ließ. Sie wendete sich hierauf zu mir mit den Worten: „General, ich verlange nicht, von meinen Unglücksgefährten gesondert zu werden." Dies versprach ich ihr im Namen des Grafen Erlon; denn ich

ich war überzeugt, daß er meinem Worte Ehre machen würde.

Die Herzogin schien sehr erregt; obgleich sehr blaß, war sie so belebt, als ob sie das Fieber gehabt hätte. Ich ließ ihr ein Glas Wasser bringen, in welches sie ihre Finger tauchte; die Kühle besänftigte sie ein wenig. Ich schlug ihr vor, ein zweites Glas zu trinken, und sie nahm dies an. Indeß war es keine leichte Sache, in diesem gestörten Hause ein zweites Glas Wasser aufzutreiben. Endlich wurde eins gebracht; doch würde sie genöthigt gewesen seyn, es ohne Zucker zu trinken, wenn ich mich nicht an den Herrn von Menars gewendet hätte. Es fiel mir ein, daß er ein Mann sei, der Zucker bei sich führen müsse. Ich forderte also dergleichen von ihm, als etwas, womit er mir zuverlässig aushelfen könnte; und siehe! er zog zwei Stücke aus seiner Tasche. Die Herzogin ließ sie schmelzen und rührte mit einem Messer um: denn an einen Löffel war nicht zu denken; man hätte das ganze Haus umkehren können, ehe man einen gefunden hätte. Als die Prinzessin getrunken hatte, verlangte sie, daß ich mich neben ihr niederlassen sollte; denn bis dahin war ich vor ihr stehen geblieben.

Inzwischen hatten sich mein Sekretär und mein Adjutant, jener zu dem Grafen Erlon, dieser zu Herrn Moriz Duval begeben, um beide bekannt zu machen mit dem, was vorgegangen war. Herr Moriz Duval langte zuerst an.

Den Hut auf dem Kopfe behaltend, trat er in das Zimmer, worin wir uns befanden, als ob es daselbst nicht eine Gefangene gegeben hätte, die, vermöge ihres Ranges

und ihres Unglücks, mehr Rücksichten verdiente, als man ihr jemals bewiesen hatte. Er näherte sich der Herzogin, betrachtete sie, indem er kavaliermäßig die Hand an den Hut legte und diesen kaum von der Stirn rückte. — „Nun ja," sagte er, „sie ist es;" und damit entfernte er sich, um seine Befehle zu ertheilen.

„Wer ist dieser Mann?" fragte mich die Prinzessin. Ihre Frage war nichts weniger, als unangebracht; denn der Herr Präfekt stellte sich dar ohne alle Kennzeichen seiner hohen Stellung in der Verwaltung.

Errathen Ew. Hoheit dies nicht? antwortete ich ihr. Sie sah mich mit einem leichten Lächeln an.

„Das kann nur ein Präfekt seyn;" sagte sie.

— Ew. Hoheit würde dies nicht besser errathen haben, wenn Sie sein Patent gesehen hätten. —

„Hat dieser Mensch unter der Restauration gedient?"

— Nein Madame. —

„Das ist mir lieb, um der Restauration willen."

In diesem Augenblick langte der Graf Erlon an und gebrauchte für seinen Eintritt alle die Formen, welche der Präfekt für unnütz gehalten hatte.

„Sie haben mir versprochen, daß Sie mich nicht verlassen wollen," sagte sie zu mir mit leiser Stimme, indem sie mir die Hand drückte.

Ich wiederholte ihr mein Versprechen.

Die Herzogin erhob sich hierauf lebhaft, ging auf den Grafen Erlon zu, und sagte zu ihm: — „Herr Graf, ich habe mich dem General Dermoncour anvertraut und werde Sie bitten, zu erlauben, daß er bei mir bleibe. Ich habe ihn ersucht, mich nicht von meinem unglücklichen Gefährten

zu sondern, und er hat es mir in Ihrem Namen versprochen. Werden Sie seinem Worte Ehre machen?"

— Der General hat nichts versprochen, was ich nicht bereit wäre zu genehmigen; und wenn Ew. Königliche Hoheit von mir nur Dinge fordert, die ich bewilligen darf, so werden Sie sehen, wie bereit ich bin, Ihnen gefällig zu werden. —

Diese Worte beruhigten die Herzogin, die, als sie sah, daß der Graf Erlon mich in einen Winkel zog, mit dem Herrn von Menars und Fräulein von Kersabiek sich zu unterhalten begann.

Der Graf von Erlon sagte mir, daß die Erlaubniß, bei der Herzogin zu bleiben, sich auf den Herrn von Menars und das Fräulein von Kersabiek beschränke; daß, was Herrn Guibourg beträfe, er der Meinung sei, er müsse in die Stellung zurücktreten, worin er sich vor seiner Entweichung befunden, um so mehr, weil die richterliche Autorität ihn zurückfordern würde, da ein Kriminal-Prozeß wider ihn anhängig gemacht wäre. Dabei meinte er, man müsse die Herzogin sobald als möglich aufs Schloß führen, um eben so sehr eine Bewegung der Karlisten, als einer Volksbewegung zu entgehen; denn die Nachricht von ihrer Verhaftung habe sich bereits verbreitet, und die Straßen wären angefüllt mit Neugierigen.

In diesem Augenblick kam Herr Moriz Duval zurück und forderte der Prinzessin ihre Papiere ab. Diese sagte, man möchte nachsuchen in dem Versteck, wo man ein weißes Portefeuille finden würde, das daselbst zurückgeblieben wäre. — „Herr Präfekt," fügte sie würdevoll hinzu, „die in der Brieftasche befindlichen Sachen sind von ge-

ringer Wichtigkeit; allein ich möchte sie Ihnen selbst übergeben, damit Sie ihre Bestimmung erfahren."

Bei diesen Worten öffnete sie die Brieftasche.

„Hier," sagte sie, „ist mein Briefwechsel; Sie werden ihn der Polizei überliefern."

„Dies," fuhr sie fort, indem sie ein kleines Bild hervorzog, „ist ein St. Klemert, für welchen ich stets eine besondere Devotion gehabt habe; jetzt ist er mir nöthiger, als je."

Ich näherte mich hierauf der Herzogin und sagte ihr, daß, wenn sie sich besser befände, es dringend seyn würde, das Haus zu verlassen.

„Wohin soll es gehen?" fragte sie festen Blicks. „Wohin werden Sie mich führen?"

— Nach dem Schlosse, Madame. —

„Nun wohl! und von da nach Blaye, ohne Zweifel."

Fräulein von Kersabiek trat hierauf näher, und sagte zu mir: „General, Ihre Königliche Hoheit kann nicht zu Fuße gehen."

— Oh, Madame, lassen Sie uns keine Zeit verlieren; ich bitte Sie darum flehentlich. Das Schloß ist nur zwei Schritte entfernt. Sie werfen einen Mantel über; mehr bedarf es nicht. —

„Gehen wir," sagte die Herzogin; „da er für mich gutsagt, so muß ich ihm wohl etwas zu Gefallen thun. Brechen wir auf, meine Freunde!"

Bei diesen Worten reichte sie mir den Arm, und trat zuerst aus dem Zimmer. „Ach, General," sagte sie, indem sie einen letzten Blick in die Mansarde und auf die Eisenplatte des Kamins warf, welcher offen geblieben war,

„hätten Sie mir zu la Saint-Laurent nicht den Krieg gemacht, was, beiläufig gesagt, eines braven Militärs eben nicht würdig war, so würden Sie mich jetzt nicht an Ihrem Arme führen.“

Als wir aus dem Hause traten, eröffnete der Herr Präfekt den Zug mit Fräulein von Kersabiek; wir folgten unmittelbar auf ihn.

Angelangt auf der Straße lud der Herr Präfekt den Obersten der National-Garde ein, die Prinzessin an den andern Arm zu nehmen; und diese bequemte sich dazu, sogar mit sehr viel Anmuth. Die Linien-Truppen und die National-Garde bildeten vom Hause der Fräulein Deguigny bis zum Schlosse ein Spalier, und hinter demselben befand sich die ganze Bevölkerung von Nantes, auf den Spitzen stehend, um besser zu sehen, und (so weit die Oertlichkeit es erlaubte) eine Linie bildend, die zehnmal stärker war, als die der Soldaten. Unter den Männern, welche uns mit blitzenden Augen betrachteten, fehlte es nicht an solchen, deren Herz von Erinnerungen des Hasses schwoll; auch ließ sich dumpfes Gemurmel vernehmen, zum Theil sogar noch mehr. Ich blieb stehen und wendete den Blick nach allen Seiten; durch ausdrucksvolle Zeichen verlangte ich Achtung für eine Frau, vorzüglich für eine gefangene Frau.

Glücklicherweise war der Weg nicht lang; kaum trennten uns sechzig Schritte vom Schloß. Ich möchte sagen, daß ohne die Achtungsbeweise, womit man uns die Herzogin umgeben sah, diese Entfernung noch zu lang für dieselbe gewesen seyn würde. Unser Respekt gebot der durch den Bürgerkrieg aufgereizten Menge Schweigen, ihr, die

sich in ihrem Verkehr und in ihrer ganzen Lebensweise so sehr gestört fühlte. Endlich langten wir beim Schlosse an; wir gingen über die Zugbrücke und das Thor schloß sich hinter uns. Jetzt erst schöpfte ich freien Athem. Was die Herzogin betrifft, so hatte sie auf dem ganzen Wege kein anderes Zeichen von Furcht gegeben, als daß sie mir den Arm stärker gedrückt hatte.

Jetzt fing sie an zu steigen; doch so geschwächt war sie von den Erschütterungen, welche sie nacheinander empfunden hatte, daß ich sie mit voller Kraft unterstützen mußte. Sie langte endlich in dem Zimmer an, das der Artillerie-Oberst, Gouvernör des Schlosses, ihr willig abgetreten hatte; und da sie sich besser befand, so erklärte sie mir, daß sie sehr gern etwas genießen würde; „denn," fügte sie hinzu, „als ich mich eben zu Tische setzen wollte, habt ihr mich gestört, und seit 36 Stunden habe ich nichts zu mir genommen.

Man beeiferte sich, eine Mahlzeit zu veranstalten und die Herzogin aß mit großem Appetit, und schien sich darüber ein wenig von ihren Beschwerden zu erholen, obgleich sie, ihrer Versicherung nach, das dreitägige Fieber erwartete, welches sich regelmäßig bei ihr einfand.

Die Prinzessin äußerte mir demnächst das Verlangen, an ihren Bruder, den König von Neapel, und an ihre Schwester, die Königin von Spanien, zu schreiben. „Ich habe ihnen," sagte sie, „nichts weiter mitzutheilen, als den Ausgang meines Abenteuers; ich fürchte, daß sie wegen meiner Gesundheit in Sorge seyn werden, und bei der Entfernung, worin wir von einander leben, könnten ihnen leicht falsche Gerüchte zu Ohren kommen." — „A propos,"

fügte sie hinzu, was halten sie von dem Betragen meiner spanischen Schwester?" — Nun, antwortete ich, man muß glauben, daß sie die gute Bahn verfolgt. — „Desto besser," erwiederte sie mit einem Seufzer; „wenn sie nur ans Ziel gelangt. Angefangen hat sie, wie Ludwig der Sechszehnte."

In diesem Augenblick bat ich die Prinzessin um die Erlaubniß, mich von ihr beurlauben zu dürfen: der Graf Erlon und der Präfekt hielten eine Musterung, welcher ich beizuwohnen mich verpflichtet glaubte. — „Wann werde ich Sie wiedersehen?" fragte die Herzogin. — Sobald Ew. Hoheit mich fordern lassen werden; Sie wissen, daß ich zu Ihren Befehlen stehe. — „Und Sie werden sich danach richten?" fuhr sie lächelnd fort. — Dies wird für mich zugleich eine Pflicht und eine Ehre seyn. — Bei diesen Worten verbeugte ich mich und verließ das Zimmer.

Kaum hatte ich dreißig Schritte aus dem Schlosse gethan, als ein Trompeter der Gendarmerie, vollkommen athemlos, mich ereilte, um mir zu sagen, „die Herzogin befehle mir, auf der Stelle zu ihr zu kommen;" er fügte hinzu, es schiene, als ob sie wüthend aufgebracht gegen mich sei. Ich fragte ihn, ob er den Beweggrund zu diesem plötzlichen Hasse kenne; und seine Antwort war, daß er auf einige Worte, welche die Herzogin zu Fräulein von Kersabiek gesprochen, ihn dem Umstande zuschreiben müsse, daß Herr von Menars, anstatt in dem Vorzimmer der Herzogin untergebracht zu seyn, in eine andere Abtheilung des Schlosses einquartirt worden wäre. Fürchtend nun, daß man dem Herrn von Menars nicht alle von mir em-

pfohlene Schonung hätte wiederfahren lassen, begab ich mich auf der Stelle zu ihm und fand ihn so krank, daß er sich auf sein Bette geworfen hatte, ohne sich vorher auszuziehen, unstreitig, weil es ihm dazu an Kraft fehlte. Ich erbot mich, sein Kammerdiener zu werden; da es jedoch in seinem Zimmer weder Stuhl noch Tisch gab und er sich nicht aufrecht halten konnte, so war dies sehr schwer ins Werk zu richten. Ich rief einen Gendarm zu Hülfe, und es gelang uns, ihn ins Bette zu bringen. Als er sich niedergelegt hatte, erzählte ich ihm, daß die Herzogin mich habe rufen lassen, und daß, aller Wahrscheinlichkeit nach, wegen seiner Absonderung von ihr, ein Auftritt zwischen uns beiden vorfallen würde. Er bat mich hierauf, die Herzogin über seinen Zustand zu beruhigen, ihr zu sagen, wie gut er selbst fühle, daß diese Kränklichkeit bald vorüber seyn werde, vorzüglich aber darauf zu bringen, daß er mit seiner neuen Wohnung zufrieden sei. „Denn,“ sagte er, „dies ist das einzige Mittel, den Sturm, der Ihrer harrt, abzuwenden.“

Ich begab mich ohne Zeitverlust zur Herzogin.

Als sie mich sah, sprang sie mir entgegen, anstatt sich mit Würde zu nähern.

„Ha, ha, mein Herr“ — so redete sie mich mit zorniger Stimme an — „so fangen Sie also an? so halten Sie Ihr Versprechen? Das läßt viel für die Zukunft hoffen! das ist abscheulich!“

— Was ist denn abscheulich, Madame? — fragte ich.

„Waren Sie es denn nicht, der mir versprach, daß ich von keinem meiner Gefährten getrennt werden sollte? Und um Ihr Wort zu halten, fangen Sie damit an, daß

Sie Menars in eine andere Abtheilung des Schlosses un- terbringen, als die von mir bewohnte ist."

— Ew. Hoheit befinden sich im Irrthume — ant- wortete ich; — freilich ist Herr von Menars in einer an- dern Abtheilung untergebracht; doch der Thurm, den Sie bewohnen, steht mit seinem Zimmer in Verbindung. —

„Das ist freilich wahr; allein man muß, um zu ihm zu kommen, eine Treppe herab und eine andere hin- aufsteigen."

— Ew. Königliche Hoheit irren sich wiederum — hob ich wieder an; — man kann zu Herrn von Menars gelangen, wenn man die erste Treppe herabsteigt und den Zimmern folgt. —

„Wenn dem so ist, mein Herr, so lassen Sie uns gehen; denn sehen will ich diesen armen Herrn von Me- nars, und zwar den Augenblick."

Bei diesen Worten nahm sie mich am Arm und zog mich nach der Thüre hin. Ich hielt sie auf.

— Wie! — sagte ich — erinnern sich Ew. Hoheit nicht mehr, daß Sie sich im Verhaft befinden? —

„Oh, das ist wahr," antwortete sie seufzend; „ich glaubte, ich sei in einem Schlosse, während ich in einem Gefängniß bin. Zum wenigsten hoffe ich, General, daß es mir nicht versagt werden wird, mich nach seinem Be- finden erkundigen zu dürfen."

— Ich selbst habe Ewr. Hoheit Nachricht bringen wollen; denn ich komme von ihm her. —

„Nun wohl! wie geht es ihm?"

Ich erzählte nunmehr der Herzogin, wie gut ich für ihn gesorgt hatte. Diese Beweise von Aufmerksamkeit,

welche, wie sie sehr richtig fühlte, bei weitem mehr ihr selbst, als dem Herrn von Menars gegeben waren, rührten sie sehr. „General,“ sagte sie zu mir in einem Tone, aus welchem die letzte Spur des Unwillens verschwunden war, „ich danke Ihnen für die dem Herrn von Menars bewiesene Güte; er verdient sie um so mehr, weil er mein Unternehmen mißbilligte. Aufs Dringendste hat er mich davon abzubringen versucht; als er jedoch sah, daß mein Entschluß gefaßt war, sagte er zu mir: Madame, sechszehn Jahre bin ich in ihrem Dienste, und meine Pflicht ist, Ihnen zu folgen; diesmal jedoch geschieht es mit Mißbilligung Ihrer Entwürfe, welche keinen glücklichen Ausgang nehmen werden, weder für Sie, noch für Frankreich.“ Sie schwieg einen Augenblick und fügte sodann mit einem Seufzer hinzu: „Er hatte doch wohl Recht, dieser arme Menars.“

Antheil an der Musterung konnte ich nicht mehr nehmen; ich blieb also bei der Herzogin bis zum Augenblick des Mittagessens. Man verkündigte ihr, daß angerichtet sei, und ich reichte ihr meinen Arm, um sie in den Eßsaal zu führen.

„Müßte ich nicht befürchten, daß man sagen werde, ich suche Sie zu verführen, General, so würde ich Ihnen vorschlagen, mein Mittagsessen zu theilen.“

— Und ich, gnädigste Frau, befürchtete ich nicht, verführt zu werden, würde nichts lieber annehmen; denn seit gestern 11 Uhr Vormittags habe ich nichts genossen. —

„Wie, Sie haben seit gestern nicht gespeiset?“

— Eben so wenig, als Ew. Königl. Hoheit. —

„Dann würde ich Unrecht haben,“ sagte sie lächelnd,

„das Mindeste von Ihnen zu verlangen; wir sind quit. — Aber,“ fuhr sie fort, „ob ich gleich in Haft bin, hoffe ich wenigstens, daß man mich nicht absperren werde, und daß Herr Guibourg mit mir essen kann.“

— Ich wüßte nicht, was dies verhindern könnte; um so weniger, weil ich glaube, daß er diese Ehre zum letzten Male haben wird. —

Entweder vernahm die Herzogin diese Worte nicht, oder sie achtete nicht darauf; genug, sie antwortete nicht darauf, und als wir in dem Eßsaal angelangt waren, setzte sie sich zu Tisch und ich blieb in ihrer Nähe stehen.

„A propos, General,“ fragte sie mich sodann, „wird es mir erlaubt seyn, Journale zu halten?“

— Ich wüßte nicht, was diesem Wunsche entgegenstände, und wenn Ew. Königl. Hoheit mir die Journale nennen wollen, die Sie zu lesen wünschen....

„Nun gut! vor allen das Echo, die Quotidienne und den Konstitutionel.“

— Sie, Madame, den Konstitutionel? —

„Warum nicht?“

— Sie wären bereit, Ihrer Politik abzuschwören, wie Heinrich der Vierte, und zu sagen: Paris ist einer Charta werth? —

„Glauben Sie denn, daß diese Lektüre mich bekehren könnte?“

— Ganz zuverlässig ist dies Journal sehr bündig in seinen Raisonnements, und sehr hinreißend zur Ueberzeugung. —

„Das ist mir gleich; ich wage es darauf. Auch den französischen Courrier möchte ich haben.“

— Den Courrier! Ew. Königliche Hoheit vergessen, daß Sie darüber zu einer Jakobinerin werden würden. —

„Hören Sie, General, ich, ich liebe alles, was freimüthig und loyal ist; dies aber ist der Courrier. Auch den Freund der Charte wünsche ich zu erhalten.“

— Oh, das läßt sich hören! —

„Diesen, General, möchte ich aus einem ganz anderen Beweggrunde,“ sagte sie mit ungemeiner Niedergeschlagenheit: „er nennt mich stets Karoline, und dies ist mein Mädchen-Name, den ich gern wieder hätte; denn mein Frauen-Name hat mir kein Glück gebracht.“

In diesem Augenblick trat Herr Moriz Duval ein; er kam von der Musterung. Wie das erste Mal lüpfte er kaum den Hut. Es schien, als verhielt es sich mit dem Herrn Präfekten, wie mit der Herzogin von Berri und mir: er fühlte Hunger. Geradesweges begab er sich zu dem Seitentisch, wo man die von der Tafel der Herzogin abgetragenen Rebhühner beigesetzt hatte, ließ sich Gabel und Messer reichen und begann zu essen, und zwar so, daß er der Herzogin den Rücken zukehrte.

Die Herzogin betrachtete ihn mit einem Ausdruck, den ich nie vergessen werde, und dann die Augen nach mir zurückwendend, sagte sie:

„Wissen Sie, General, was ich an dem Rang, den ich eingebüßt habe, am meisten vermisse?“

— Nein, Madame. —

„Zwei Huissiers, um mir Genugthuung zu geben gegen jenen Herrn.“

Das Betragen des Herrn Duval hatte die Herzogin so empört, daß sie immer auf dies Kapitel zurückkam.

„Den Hut auf dem Kopfe! den Hut auf dem Kopfe!" — sagte sie, indem sie mir den Arm drückte.

Es war das erste Mal, daß ich die Herzogin sah, und ich gestehe, daß der Eindruck, den sie auf mich machte, nie erlöschen wird.

Maria Karoline hat, wie alle jungen Neapolitanerinnen, welchen Rang sie auch ihrer Geburt verdanken mögen, nur wenig Erziehung erhalten: alles ist bei ihr Natur und Instinkt; die Forderungen der Hofsitte sind ihr unerträglich und die Formen der Welt kennt sie nicht. Sie läßt sich fortreißen, ohne den mindesten Widerstand zu versuchen, und giebt sich Dem, der ihr Vertrauen eingeflößt hat, aufs Treuherzigste hin. Sie ist fähig, alle Beschwerden und alle Gefahren mit der Geduld und dem Muthe eines Soldaten zu ertragen; doch der geringste Einspruch setzt sie in Harnisch. Alsdann belebt sich ihre von Natur blasse Gestalt; sie schreit und springt, sie droht und weint, wie ein Kind, und unmittelbar darauf, wenn man die Miene annimmt, als wolle man ihr zu Willen seyn, lacht sie, besänftigt sich und reicht die Hand. Von Prinzen und Prinzessinnen unterscheidet sie sich dadurch, daß sie erkenntlich ist und darüber nicht erröthet; übrigens kein Haß, kein Groll, nicht einmal gegen Diejenigen, die ihr Wehe gethan haben. Wer sie eine Stunde gesehen hat, kennt ihren Charakter, wer sie einen Tag beobachtet hat, kennt ihr Herz.

Am nächsten Tage um 10 Uhr trat der Artillerie-Oberst, Kommandant des Schlosses, in mein Zimmer, um mir Anzeige zu machen von einer neuen Aufwallung der

Herzogin. Diese hatte fast dieselbe Ursache, wie die des abgewichenen Tages.

Herr Guibourg war, wie der Graf von Erlon es mir vorher gesagt hatte, während der Nacht in das Gefängniß zurückgeführt worden, dergestalt, daß, als die Herzogin sich erkundigt hatte, weßhalb er nicht zum Frühstück käme, ihr diese Nachricht hinterbracht werden mußte, auf welche meine Phrase sie vorbereitet haben würde, wenn sie darauf geachtet hätte. Die Herzogin hatte über Verrath geschrieen und mich einen Jesuiten genannt. Diese Beleidigung hatte in dem Munde der Prinzessin so viel Seltsames, daß ich noch darüber lachte, als ich bei ihr eintrat.

Sie empfing mich mit derselben Lebhaftigkeit, wie Tages zuvor, und fast mit denselben Worten.

„Ja, so machen Sie's, mein Herr! Nie hätte ich es geglaubt. Sie haben mich betrogen, unwürdig betrogen."

Ich that, als wäre ich erstaunt, und fragte, was sie denn hätte.

„Was ich habe? Guibourg ist diese Nacht ins Gefängniß geführt worden, trotz dem Versprechen, das Sie mir gegeben hatten, daß ich nicht von meinen Unglücksgefährten gesondert werden sollte."

— Der Graf von Erlon hat geglaubt, unter dem Ausdruck Unglücksgefährten nur diejenigen verstehen zu dürfen, welche Ihre Gefahren und Beschwerden getheilt haben: Fräulein von Kersabiek und Herrn von Menars. Sie sind also weder von der einen, noch von dem Andern gesondert worden, und werden die Güte haben, daraus

abzunehmen, daß wir, weder der Graf von Erlon noch ich, dem Ew. Königlichen Hoheit gegebenen Worte untreu geworden sind. —

„Doch, warum mich nicht zum wenigsten vorher davon benachrichtigen?"

— Auch von dieser Seite habe ich mir keinen Vorwurf zu machen; denn, als ich gestern Herrn Guibourg die Erlaubniß ertheilte, mit Ew. Königlichen Hoheit zu Mittag zu speisen, fügte ich hinzu: um so mehr, weil es wahrscheinlich die letzte Mahlzeit seyn wird, welche er die Ehre hat an Ihrer Seite zu halten. —

„Das habe ich nicht gehört."

„Gleichwohl hat es der General gesagt," unterbrach mit sanfter Stimme das Fräulein von Kersabiec.

„Allein, weßhalb haben Sie sich nicht deutlicher erklärt?"

— Weil Ew. Königliche Hoheit am gestrigen Tage so viele Erschütterungen gelitten hatte, daß ich Ihnen wenigstens eine ruhige Nacht retten wollte; denn ich sahe vorher, daß Sie kein Auge zuthun würden, wenn Sie wüßten, daß Guibourg während Ihres Schlummers ins Gefängniß versetzt werden sollte. —

„Und Sie, Stylite, warum haben Sie mir denn kein Wort gesagt, da Sie doch die Worte des Generals verstanden haben."

„Aus demselben Grunde nicht, Madame."

„Oh, wenn ihr Alle gemeinschaftliche Sache wider mich macht — Ich habe ja des Krieges genug. Doch bedenke ich es recht . . ." Sie blickte mich an und reichte

mir die Hand. „Nicht wahr Stylite, er ist ein gutes Kind?"

„Ja, Madame, und es ist Schade, daß er nicht zu uns gehören will."

Ich ließ die Hand der Herzogin fahren, welche ich hielt.

— Alles, was Ew. Königliche Hoheit von Achtung verlangen können, werde ich Ihnen beweisen; alle Dienste, die ich Ihnen leisten zu können so glücklich bin, werde ich mit Freuden leisten; Ihren Wünschen sogar werde ich zuvorkommen, wenn ich sie zu errathen vermag. — Ich hielt inne.

„Und für dies alles?"

— Werde ich Ew. Königliche Hoheit nur um etwas bitten, nämlich darum, daß Fräulein Stylite nie auf denselben Gegenstand zurückkommt. —

„Du hörst es, Stylite," sagte die Herzogin. „Sprechen wir von etwas Anderem. — General, haben Sie meinen Sohn bisweilen gesehen?"

— Ich habe nie diese Ehre gehabt. —

„Nun, das ist ein braves Kind, närrisch, wie ich, eigensinnig, wie ich, aber auch französisch-gesinnt, wie ich."

— Sie lieben ihn sehr? —

„Wie nur eine Mutter ihren Sohn lieben kann."

— Wohlan, Ew. Königliche Hoheit erlaube mir, Ihnen zu sagen, daß ich nicht zu begreifen vermag, wie, nachdem in der Vendee alles zu Ende gebracht, und nach den Kämpfen bei Villevigne und la Penissiere jede Hoffnung gescheitert war, Sie nicht sogleich den Gedanken faßten, zu

zu diesem Sohne zurückzukehren, den Sie so innig lieben. Wir haben ihm leichtes Spiel gemacht. —

„General, sind Sie es, der sich meiner Korrespondenz bemächtigt hat? Ich glaube es.“

— Ja, Madame. —

„Und Sie haben meine Briefe gelesen?“

— Ich bin so unbescheiden gewesen. —

„Nun wohl! Sie müssen gesehen haben, daß von dem Augenblick an, wo ich mich an die Spitze meiner tapferen Vendeer gestellt hatte, ich auch entschlossen war, mir sämmtliche Folgen der Insurrektion gefallen zu lassen. Wie! sie waren um meinetwillen aufgestanden, sie hatten um meinetwillen ihr Leben in Gefahr gebracht, und ich hätte sie verlassen sollen? Nein, General, ihr Schicksal wird das meinige seyn; ich habe ihnen Wort gehalten. Außerdem würde ich seit langer Zeit Ihre Gefangene seyn, ich würde mich, um alles zu beendigen, längst ergeben haben, hätte mich nicht eine Befürchtung zurückgehalten. . . .“

— Und diese war? —

„Ich wußte, daß ich, wenn ich in Gefangenschaft geriethe, von Spanien, von Preußen und von Rußland zurückgefordert werden würde. Ihrerseits wünschte die französische Regierung, mich vor Gericht zu stellen. Nichts war natürlicher. Doch das heilige Bündniß konnte nicht erlauben, daß ich vor einem Assisen-Hof erschiene; denn die Würde der gekrönten Häupter Europa's ist dabei betheiligt. Von diesem Streite der Interessen zu einer Erkaltung, und von dieser zu einem Kriege giebt es nur Einen Schritt; und ich habe Ihnen bereits gesagt, daß ich

nicht der Vorwand eines Invasions-Krieges werden wollte. Alles für Frankreich und durch Frankreich: dies war mein Wahlspruch, und von diesem wollte ich mich nicht trennen. — Wer konnte mir außerdem dafür gut sagen, daß Frankreich, wenn es von feindlichen Heeren besetzt war, nicht werde getheilt werden? Ich aber will es beisammen erhalten; ja, das will ich."

— Ich lächelte. —

„Weßhalb lachen Sie?" fragte Sie mich. — Ich verbeugte mich, ohne zu antworten. — „Sagen Sie, weßhalb Sie lachen; ich will es wissen."

— Ich lache, weil ich bemerke, daß Ew. Königliche Hoheit so viel Furcht vor einem auswärtigen Kriege hegen. —

„Und so wenig vor einem Bürgerkriege, nicht wahr?"

— Ich bitte Ew. Hoheit zu bemerken, daß Sie meinen Gedanken, nicht meine Phrase beendigen. —

„Oh, dies kann mich nicht verletzen, General; denn, als ich nach Frankreich ging, war ich getäuscht über die Stimmung der Gemüther. Ich glaubte, ganz Frankreich werde aufstehen und das Heer auf meine Seite treten; kurz mir träumte von einer Art von Rückkehr aus Elba. Nach den Treffen bei Vieillevigne und la Penissière ertheilte ich allen meinen Vendeern den Befehl, nach ihrer Heimath zurückzukehren; denn, General, ich bin vor allem Französin, und der vollständigste Beweis liegt darin, daß, wenn ich mich diesen guten französischen Gestalten unverhindert zuwenden könnte, ich mich gar nicht für gefangen halten würde. Alle meine Furcht läuft darauf hinaus, daß man mich anders wohin schicken wird; hier werden

sie mich nicht verweilen lassen, weil ich den Aufständen allzu nahe seyn würde. — Man hat wohl davon geredet, mich nach Saumur zu transportiren; allein selbst Saumur ist eine verdächtige Stadt. Im Uebrigen sind sie in weit größerer Verlegenheit, als ich; nicht wahr, General?" — Bei den letzten Worten stand sie auf von ihrem Sitze und ging umher, wie ein Mann, die Hände auf dem Rücken. Wenige Augenblicke darauf blieb sie stehen und hob von neuem an.

„A propos, General, unter den Sachen, welche Sie so gefällig gewesen sind mir zu schicken und die ich erhalten habe, sollte sich auch eine Schachtel voll Bonbons befinden; sie hat sich aber nicht gefunden."

Ich zog die Schachtel aus meiner Tasche und öffnete sie.

„Ach!" sagte die Herzogin, „sie ist leer; es handelt sich aber um Bonbons; denn so was ißt man."

— Und welche Bonbons würden Ew. Hoheit vorziehen, damit ich die Ehre habe, sie Ihnen zu übersenden? Bonbons darf man anbieten. —

„Gerollte Chokolate mit einem Zuckerguß."

— Ew. Hoheit erlauben mir also? —

„General, Bonbons, so was nimmt man."

Es war 6½ Uhr Abends und die Herzogin wollte zu Tische gehen. Ich nahm also Abschied. „Bis auf morgen, General," sagte sie mit kindlicher Freudigkeit, und vergessen Sie mir ja nicht die Bonbons."

Ich entfernte mich.

Gegen 9 Uhr bemühete sich der Graf von Erlon selbst zu mir, um mir anzuzeigen, man glaube Gewißheit darüber

zu haben, daß General Bourmont zu la Chasliere befindlich sei. — „Wenn dem so ist, General,“ antwortete ich ihm, „so werde ich mit 50 Pferden aufbrechen, und morgen früh wird Herr von Bourmont hier seyn.“

Um 11 Uhr war ich unterweges.

Um Mitternacht weckte man die Herzogin, Fräulein Stylite und Herrn von Menars. Sie bestiegen einen Wagen, der sie nach la Fosse führte, wo sie ein Dampfboot erwartete, auf welchem sich bereits befanden: Herr Polo, Adjunkt des Maire von Nantes; Herr Robineau de Bougon, Oberst der National-Garde; Rocher, Fahnenträger der Artillerie-Schwadron derselben Garde; Herr Chousserie, Oberst der Gendarmerie; Herr Ferdinand Petit-Pierre, Platz-Adjutant von Nantes, und Herr Joly, Polizei-Kommissar aus Paris. Die Bestimmung aller dieser Herren war, die Herzogin nach Blaye zu bringen. Auf der Reise nach dem Dampfboot war die Herzogin begleitet von dem Herrn Grafen von Erlon, von dem Herrn Ferdinand Favre, Maire von Nantes, und von Herrn Moriz Duval. Beim Aussteigen aus dem Wagen suchten mich ihre Augen, und da sie mich nicht fanden, so fragte sie, wo ich wäre. Man antwortete ihr, ich sei ausgesendet. — „Weiter!“ sagte sie; „nur eine Artigkeit mehr!“ Der General-Kommandant der Division, der Präfekt und der Maire von Nantes sollten die Herzogin nur bis St. Nazaire begleiten und sie nicht eher verlassen, als bis sie sich auf der Brigg la Caprizieuse eingeschifft haben würde.

Als die Herzogin den Fuß in das Fahrzeug setzte, erkundigte sie sich, ob Herr Guibourg ihr folgen würde. Der Präfekt antwortete ihr, daß dies unmöglich sei. Sie

forderte hierauf Feder und Dinte und schrieb ihm folgendes Billet.

„Ich habe meine ehemaligen Gefangenen zurückgefordert, und man wird deßhalb schreiben. Gott wird uns beistehen und wir werden uns wiedersehen. Allen unsern Freunden meinen Gruß! Gott behüte sie! Muth und Vertrauen zu ihm! St. Anna ist die Beschützerin der Bretagner."

Dies Billet wurde dem Herrn Favre anvertraut, der es gewissenhaft an denjenigen abgab, an welchen es gerichtet war.

Um 4 Uhr ging das Boot ab und schlich schweigend durch die in Schlummer liegende Stadt; um 8 Uhr befand man sich am Bord der Caprizieuse.

Die Herzogin blieb zwei Tage auf der Rhede, weil die Winde entgegengegangen waren. Endlich den 11. um 7 Uhr Morgens, entfaltete die Caprizieuse ihre Seegel, und, geschleppt von dem Dampfboot, das sie erst auf drei Meilen im Meere verließ, entfernte sie sich majestätisch. Vier Stunden darauf war sie verschwunden hinter der Spitze von Pornic.

Was mich betrifft, so kam ich den 9ten um 5 Uhr Morgens nach Nantes zurück, weil ich, wie man leicht denken wird, auf dem Schlosse von la Chalieres Niemand gefunden hatte.

Seitdem habe ich die Herzogin nicht wieder gesehen. Ich habe also auch nichts weiter von ihr zu erzählen. Mag, statt meiner, ein Anderer den dritten Akt dieses Drama's mittheilen, das à la Marie Luise schloß.

J. Bapt. Say und Rob. Malthus in Streit über staatswirthschaftliche Grundbegriffe.

Say an Malthus.

Mein Herr!

Ich habe das Vergnügen gehabt, das Exemplar der Definitions in political Economy zu erhalten, das Sie für mich bestimmt haben; und ich bin höchst erfreut von diesem Beweise Ihres Andenkens. Sie können nicht zweifeln an dem starken Interesse, womit ich dies Werk gelesen habe, das zu den Fortschritten der Staatswirthschaftslehre nicht wenig beitragen wird; denn man streitet in den meisten Fällen nur, weil man sich nicht versteht. Für sehr viele Franzosen wird es das Verständniß der in Ihrer Sprache geschriebene Werke erleichtern.

Sehr glücklich haben Sie, mein Herr, in vielen Fällen eine Schwierigkeit überwunden, welche alle Definitionen, und vorzüglich in der Staatswirthschaftslehre begleitet. Höchst selten reicht eine Definition aus, um die Natur einer Sache und ihre Eigenthümlichkeiten kenntlich zu machen, weil, in den meisten Fällen, ihre Natur zusammengesetzt und ihre Eigenthümlichkeiten zahlreich sind. Will man eine Sache unter allen ihren Beziehungen kenntlich machen, so wird die Definition allzu lang; charakterisirt man nur die Hauptbeziehungen, so wird sie unvoll-

ständig. Wie man sich auch benehmen möge: immer stellt man sich der Kritik bloß. Ich habe dies erfahren. Sie werden es vielleicht auch erfahren. Gleichwohl schmeichle ich mir damit, daß unsere Bemühungen nicht vergeblich seyn werden.

Ich werde mich nicht darauf einlassen, Ihnen alle die Stellen Ihres letzten Werks zu bezeichnen, die ich bewundert habe; sie sind allzu zahlreich, um sie hervorzuheben, und ich gestehe Ihnen, daß, in Ihren Angriffen auf die Herren Macculloch und Ricardo, Erfahrung und Vernunft mir ganz auf Ihrer Seite zu seyn scheinen. Sehr dankbar bin ich für die verbindlichen Ausdrücke, womit Sie meinen Namen in mehren Stellen Ihres Buchs begleiten; doch glaub' ich Ihnen einige Erklärung über andere Stellen schuldig zu seyn, wo Sie mir Ihren Beifall versagen. Dieser ist mir allzu viel werth, als daß ich nicht versuchen sollte, ihn zu erobern.

Seite 19 sagen Sie: Er (Herr Say) hat auf eine befremdende Weise Nützlichkeit und Werth für eins und dasselbe genommen und die Nützlichkeit einer Bequemlichkeit ihrem Werthe gleichgesetzt u. s. w. (He has strangely identified utility, and made the utility of a commodity proportional to it's value, etcet).

Inzwischen sagen zwanzig Stellen meiner Abhandlung sehr deutlich aus, daß ich nur derjenigen Nützlichkeit einen Werth beilege, welche von der Betriebsamkeit herrührt. Ich sage, daß die Menschen keinen Werth auf etwas legen, das zu nichts zu gebrauchen ist; doch nicht, daß alles, was nützlich ist, einen Preis habe. Die oberflächlichste Beobachtung würde hingereicht

haben, mich eines Bessern zu belehren; meine Lehre beweiset das Gegentheil (Vierte Ausgabe B. II. Seite 5.): „Von den Bedürfnissen der Menschen werden einige befriedigt durch den Gebrauch, den wir von gewissen Dingen machen, welche die Natur uns unentgeltlich gewährt, wie Luft, Wasser, Sonnenlicht. Wir können diese Reichthümer natürliche nennen, weil die Natur allein alle Kosten derselben bestreitet. Da die Natur sie Allen zutheilt, so ist Niemand verpflichtet, sie durch irgend ein Opfer zu erwerben. Sie haben dem zufolge keinen Tauschwerth.“

Ich fahre fort und sage: „Andere Bedürfnisse können nur befriedigt werden durch den Gebrauch, den wir von gewissen Dingen machen, welchen man die ihnen inwohnende Nützlichkeit nicht geben konnte, ohne sie einer Modifikation zu unterwerfen, ohne eine Veränderung ihres Zustandes zu Wege gebracht und für diesen Endzweck irgend eine Schwierigkeit überwunden zu haben. Dieser Art sind die Güter, welche wir durch die Bemühungen des Ackerbaues, des Handels und der Künste erhalten. Sie sind die einzigen, welche einen Tauschwerth haben.“

Wenn man in den Dingen, welche die Natur uns darbietet, das anerkennt, was Adam Smith a value in use nennt: so erkennt man in denen, die von der menschlichen Betriebsamkeit herrühren the value in exchange desselben Schriftstellers.

Können Sie nun wohl billiger Weise sagen, daß ich die Nützlichkeit mit dem Werth vermenge, während ich die Nützlichkeit, die sich bezahlt, von derjenigen unterscheide, die sich nicht bezahlt?

Sie, mein Herr, stellen vier sehr weise Regeln für

den Gebrauch der Ausdrücke auf. Sie wollen erstlich, daß der Sinn, den man damit verbindet, nicht in Widerspruch stehe mit demjenigen, den ein allgemeiner Gebrauch ihnen beilegt. Ich habe nichts weiter gethan, als den Sinn, den man mit dem Worte Nützlichkeit verbindet, analysirt, und ich habe ihn nicht gemißbraucht. Sie wollen zweitens, daß man den Sinn der Schriftsteller annehme, welche eine Autorität bilden, es sei denn, daß man gute Gründe habe, davon abzuweichen. Ich verstärke und erkläre in obigem Falle den Ausdruck Smith's. Sie wollen drittens, daß der neue Gebrauch, den man von einem Ausdruck macht, zu den Fortschritten der Wissenschaft beitrage. Mir ist es vorgekommen, als stelle man die Staatswirthschaftslehre nur dadurch auf eine feste Grundlage, daß man zeigt, wie die Produktion einzig und allein darin besteht, daß man Werthe schafft, indem man Nützliches hervorruft. Sie wollen viertens, daß der einmal angenommene Sinn sich gleich bleibe, und zu dem Sinn aller übrigen Ausdrücke passe. Nun wohl! auf dem ganzen Festlande ist man darin einverstanden, daß der Sinn, den ich dem Worte Nützlichkeit beilege, mit meiner ganzen Lehre übereinstimmt. Kein Schriftsteller hat bis zur Erscheinung Ihres letzten Werks, wie ich glaube, außer mir ein solches Unterpfand von Konkordanz gegeben; es ist enthalten in meinem Auszuge, worin ich alle in meinen Werken vorkommenden Kunstausdrücke zusammenstelle und die Beziehungen nachweise, welche sie verbinden.

Wenn der Ausdruck Nützlichkeit insbesondere den Regeln konform ist, welche Sie aufgestellt haben, wie können Sie mich beschuldigen, alle diese Regeln bei Gelegen-

heit dieses Worts verletzt zu haben? Ich appellire an Ihre Gerechtigkeit.

Während ich die Vertheidigung des Worts **Nützlichkeit** auf mich nehme, weil es das einzige paßliche ist, um zu verstehen zu geben, worin die Produktion besteht, will ich jedoch bekennen, daß meine Lehre von den Absatzörtern (Débouchés), welche sie in Ihren andern Werken, so wie in dem letzten (Seite 65), bestreiten, wirklich einigen Beschränkungen unterworfen ist. Ich habe dies so sehr gefühlt, daß in der fünften Ausgabe meiner **Abhandlung** (Bd. I. S. 194 und folgende), welche am Schlusse des abgewichenen Jahres in drei Bänden erschienen ist, ich diese Beschränkung auseinander gesetzt habe, obgleich die Herren Ricardo, Mill und Macculloch meine Lehre in dieser Beziehung angenommen haben, und das gegenwärtige Ministerium Großbritanniens sie zur Grundlage seines neuen Handels-Systemes gemacht hat; denn es ist besser sich an die Prüfung der Thatsachen und deren Verkettung zu halten, als an Syllogismen. In dieser fünften Ausgabe habe ich zu gleicher Zeit sehr lebhaft die Abstraktionen bekämpft, auf welche man eine ideale Staatswirthschaftslehre gründen möchte. Sehr bedaure ich, daß mir kein einziges Exemplar übrig geblieben ist, das ich Ihnen von dieser fünften Ausgabe anbieten könnte, in welcher mehre Theile umgearbeitet und verbessert sind.

Ich schätze mich glücklich, daß Sie, obgleich im Stillen, ihre Billigung einer Lehre zugewendet haben, die ich zuerst auf die Bahn gebracht habe, und die in Rußland, in Deutschland und in Italien Annahme gefunden hat, doch, so weit meine Kenntniß reicht, den brittischen Staats-

wirthschaftslehrern noch nicht als wahr einleuchtet. Ich habe, wie Sie wissen, in dem Werk der Produktion das Kapital von dem Dienste unterschieden, den das Kapital leistet; der Werth dieses Dienstes kann repräsentirt werden durch den Zins, einen Werth, welcher verschieden ist von dem des Kapitals, so wie der Dienst, welchen Grund und Boden leistet, repräsentirt wird durch die Pacht (rent), deren Werth ein anderer ist, als der des Grundes und Bodens. Auf dieser Grundlage habe ich drei Arten von produktiven Diensten zugelassen, während die brittischen Staatswirthschaftslehrer nur einen gestatten, nämlich den der Betriebsamkeit (labour). Auf derselben Grundlage lassen Sie (Seite 201) den Gewinn vom Kapital als eins der Elemente des Werths der Dinge zu, und in Ihren Definitionen (S. 242) bringen Sie in die Reihe der produktiven Dienste (conditions of the supply of commodities) den Prozentsatz, welcher den Beistand repräsentirt, den der Betriebsame von einem Kapital erhält. Doch, warum versagen Sie denn dem Dienste des Bodens, wenn dieser ein Eigenthum ist, was Sie dem Dienste des Kapitals bewilligen?

Die Lehre Ricardo's, daß der Gewinn nicht einen Theil des Preises der Dinge ausmacht — hat etwa diese Sie getäuscht? Allein Sie geben ja, so gut wie ich (S. 216) zu, daß the numbers, powers and wants of those, who wish to obtain a commodity, is the foundation of all value (daß die Zahl, das Vermögen und das Bedürfniß derer, welche eine Nützlichkeit erwerben wollen, das Fundament alles Werthes ist). Da dem nun einmal so ist, warum sollten denn, in einem gewissen Zustande

der Gesellschaft, die Bedürfnisse der Menschen nicht von einer solchen Beschaffenheit seyn, daß sie den Diensten, die ein Grundstück leisten kann, einen Preis zuwenden, und folglich diesen Dienst demjenigen, welcher Eigenthümer des Grundstücks ist, eben so vergüten, wie sie dem, der nur seine zwei Aerme hat, den Dienst vergüten, den er damit leistet?

Noch Ein Wort, mein Herr; und zwar in Beziehung auf die immateriellen Produkte, denen Sie so unerbittlich die Benennung von Produkten versagen, obgleich Sie selbst schöne und gute Produkte dieser Art ins Leben gerufen haben. Versagen Sie ihnen die Benennung von Produkten etwa, weil sie zu dem Kapital des Landes nichts hinzufügen? Allein wenn ein Grundeigenthümer im Laufe des Jahres sein jährliches Einkommen verbraucht hat, so hat er dem Kapital des Landes nicht den geringsten Werth hinzugefügt; und dennoch leugnet man nicht, daß sein Grundbesitz, sein Kapital und seine Betriebsamkeit ein Produkt gegeben haben, welches gleich kommt dem, was er verbraucht hat. Auf dieselbe Weise ist, so oft ein persönlicher Dienst geleistet worden, ein Bedürfniß befriedigt durch einen Dienst, welcher bezahlt und verbraucht ist. Dieser ist also ein Produkt mit demselben Anspruch wie die Genugthuung, die aus dem Verzehr einer Pfirsich entsteht, der Sie es nicht versagen werden, daß sie ein Produkt ist, obgleich am Schlusse des Jahres davon nichts übrig ist. Alle Staatswirthschaftslehrer Großbritanniens mögen diese Wahrheit leugnen; sie würde deßhalb nichts desto weniger vorhanden seyn, und jene würden sich nur der Gefahr aussetzen, dieselbe Antwort zu erhalten,

welche Galileo Galilei seinen Richtern gab: E pur si muove.

Ich hoffe, mein Herr, Sie werden mir die Freimüthigkeit meiner Bemerkungen verzeihen: Bemerkungen, welche mir nur von meiner Liebe für unsere schöne Wissenschaft und von der großen Achtung, die ich für Ihren Charakter und Ihre Meinungen habe, eingegeben sind. Ich kann dies Schreiben nicht endigen, ohne aufs neue dem Lichte zu huldigen, das aus Ihrer letzten Arbeit ausströmt. Auch werde ich es nicht an mir fehlen lassen, unser Publikum davon in Kenntniß zu setzen.

Genehmigen Sie von neuem die Versicherung meiner hohen Achtung und meiner respektvollen Ergebenheit.

Paris, den 24. Febr. 1827.

Herr Malthus an J. B. Say.

Mein theurer Herr.

Ihr verbindliches und gehaltreiches Schreiben, so wie das Geschenk, wovon es begleitet war*), sind mir durch die Schuld der Buchhändler erst gegen das Ende des Mai zu Händen gekommen. Ich trat damals gerade eine Reise an; und da ich, seit diesem Augenblick, oft den Ort verändert und viel zu thun gehabt habe, so ist es mir unmöglich gewesen, zu schreiben.

Mit Vergnügen ersehe ich aus Ihrem Schreiben, daß

*) Dies war der staatswirthschaftliche Artikel in der fortschrittlichen Enzyklopädie.

Sie mein letztes Werk großen Theils billigen, und daß Sie der Meinung sind, es sei mir gelungen, mehre Schwierigkeiten zu beseitigen, welche sich an staatswirthschaftliche Definitionen knüpfen.

Es würde mir leid thun, wenn ich die eine oder die andere Ihrer Ideen in ein falsches Licht gestellt hätte, und ganz zuverlässig werden Sie mir die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß es nicht mit Absicht geschehen sei. Ich gebe zu — obgleich ich dies in meinem Buche vielleicht nicht deutlich genug ausgedrückt habe — daß Sie nicht allen Arten von Nützlichkeiten, die nicht das Ergebniß einer Arbeit sind, Werth zuschreiben; daß Sie einen eben so gerechten als wichtigen Unterschied machen, zwischen gesellschaftlichen Reichthümern und natürlichen Reichthümern, und daß Sie die ersteren als solche betrachten, die einen Werth haben, die letzteren aber als solche, denen es daran fehlt. Allein ich überlasse es Ihrer Beurtheilung, darüber zu entscheiden, ob das, was ich in dem letzten Theil der von Ihnen angeführten Phrase gesagt habe, nicht betrachtet werden müsse als eine Erklärung dessen, was sich in dem ersten Theile derselben Phrase findet, und ob der letzte Theil nicht vollkommen gerechtfertigt ist durch die in nachfolgender Stelle Ihrer letzten Ausgabe (die ich mir verschafft habe) enthaltenen Lehre: „die unnützlichste und unbequemste Sache, z. B. ein Hofmantel, hat das, was man ihre Nützlichkeit nennt, wenn der Gebrauch, den man davon macht, welcher Art dieser auch seyn möge, hinreicht, um **einen Preis** an denselben zu knüpfen. Dieser Preis ist das Maß der Nützlichkeit, die ihr in dem Urtheil der Menschen eigen ist." Ich gestehe, daß **die Art** von Nütz-

lichkeit, welche durch den Ausdruck **unnütz** charakterisirt wird, sehr verschieden ist von der Nützlichkeit, auf welche Sie anspielen, wenn Sie sagen, daß der Preis einer Sache das **Maß der ihr eigenen Nützlichkeit** ist.

Eben so, wenn Sie den Fall anführen, in welchem die Nützlichkeit eines Gegenstands nicht werth ist was sie kostet, ist der Sinn, worin das Wort Nützlichkeit genommen werden muß, gänzlich verschieden von dem, den man gemeinlich diesem Worte giebt. In dem neuen Sinn, den Sie ihm geben, würden Sie genöthigt seyn, einzuräumen, daß eine Quantität Nahrungsstoff, welche, dem Tages-Kurs zufolge, 1000 Sterl. werth ist, nicht nützlicher sei, als ein Diamant desselben Preises, und, den Fall eines freien Geschenks der Natur allein ausgenommen, würde die Bedeutung der Wörter „Nützlichkeit und Werth" durchweg identisch seyn.

Diese Sprache nun scheint mir nicht bloß dem gewöhnlichen Gebrauch entgegen, sondern auch durchaus unbequem. Wenn man die Ausdrücke „nützlich" und „Nützlichkeit" so anwendete, wie könnte man alsdann ausdrükken, was wir auszudrücken so häufig veranlaßt sind, nämlich den wesentlichen Unterschied, welcher Statt findet zwischen dem, was wahrhaft allen Menschen einen Dienst leisten kann, und dem, was bloß einen hohen Preis hat und nur die Laune einiger wenigen Menschen befriedigen kann? Ich räume ein, daß alles, was für Reichthum gelten kann, alles was Preis hat, eine Art von Nützlichkeit in sich trage; und nichts würde ich einzuwenden haben gegen den Satz, daß die **Produktion** eine **Nützlichkeits-Produktion** sei, wenn dieser Satz nicht zu

der Folgerung führte, daß der Preis und der Werth das Maß der Nützlichkeit ist. Doch, da Sie diese Folgerung daraus ziehen, und da die Anwendung des Worts Nützlichkeit, in diesem Sinne nothwendig ist zur Erklärung der Produktion: so fürchte ich, daß ich genöthigt bin zu der Behauptung, dies Wort müsse seine hergebrachte Bedeutung behalten.

Es macht mich glücklich, zu sehen, daß Sie der Meinung sind, in Ihrer Lehre von den Absatzörtern (débouchés) sei Beschränkung zulässig. Immer bin ich der Meinung gewesen, daß man, um sich der Fortschritte in der Staatswirthschaft zu vergewissern, fleißig auf die Erfahrung zurückgehen und ausmitteln müsse, ob und wie unsere Theorien sich auch mit den uns umgebenden Thatsachen vertragen. Dies nun war der Grund, weßhalb ich Ihre Lehre nicht so zulassen konnte, wie diese sich Anfangs darstellte. Gänzlich verändert sich freilich die Frage, wenn Sie sagen, daß das, was durch den Boden, durch die Arbeit und das Kapital hervorgebracht wird, kein Produkt sei, wenn der Verkauf, den man davon machen kann, nicht alle die Dienste bezahlt, welche auf diese Produktion nach ihrem laufenden Preise verwendet worden sind. Einleuchtend ist, daß es keine Superfötation von Produkten dieser Art geben kann; denn, wie Sie selbst sehr richtig bemerken, so gefaßt, würde dieser Satz in sich schließen, daß es eine wirksame Nachfrage nach dem Produkt gebe. Allein, es ist dem Gebrauch zuwider — und nicht diesem allein, sondern selbst Ihrer Definition des Worts Produkt: Die ins Daseyn gerufene Nützlichkeit konstituirt das Produkt — zu sagen, daß, wenn in Folge einer Su-

Superfötation, die Produkte unter ihren Produktions-Preis fallen, sie nicht länger die Benennung von Produkten verdienen. Sie müssen zugeben, daß sie hinsichtlich Derjenigen, welche sie zu kaufen gewohnt waren, dieselben Bedürfnisse befriedigen, wie ehemals, und daß die Theile, welche das Uebermaß bilden, anderen Personen dienen können, und irgend einen Werth behalten, wie unzureichend dieser auch seyn möge, die Produktions-Kosten zu vergüten. Da sie Ergebnisse menschlicher Betriebsamkeit sind und Nützlichkeit und Werth haben, so sehe ich nicht ein, wie wir ihnen die Benennung von Produkten versagen könnten. Dabei nun gestehen Sie selbst ein, daß man von diesen Produkten zu viel erzeugen kann.

Es ist jedesmal ein Vergnügen für mich, wenn ich sehe, daß wir übereinstimmen, und ich bin Ihrer Meinung in dem Gedanken, daß der Gewinn von Kapital durchaus unterschieden werden muß von dem Kapital, das ihn gewährt. Adam Smith macht diesen Unterschied, wenn er sagt, daß der Preis sich bildet aus dem Arbeitslohn und aus der Rente des Grundstücks. Er bemerkt außerdem, daß das Kapital, welches der Produktion dient, und Demjenigen, der es anlegt, durch einen Gewinn von so und so viel Prozent des vorgeschossenen Kapitals entschädigt, selbst zusammengesetzt ist aus denselben drei Elementen, und daß folglich das Ganze aus drei Elementen besteht.

Sie fragen, weßhalb ich der Rente (der Pacht) versage, was ich dem Gewinn zugestehe, da ich doch den Gewinn vom Kapital als eins der Elemente des Werths zulasse? Ich antworte, daß ich weit davon entfernt bin, den produktiven Dienst des Grundes und Bodens herab-

zudrücken, oder einzugestehen, daß die Menschen nicht einen Werth und nicht selten sogar einen sehr hohen Werth auf eben diesen Dienst legen: ein Preis, welcher dem Eigenthümer unter der Form einer Pacht entrichtet wird. Nichts desto weniger bin ich der Meinung, daß die Pacht auf die Preise einer großen Quantität von Produkten nicht denselben Einfluß hat, wie die Arbeitslöhne und die Gewinne.

Adam Smith selbst sagt, daß die Pacht in den Preis der Waaren auf eine ganz andere Weise eintritt, als die Arbeitslöhne und die Gewinne; d. h., nicht als eine Ursache, sondern als eine Wirkung. Ausgemacht ist es in der That, daß, während in einem besonderen Distrikt das angetroffen wird, was man einen natürlichen und hergebrachten Satz von Arbeitslohn und Gewinnen nennt, nichts Aehnliches von einem natürlichen und gewöhnlichen Satz in Pachtungen einzutreffen ist; und zwar, weil es in demselben Distrikt Ländereien von verschiedenen Qualitäten giebt — Ländereien, welche zu 2, 3, 4 Pf. Sterl. der Morgen verpachtet werden, während andere zu 3, 4, 5 Shilling ausgethan sind; und bei dem Allen wird ein Scheffel Getreide, das auf dem letztern Boden gewonnen ist, eben so theuer zu stehen kommen, als ein Scheffel Getreide, welches herrührt von einem Boden, welcher zu 3 Pf. Sterl. der Morgen verpachtet ist. Folglich, wie wahr es auch seyn möge, daß, wenn man die Elemente des Preises der meisten Dinge aufsucht, man ihn meistens aus Pacht in verschiedenen Verhältnissen zusammengesetzt antrifft: so giebt es gleichwohl schwerlich ein Land, wo der Preis eines Scheffels Getreide merklich über die Kosten der Handarbeit und den Gewinn von Kapitalien hinausgeht, welche an-

umgänglich nöthig sind, um ihn unter den ungünstigsten Umständen hervor zu bringen. Die Pacht hat also keinen Einfluß auf den Preis des Getreides in demselben Maß, wie die Handarbeit und das Kapital.

Herr Ricardo hat aus der Lehre von den verschiedenen Eigenschaften des Bodens allzu reichliche Folgerungen gezogen und ist darüber in einige Irrthümer gefallen. Doch die Lehre war ursprünglich die meinige, wie er selbst einräumt*); und so oft sie gut entwickelt und gut gefaßt wird, bin ich überzeugt, daß man sie zugleich wichtig und wahr finden wird, d. h. man wird finden, daß sie vollständige Auskunft giebt über einige beobachtete Phänomene, namentlich über den Unterschied, welcher Statt findet zwischen dem Monopol der Eigenthümer und einem gewöhnlichen Monopol: zwischen dem Monopol der Maschine, die man Erde nennt, und den Maschinen, die von Menschenhänden gebaut sind.

Hinsichtlich jener immateriellen Gegenstände, von welchen Sie zu glauben scheinen, daß ich ihnen allzu halsstarrig die Benennung von Produkten und Reichthümern versage, hab' ich die Sache gründlich erforscht, und zwar ohne alles Vorurtheil gegen Ihre Lehre. Nun hab' ich zwar einige Einwendungen zu machen gegen Adam Smiths materielle Lehre; doch nähre ich die Ueberzeugung, daß gegen die immaterielle Lehre noch stärkere Einwendungen mög-

*) Man sehe eine Broschüre, welche den Titel führt: On the nature and progress of the rent, und im Jahre 1815 erschienen ist. Ihr Inhalt findet sich in meinem größeren Werke über einige Prinzipe der Staatswirthschaft.

lich sind. Ich muß daher, um meinen eigenen Regeln zu gehorchen, der erstern getreu bleiben.

Es handelt sich hier nicht um eine thatsächliche Frage, wie die Bewegung der Erde, auf welche Galilei's Antwort so trefflich paßt; wohl aber um eine Definitions- und Klassifikations-Frage. Wenn der Sinn und der hergebrachte Sprachgebrauch von einigem Gewicht sind: so müssen wir einräumen, daß, wenn die Rede ist von Reichthümern, und wenn wir die Reichthümer verschiedener Völker vergleichen, unsere Aufmerksamkeit sich fast ausschließend auf materielle Gegenstände richtet. Sie selbst sagen: „Ein Volk, in welchem sich ein Schwarm von Musikern, von Priestern, von Beamten befände, könnte ein sehr gut belustigtes, gut unterrichtetes und vortrefflich verwaltetes Volk seyn; darin aber würde sich alles abschließen.“ Und wäre das Volk zu gleicher Zeit schlecht genährt, schlecht bekleidet und schlecht beobbachtet, so bin ich gewiß, daß Sie es arm finden würden, wie groß seine Talente für Musik, für Predigt und für Verwaltung auch immer seyn möchten. Es ist noch nicht lange her, daß die Armuth der Gelehrten, der Schriftsteller, vorzüglich aber der Dichter, zu einem Sprichwort geworden war. Zeigt dies nun nicht an, daß wir die Güter dieser Klasse nicht abschätzen nach ihren Talenten, wohl aber nach den materiellen Produkten, über welche ihre Talente ihnen das Recht, zu verfügen, geben? Und wenn sie nur über wenige materielle Produkte zu verfügen haben, so betrachten wir sie als arm. Auch das Volk, zu welchem sie gehören, wird als arm betrachtet, wenn es, in Folge einer übertriebenen Liebhaberei für ihre immaterielle Produktionen, genöthigt ist, sich materiellen Produkten zu

entschlagen, und wenn es im Auslande nur wenig Waaren kaufen kann.

Ich meine also, daß, wenn wir die Bedeutung von Reichthümern auf die materiellen Gegenstände beschränken, wir das Wort in seinem natürlichen und gewöhnlichen Sinne gebrauchen werden; und handelt es sich um irgend eine Abschätzung der Reichthümer verschiedener Länder und von den Ursachen ihres Wachsthums: so find' ich es ungemein vortheilhaft, nur das Reichthümer zu nennen, was einer Vermehrung und einer Verminderung empfänglich ist. Doch von dem Augenblick an, wo die Sonderungslinie zwischen den materiellen und den immateriellen Gegenständen fortgeschafft ist, wird die Erklärung der Ursachen, welche den Reichthum der Nationen hervorbringen, so wie jedes Mittel zur Abschätzung desselben, ungemein schwierig, wo nicht ganz unmöglich.

Von den beiden Schriftstellern, welche die Lehre von den immateriellen Produkten angenommen haben, ist keiner mit sich darüber einig geworden, wie sie abgeschätzt und gemessen werden müssen. Einige der produktiven Dienste, welche der Markis Garnier als wirklich produktiv betrachtet, werden von Ihnen als nicht-produktiv betrachtet, weil sie unnütz sind. Wie kann man jedoch persönliche Dienste anders abschätzen, als nach dem Arbeitslohn, den man dafür erhält? Und wo wäre wohl die Scheidungslinie zwischen dem, was nützlich und dem, was es nicht ist, zu finden? Es würde sogar abgeschmackt seyn, eine Vervielfältigung unnützer Dienste, wie gut sie auch bezahlt seyn möchten, als eine, denselben Arbeitslöhnen proportionirte Vermehrung von Reichthum zu betrachten.

Der Einwand, welchen man gegen die immaterielle Lehre erhebt, sofern es schwierig ist, die Nützlichkeit der Dienste zu bemessen, verstärkt sich noch, wenn man ihn dem Herrn Storch und dem Urheber des Artikels entgegen stellt, welcher in der Revue encyclopédique über die fünfte Ausgabe Ihres Werks erschienen ist.

Herr Storch sagt rund heraus: „Das Einkommen einer Nation schätzt sich nicht, gleich dem Einkommen eines Individuums, ab nach seinem Werth, wohl aber nach seiner Nützlichkeit, oder nach den Bedürfnissen, die es befriedigen kann." Die Revue bringt stark auf die Nützlichkeit und den Reichthum der sittlichen Eigenschaften, welche hervorgehen können aus persönlichen Diensten und aus Diensten der Regierung. Allein, wie eine Abschätzung zu Stande bringen von dieser Art von Nützlichkeit und von Reichthum?

Hätten die Bedürfnisse einer Gesellschaft hauptsächlich die moralischen und intellektuellen Eigenschaften, sehr wenig hingegen die materiellen Produkte, zum Zweck: so würde sie nie für reich gelten. Ohne die Vortheile, welche eine gute Regierung und moralische Eigenschaften selbst der Produktion eines materiellen Reichthums gewähren, in Zweifel zu ziehen, ist man genöthigt, einzugestehen, daß eine Nation sehr sittlich und gut regiert, dabei aber arm seyn könne. Eine gute Unterweisung, eine gute Sittenlehre und eine gute Regierung sind mehr werth, als der Reichthum; allein sie sind nicht Reichthum in der hergebrachten Bedeutung des Worts; und da die Fortschritte des Reichthums (in der gemeinen Bedeutung des Worts) eine Abschätzung und einen Maßstab voraussetzen, und der Reichthum, wenn er

nur unter einer immateriellen Form vorhanden wäre, jeder Abschätzung entrinnen würde: so kann ich nur der Meinung seyn, daß wir durch eine Definition des Reichthums, verschieden von derjenigen, welche zugleich durch den allgemeinen Sprachgebrauch und durch den Haupt-Urheber der Staatswirthschaftslehre geheiligt ist, mehr verlieren, als gewinnen würden.

Für die Freimüthigkeit meiner Bemerkungen werden Sie mir dieselbe Verzeihung bewilligen, die Sie so rechtmäßig für die Ihrigen fordern. Ich überzeuge mich, daß wir die Wahrheit mit Aengstlichkeit suchen, und daß keiner von uns beiden ungehalten werden kann über eine freie und ehrlich gemeinte Erörterung unserer gegenseitigen Meinungen; denn gerade aus ihr muß die Wahrheit hervorgehen.

Erlauben Sie mir, diesen langen Brief, durch welchen ich Sie gelangweilt zu haben befürchte, mit der Versicherung meiner aufrichtigen Achtung und Werthschätzung zu schließen.

T. Rob. Malthus.

J. B. Say an T. R. Malthus.

Paris, den 8. Juli 1827.

Mein werther Herr!

Erlauben Sie mir, auf Einwendungen, welche mit Liebe zur Wahrheit gemacht sind, auf dieselbe Weise zu antworten.

Es kommt mir vor, als sei es unsere Pflicht, ge-

wisse Punkte der Staatswirthschaftslehre, worüber in guten Köpfen Zweifel entstehen können, nach unserem besten Vermögen aufzuhellen; und was mich insbesondere angeht, so empfinde ich das Bedürfniß, mich aufzuklären, um so stärker, weil ich damit umgehe, im nächsten Jahre über diese Materie ein Werk herauszugeben, das vollständiger seyn soll, als Alles, was ich bisher geschrieben habe.

Sehr wohl begreife ich, daß man mich tadeln kann wegen der Ausdehnung, die ich dem Worte „Nützlichkeit" gebe, indem ich es anwende auf Alles, was zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse dienen kann. Da diese Bedürfnisse sehr verschiedenartig sind, so sollte man geneigt seyn, zu glauben, daß es sehr verschiedene Nützlichkeiten geben könne. Doch, in den Augen eines Staatswirthschaftslehrers, welcher zu erforschen strebt, was Reichthum ist und was nicht Reichthum ist, giebt es davon nur zwei Arten: die Nützlichkeit, welche die Natur uns darbietet und die nichts kostet, und die Nützlichkeit, welche aus der Betriebsamkeit entspringt, die einzige, welche Mühe und Anstrengung kostet und für Reichthum gelten kann, weil sie einen Tauschwerth hat, einen Werth, mittels dessen man Ankäufe machen kann.

In den Augen des Moralisten ist es wichtig, die Art von Bedürfniß zu erforschen, welche die Dinge befriedigen können; denn es giebt Bedürfnisse, die sich rechtfertigen lassen, und es giebt andere, die nicht zu rechtfertigen sind. Was den Staatswirthschaftslehrer betrifft, für welchen es sich nur darum handelt, zu wissen, woraus der Werth entspringt, so braucht er nur die Eigenschaft zu charakterisiren und zu nennen, welche allen den Dingen

gemein ist, die fähig sind, Bedürfnisse zu befriedigen, welcher Art diese auch seyn mögen, wenn sie nur die Nachfrage verursachen, aus welcher der Werth entspringt. Ich habe geglaubt, diese gemeinschaftliche Eigenschaft Nützlichkeit nennen zu können, von utilitas, uti, weil man sie gebrauchen, sich ihrer bedienen kann. Hätte ich ein Wort aufgefunden, das vollkommner und zugleich für Getreide und den Diamant paßte, so würde ich es gern angewendet haben; allein ich kenne kein solches.

Sie, mein Herr, glauben nicht, daß es dieser so charakterisirten Nützlichkeit bedürfe, um die Produktion zu erklären. Mir dagegen scheint es, daß, wenn ich so glücklich gewesen bin, die Produktion zu erklären, ich es nur dieser Analyse verdanke. Wenn es Mittel giebt, den Dingen diese wesentliche Eigenschaft mitzutheilen, wenn sie den Reichthum Derer ausmacht, welche sie mittheilen: so giebt es auch Mittel, Reichthum zu schaffen. Daher die Beschreibung dieser Mittel und dem zu Folge die Beschreibung der Produktion. Es mußte gezeigt werden, wie man gleichmäßig hervorbringt, wenn man Brod knetet und wenn man Diamanten schleift. Ich halte nicht viel auf Diejenigen, welche Rosenkränze fabriziren; allein sie bringen hervor, wenn sie etwas schaffen, worauf gewisse Menschen einen Werth legen; und fragt man mich, weßhalb diese armen Leute einen Werth darauf legen, so muß ich wohl antworten: sie thun es, weil der Rosenkranz für sie eine Nützlichkeit hat. Nicht an mich muß man sich halten, wenn ich eine positive Thatsache nicht besser beschreibe; man muß sich vielmehr an die Unvollkommenheit unserer Sprachen halten.

Unsere Erörterung über den Absatz fängt an, ein bloßer Wortstreit zu werden. Sie verlangen, daß ich die Benennung von Produkten Waaren bewillige, welche eine gewisse Anzahl von Bedürfnissen befriedigen und einen gewissen Werth haben, wenn dieser auch nicht ausreicht, um die Totalität der Produktions-Kosten zu vergüten. Doch der Fundamental-Gedanke meiner Lehre über die Produktion stellt fest, daß es eine vollständige Produktion nur in sofern giebt, als alle für das Werk nothwendigen Dienste durch den Werth des Produkts vergütet sind. Wenn man in Arbeit und in Geld sechs Franken ausgiebt und nur einen Werth von fünf Franken hervorbringt, so ist nichts gewisser, als daß man wirklich nur eine Nützlichkeit hervorgebracht hat, welche fünf Franken werth ist; hat ihre Hervorbringung mehr gekostet, so hat ein Defizit an Nützlichkeit und Werth stattgefunden, und diesem Defizit versage ich die Benennung von Produkt. Ich halte mich also für berechtigt, zu sagen: daß Alles, was wirklich Produkt ist, seinen Mann findet; und daß Alles, was sich nicht anbringen läßt, eine unüberlegte Ausgabe gewesen ist, ohne irgend etwas hervorzubringen; und meine Lehre von dem Absatz bleibt unerschüttert.

Hinsichtlich des Einflusses der Pacht (rent) auf den Werth der Produkte bin ich Ihrer Meinung, sofern ich einräume, daß die Pacht wenig Einfluß auf die Preise hat. Sie stellt die Produktions-Kosten des auf gutem Boden erzeugten Getreides denen des auf schlechtem Boden gewonnenen gleich. Dies bestimmt die Quantität des Getreides, die man auf einen gegebenen Markt über einen solchen Preis hinaus bringen kann; die Bevölkerung des Landes

und ihr Reichthum bestimmen auf der andern Seite die verlangte Quantität; und das Verhältniß zwischen diesen beiden Quantitäten (want and supply) bestimmt den Preis, auf welchen das Korn gebracht wird. Allein ich werde mich hier nicht auslassen über diese Lehre, die in Briefen nicht recht erörtert werden kann und deren Entwickelung ich mir in einem großen Werke vorbehalte.

Sehr richtig bemerken Sie, mein Herr, daß die immateriellen Produkte nicht in Rechnung gebracht werden können, wenn von wachsenden Reichthümern die Rede ist. Dies ist jedoch nicht das, was uns theilt und trennt. Der streitige Punkt ist die Erklärung, die man von diesem Resultate zu geben hat. Sie sagen: dies rühre daher, weil diese Dinge nicht echte Produkte konstituiren; und ich sage, es rühre daher, weil sie verbraucht werden nach Maßgabe der Fülle, worin sie produzirt werden. Ich denke nämlich nicht, daß, um des letzten Resultats willen, ihnen die Benennung von Produkten versagt werden dürfe; denn eine verbrauchte Sache ist deßhalb nicht weniger hervorgebracht worden. Das Einkommen eines Grundbesitzers, das eines Pachters u.s.w. figuriren, nachdem diese Einkommen verbraucht worden sind, deßhalb nicht weniger in den Einnahmen des Jahres, es sei nun, daß man die Einkünfte des Landes im Allgemeinen, oder daß man das Einkommen dieser Individuen ins Besondere ins Auge faßt; und weder Adam Smith, noch Sie, mein Herr, noch irgend Jemand, werden sich jemals weigern, sie in die Rechnung der jährlichen Produktionen als sehr reelle Einkünfte aufzunehmen. Sie sehen, weßhalb ich habe von den immateriellen Produkten der Mu-

fiker, der Priester und der Beamten reden können, ohne daß davon das Mindeste übrig bleibt. Die Konsumenten haben die Dienste genossen, welche diese Personen ihnen geleistet haben; diese Dienste sind der Gegenstand eines Austausches gewesen, weil man sie bezahlt hat; und als dieser Austausch beendigt war, haben die kontrahirenden Theile, jeder auf seiner Seite, das Produkt verbraucht, welches der Gegenstand ihres Abkommnisses gewesen war; es ist hier vollkommne Gleichheit mit jedem andern Produkt; und Sie wollen dennoch behaupten, daß das nicht Produkte seien? Das hieße, sich gegen die Natur der Dinge auflehnen; ich aber glaube, daß, wenn der Sprachgebrauch, wenn die Autorität eines Adam Smith gegen die Natur der Dinge sind, beide nachgeben müssen; denn die Natur der Dinge endigt stets damit, der stärkere Theil zu seyn. Nicht die physische Welt allein dreht sich in diesem Sinne. Die sittliche macht es nicht anders, und darum gilt auch von ihr das E pur si muove.

„Doch, eine Vervielfältigung unnützer Dienste", sagen Sie, „kann nicht eine Vermehrung der Reichthümer seyn." — Erlauben Sie mir, mein Herr, Sie zu fragen, ob eine Vervielfältigung von Spielereien und von Ueberflüssigkeiten mehr eine Vermehrung der Reichthümer ist, wenn sie verbraucht sind? Gleichwohl sind dies materielle Produkte, sobald die Menschen närrisch genug sind, einen Werth darauf zu legen. Als Moralisten können wir (Sie und ich) diese Produktion und diesen Verbrauch tadeln; als Staatswirthschaftslehrer müssen wir sie als reell betrachten. Ich kann, als Bürger, mich betrüben über die allzu große Zahl der Beamten, welche mittels des Bud-

gets salarirt werden; doch, wenn die Nation so wenig fortgeschritten ist, daß sie dieser Beamten bedarf, und so wenig Aufklärung vereinigt, daß sie sich ein solches Budget zu bezahlen gefallen läßt, so ist dies zwar betrübend, allein es ist eine Thatsache; und von nun an müssen wir, als Gelehrte, diese Thatsache beschreiben und sie mit ähnlichen in eine Klasse bringen.

Der Sprachgebrauch widersetzt sich. — Allein, wenn der Sprachgebrauch nur abzweckt auf Vermengung von Ideen, deren Aufhellung wir für unsere Pflicht achten — dürfen wir alsdann durch unsere Zustimmung einen irrigen Gebrauch heiligen? Ich habe sehr viel Nachsicht mit den lächerlichsten Gebräuchen; aber ich unterstütze sie nicht durch meinen Beistand. Ich ziehe meinen Hut vor einer Prozession, die an mir vorübergeht; aber es fällt mir nicht ein, mich an sie anzuschließen.

Noch stärker, mein Herr, finden Sie den Einwand, welcher hergenommen ist von der Unmöglichkeit, die Nützlichkeit immaterieller Produkte auszumessen. — Doch, um die Produktion, welche in immateriellen Produkten und selbst in materiellen Produkten besteht, zu konstatiren, haben wir gar nicht nöthig, ihre reelle Nützlichkeit auszumessen. Sie und ich, wir würden einen Ring oder einen Weihkessel sehr schlecht abschätzen; wären wir jedoch in einer Fabrik von Bijouterien oder Porzellangefäßen betheiligt, so würden wir uns ganz gut darauf verstehen, Ringe und Weihkessel abzuschätzen, welche für den Verbrauch Rußlands oder Mexiko's gefordert würden. Auf gleiche Weise verhält es sich mit den immateriellen Produkten: man muß sie nicht abschätzen nach dem, was sie in unseren Augen

werth sind, wohl aber nach dem, was sie Anderen gelten, die sie zu haben wünschen. Wenn diese armen Leute schlechte Verbrauche machen, desto schlimmer für sie; doch die verbrauchte Sache ist nichts desto weniger hervorgebracht worden.

Sie setzen mir die Meinung des Herrn Storch und des Urhebers eines Artikels in der Revue encyclopédique entgegen. Erlauben Sie mir, diese Autoritäten zurück zu weisen; die Schriftsteller, welche Sie anführen, verstehen nichts von diesem Theile der Staatswirthschaftslehre.

Verzeihen Sie, mein Herr, die Mühe, die ich mir gebe, die Zahl der Ideen zu vermehren, die ich das Glück habe, mit Ihnen zu theilen, und genehmigen Sie die neuen Zusicherungen, die ich Ihnen von meiner hohen Achtung und meiner ehrerbietigen Ergebenheit wiederhole.

J. B. Say.

Neue Beobachtungen
über
die Wirksamkeit der Tilgungs-Fonds.

Tilgung ist, in der Sprache der Staatswirthschaftslehre, eine Verminderung der öffentlichen Schuld, mittels welcher jährlich eine entweder festgesetzte oder veränderliche Summe durch eine besondere Kasse angewendet wird, um Staatsanleihen um den kurrenten Preis und ohne daß irgend ein Zwang dabei obwaltet, zurückzukaufen. Künftigen Anleihen vortheilhafte Bedingungen, der vorhandenen Schuld eine fortschrittliche Verminderung und der Regierung ein wirksames Mittel im Kampfe mit den Wechseln des Spiels und der Spekulation zu sichern: dies sind die Resultate, welche die Tilgung zu gewähren verspricht.

Das Jahr 1655 war die Epoche, wo die Tilgung von den General-Staaten Hollands zuerst angewendet wurde. In Rom wurde sie durch den Papst Innocenz den Zwölften, in England durch den Minister Walpole im Jahre 1716 eingeführt; in Frankreich durch ein Edikt vom Monat Mai 1749, welches eine Kasse schuf, die man im Jahre 1765 und unter Calonne's Ministerium im Jahre 1784 vergeblich zu reorganisiren bemüht war. Alle diese Versuche hatten nur wenig Erfolg gehabt, als der Doktor Price, der wahre Urheber der gegenwärtigen Tilgungs-

Fonds, bewies, daß Ein Prozent vom Kapital der Schuld, angewendet zum Rückkauf derselben nach dem Kurs des Platzes mit Kapitalisation der Zinsen der zurückgekauften Schuld, diese in fünf und dreißig Jahren einlösen würde. Mit Hülfe dieser Einrichtung und der Täuschungen, welche dieselbe umgaben, hielt der Minister William Pitt, trotz den Kriegen der französischen Revolution, trotz zahlreichen Finanz-Verlegenheiten und den Unfällen einer Kontinental-Blockade, eine Schuld von 15 Milliarden Franken aufrecht. Als Zeuge dieser vorgeblichen Wunder, wollte auch das französische Konsulat durch das Gesetz vom 6. Frimäre des Jahres VIII die Wohlthaten herbeiführen, welche die öffentliche Meinung der Tilgung beilegte; doch, die Leichtigkeit, womit man die Fonds anderen Zwecken zuwendete, verhinderte die Kasse, ihre Bestimmung zu erfüllen. Die Gesetze vom 28sten April 1816 und vom 25sten März 1817 reorganisirten die Institution; und diese wurde unter die Obhut einer Kommission gestellt, welche zusammengesetzt war aus einem französischen Pair, zwei Abgeordneten der Departemente, einem Präsidenten des Rechnungshofes, dem Gouverneur der französischen Bank und dem Präsidenten der Pariser Handelskammer.

Die Wissenschaft und Aufmerksamkeit, welche die Engländer der Prüfung ihres Finanz-Zustandes zuwenden, ließ sie bald erkennen, daß die Tilgung nicht den Werth hatte, den man ihr beilegte. „Wenn diese grobe Gaukelei nichts kostete,“ so drückte sich die Edinburgh Review im Jahre 1825 aus, „so würde man wohl daran thun, sie zur Belustigung und zum Frommen der guten Frauen, der Börsen-Besucher und der Landedelleute fortzusetzen. Un-

glück-

glücklicherweise ist sie eben so kostspielig, als sie absurd ist.“ Angegriffen mit eben so viel Kraft, als man dreißig Jahre früher angewendet hatte, sie bis zum Himmel zu erheben, unterlag die Tilgung im Jahre 1829; und England, das sich einer Schuld von 20 Milliarden Franken gegenüber sah, trug kein Bedenken, zum Rückkauf derselben nur den Ueberschuß der Einnahmen über die Ausgaben des Staats zu verwenden. Dieser kühne Beschluß der brittischen Parliamente hatte keinen Einfluß auf die öffentlichen Fonds, auf den Kredit und auf die besonderen oder allgemeinen Angelegenheiten des Landes. So ist es denn nicht ohne alle Wichtigkeit, zu bemerken: daß England den Versuch zur Tilgung der Staatsschuld im Jahre 1716, Frankreich denselben im Jahre 1749, d. h. 33 Jahre später gemacht hat; ferner, daß jenes die Tilgung im Jahre 1786, dieses sie im Jahre 1816, d. h. 30 Jahre später, konstituirt hat. Bleiben demnach die Franzosen künftig eben so gewissenhaft hinter ihren Nachbarn zurück, wie in der Vergangenheit: so werden sie ihr Tilgungs-System nicht vor dem Jahre 1859 abschaffen, da jene sich erst im Jahre 1829 davon losgesagt haben. Sie werden also noch 25 Jahre unter dem Zauber leben, welchen die Wunder der Erfindung des Doktors Price hervorgerufen haben; es sei denn, daß die Bemühungen ihrer Publizisten besseren Erfolg haben, als ihnen früher zu Theil geworden ist.

Was sich nicht leugnen läßt, ist der gute Anfang, welcher gemacht worden ist.

Schon im Jahre 1829 griff Herr J. Bapt. Say im sechsten Bande seines Cours complet d'économie politique die Tilgungs-Kassen an, indem er mit denjenigen

Klarheit und Einfachheit, die ihm so eigenthümlich waren, bewies, daß Staaten, wie Privat-Personen, nur Ein Mittel haben, sich von ihren Schulden zu befreien, nämlich ihre Einnahmen über ihre Ausgaben zu erheben; daß in der Art und Weise, diese Zurückzahlung zu bewirken, die einfachste die beste ist, d. h. daß, wenn ein Ueberschuß der Einnahme vorhanden ist, man, ohne allen Zeitverlust, Renten-Inskriptionen kaufen und vernichten muß; endlich, daß das Depot der Tilgungs-Kassen, obgleich Spezial-Kommissaren anvertraut, nicht selten verletzt worden ist, z. B. unter Vansittarts Ministerium im Jahre 1813, und unter dem Ministerium des Herrn v. Villele im Jahre 1825.

Gegen das Ende des Jahres 1830 bewies Herr Prosper Enfantin in einer Reihe von Artikeln, welche im Globe erschienen, auf eine unwiderlegliche Weise, daß die Anhäufung des Tilgungs-Fonds nichts weiter ist, als eine Anhäufung von Steuern, welche bestimmt sind, jenen zu nähren. Er sagte: „Da die Formel des zusammengesetzten Zinses keine besondere Eigenschaft in sich trägt, welche ihr einen Vorzug gäbe vor jedem anderen Gesetz von Zunahme oder von Abnahme für den Tilgungs-Fond — wie könnte es irgend einen vernünftigen Beweggrund geben, ihr mit einer gewissenhaften, so zu sagen abergläubischen Strenge getreu zu bleiben? Soll die Summe von Steuern, welche alljährlich auf den Zurückkauf der Schuld verwendet wird, abhangen von den blinden Vorschriften einer mathematischen Formel? Oder auch, ist man, um sie zu bestimmen, nicht veranlaßt, in Betracht zu ziehen, was die Umstände, der Stand der Angelegenheiten, tausend verschiedene und veränderliche Ursachen erfordern? Begreift man z. B. nicht,

daß eine Steuer so lästig werden kann, daß man genöthigt ist, die Operation der Abbezahlung zu verschieben, um, vor allen Dingen, zur Erleichterung oder zur gänzlichen Unterdrückung dieser Steuer zu schreiten? Und wenn, was sich sehr wohl ereignen kann, die gewöhnlichen Einnahmen unzureichend werden für außerordentliche Ausgaben, wie kann man in einem solchen Falle glauben, daß es vortheilhaft sei, anhaltend Fonds zu bewilligen, um mit der einen Hand alte Schuldverschreibungen zurückzukaufen, indem man gleichzeitig mit der andern Hand Renten ausgiebt, um neue Fonds anzuleihen?"

Es blieb nicht bei diesen Einwendungen gegen den Tilgungs-Fonds in alter Weise.

In seiner Beurtheilung des Budgets von 1832, welche im Dezember 1831 erschien, bewies Herr Emil Pereire die Unnützlichkeit der Tilgung, als Maßregel des Kredits und Gewährleistung für die Darleiher. Er zeigte, wie wenig Einfluß auf den Kurs der Rente jene 280,000 Franken haben können, welche die Tilgungs-Kasse täglich auf den Zurückkauf verwendet, nämlich in Vergleich mit den 80 Millionen Operationen, welche Tag für Tag auf der Pariser Börse gemacht werden. Noch mehr: er bewies, daß wenn man diesen Fond unterdrückte, man die von der Regierung eingegangenen Verbindlichkeiten nicht verletzen würde, und er berechnete, daß Frankreich, welches, seit dem Jahre 1816, 436 Millionen Renten ausgegeben hat, von denselben um die Zeit, wo er schrieb, nur 58 zurückgekauft habe.

Zuletzt sind die Herren von Gasparin und Reboul auf diese, von den Staatswirthschaftslehrern aufgeklärte

und in der Sitzung von 1833 erörterte Frage zurückgekommen*). Weder der Eine noch der Andere von ihnen leugnet den Erfolg, welchen die Tilgungs-Kasse gehabt hat, so lange das Publikum unter dem Zauber von den Wundern des zusammengesetzten Zinses stand. Allein beide bemerken, daß England jene hat unterdrücken und daß Frankreich ihre Nützlichkeit hat in Frage stellen können, ohne daß der Kurs der Renten dadurch im Mindesten gelitten hat. Sie bemerken ferner, daß die Tilgungs-Kasse jene erste Macht mit einer Schuld von sechs Milliarden Fr. belastet fand und sie mit einer Schuld von zwanzig Milliarden zurückließ; und daß sie die zweite (Frankreich) mit drei Milliarden belastet angetroffen und keineswegs verhindert hat, daß sie, in achtzehn Jahren, bis zu fünf Milliarden und mehr gelangt ist. Sie haben berechnet, daß die Tilgungs-Kasse, von 1816 bis 1832 inklusive, indem sie, im Durchschnitt, einen Fr. Rente für 18 Fr. 75 Cent. zurückkaufte, während er zu 15 Fr. 75 Cent. ausgegeben worden war, dem Schatz einen Verlust von 105,766,058 Fr. zuwege gebracht hat. Sie sagen endlich: „Diese Kasse, welche sich, Tag für Tag, mit einer Summe von höchstens 300,000 Fr. darstellt, kann den Staats-Fonds keine aufsteigende Richtung ertheilen; denn wirkt eine Ursache regelmäßig, so muß auch ihre Wirkung regelmäßig seyn, und demnach sehen wir, daß das Steigen keinem Gesetz zur Seite eines stets unbeweglichen Tilgungs-Fonds gefolgt ist. Ist eine Ursache für den Augen-

*) Geschehen ist dies in einer Schrift, welche den Titel führt: De l'amortissement.

blick geschwächt, so muß sich dieses in der Wirkung offenbaren; und doch hat der Stillstand in der Zunahme der Dotationen von 1825 bis 1830 das Steigen der Fonds auf keine Weise gehemmt. Fälschlich hat man dieser Institution (dem Tilgungs-Fond) die Wirkungen zugeschrieben, welche in Frankreich durch die Vervielfältigung der Werthe, durch eine geschicktere Behandlung der Finanzen, durch die Fortschritte in der Betriebsamkeit und unglücklicherweise auch durch den Geschmack für Börsenspiel und Börsen-Spekulationen entstanden sind." Hinsichtlich der Frage von Gesetzlichkeit, nach welcher man auf die Fortdauer der Tilgungs-Kasse dringt, weil sie als eine Gewährleistung für die Darleiher einer zurückzuzahlenden Summe geschaffen worden ist, beweisen die Herrn von Gasparin und Reboul, daß das Gesetz vom 28. April 1816, was nichts mehr und nichts weniger ist, als das jährliche Budget, nicht zu den Gesetzen gerechnet werden kann, welche das Gewissen eines Volkes binden, wenn es überhaupt dergleichen Gesetze giebt. Und nachdem diese Herrn erkannt haben, daß die Tilgung, anstatt den Zweck zu erreichen, den sie sich vorgesetzt, demselben immer nur schadet, so fragen sie darauf an, daß man die Tilgungs-Kasse aufhebe, ohne sich aufhalten zu lassen von einem Gedanken an eine Unverletzlichkeit, die nicht existirt.

Nachdem nun beide dahin gelangt sind, daß sie den Ueberschuß der Einnahmen über die Ausgaben als das einzige wirksame Mittel, sich von einer Schuldenlast zu befreien, zur Anschauung gebracht haben, haben sie den wahrscheinlichen Betrag dieses Ueberschusses, seine mögliche Zunahme durch die jährliche Vermehrung der Einkünfte

des Schatzes und seine vortheilhafteste Anwendung angedeutet; endlich auch die Wirkung, die man von der fortschrittlichen Verminderung der französischen Schuld zu erwarten hat. Und wer möchte ihnen nicht beistimmen, wenn sie in Vorschlag bringen, daß die zurückgelegten Kapitale der Tilgungs-Kasse und der Verkauf eines Theils der National-Waldungen angewendet werden mögen, um den Ausfall des Schatzes zu decken, der sich auf 178,221,000 Franks beläuft?

Möchte man jedoch zugleich ein einfaches und leichtes Mittel auffinden, die Kapitale zu besteuern!

Doch wir verzweifeln daran, daß man dahin anders gelange, als auf dem Wege indirekter Besteuerung, den man bereits eingeschlagen hat, oder durch Vermehrung der Abgabe von Mobiliar-Erbschaften, die sich vielleicht bewirken ließe. Das letztere Mittel scheint uns das bessere zu seyn; denn der günstigste Augenblick für die Erhebung einer Abgabe ist stets derjenige, wo sich der Steuerpflichtige bereichert. Die Herren von Gasparin und Reboul stellen die Schwierigkeiten, Kapitale zu besteuern, dadurch ins Licht, daß sie aus dem Geist der Gesetze eine Stelle anführen, wo Montesquieu diese Frage sehr richtig also beantwortet:

„Die Staatsgläubiger," sagt er, „sollten, so scheint es, am wenigsten verschont werden, weil sie eine reinpassive Klasse im Staate bilden, und weil dieser Staat nur fortdauert durch die aktive Kraft der übrigen Klassen. Allein, da man jene nicht belasten kann, ohne das öffentliche Vertrauen zu zerstören, dessen der Staat im Allgemeinen und die übrigen Klassen im Besonderen auf eine

souveräne Weise bedürfen; da der öffentliche Glaube nicht einer gewissen Anzahl von Bürgern fehlen darf, wenn es nicht den Anschein gewinnen soll, als fehle er allen; da endlich die Klasse der Staatsgläubiger stets den Entwürfen der Minister am meisten entgegen ist, und sich stets unter den Augen und unter der Hand befindet: so ist der Staat genöthigt, ihr einen besonderen Schutz zu bewilligen, so daß der verschuldete Theil niemals den geringsten Vorzug vor demjenigen erhalte, welcher der Gläubiger ist."

Im Uebrigen glauben wir, mit Herrn Gasparin und Reboul, daß diese Materie noch nicht zur Reife gediehen ist, und daß das wahre Hinderniß, wie sie es ausdrücken, in dem Unvermögen liegt, worin man sich befindet, die wesentliche Bedingung zu erfüllen. Diese würde keine andere seyn, als die gleichzeitige und gleiche Besteuerung aller Kapitale.

Dagegen möchten wir nicht ihre Befürchtungen hinsichtlich der Anleihen à fonds perdus theilen. Wenn diejenigen, welche man unter Neckers Ministerium zu Stande brachte, für den Schatz allzu lästig waren: so darf nicht unbemerkt bleiben, daß in jener Zeit die wahrscheinliche Lebensdauer in Frankreich weniger bekannt war, und daß man noch nicht wußte, daß Rentiers immer ein wenig länger leben, als andere Leute. Ohne die Anleihen auf Lebensdauer als einzige Hülfsquelle in schlimmen Zeiten zu bezeichnen, ja, sogar eingestehend, daß diese neuen Fonds zu Anfang nichts weniger als beliebt seyn würden, sind wir, im reinsten Gegensatz gegen die Herrn von Gasparin und Reboul, der Meinung, daß es für eine Regierung höchst vortheilhaft ist, Kapitals-Anlegungen aller Art zu

gestatten. Weit davon entfernt, nur auf perpetuellen Anleihen zu 5, zu $4\frac{1}{2}$, zu 4, zu $3\frac{1}{2}$ oder zu 3 Prozent eine Papier-Emission zu erlauben, möchten wir, daß Anleihen für Lebenszeit auf einen, auf zwei und drei Köpfe gemacht würden; ferner Inskriptionen, zahlbar dem Inhaber, und andere, zahlbar nach Transfert u. s. w. Der öffentliche Kredit sollte einem großen Bankierhause gleichen; nur sollten ihm Spekulationen streng verboten seyn. Er sollte Gelegenheit geben zu den mannichfaltigsten Unterbringungen; und zwar um so mehr, weil er Garantien darbietet, welche kein Bankier zu geben vermag, und weil er auf diese Weise den Vortheil der Steuerpflichtigen verschont: denn die Leichtigkeit, womit er durch seinen Kredit Geld erhält, gestattet ihm, alle Bedürfnisse zu befriedigen, ohne die Steuern ungebürlich zu vermehren. Es giebt sogar eine Art von Operation — die der lebenslänglichen Renten — welche die Regierung immer mit größerem Vortheil zu Stande bringen kann, als Privat-Personen: denn sie allein kann Verbindlichkeiten eingehen, welche fast immer die mittlere Lebensdauer einer Generation überschreiten.

Wir schließen mit der Bemerkung, daß wir des Glaubens sind, es sei für die Steuerpflichtigen bei weitem nicht so nachtheilig, wie man es dargestellt hat, daß die Regierung Unternehmer in Dingen der Betriebsamkeit wird. Zum wenigsten giebt es mehre Operationen, auf welche sie wirklich mit Vortheil für die allgemeine Wohlfahrt eingehen kann. Es ist sogar wahrscheinlich, daß man, in einer nicht allzu weit entfernten Zukunft, wo die Regierungen fühlen werden, daß die Vertheidigung der Staaten nicht ihre einzige Bestimmung ist, die Vorurtheile aufgeben wird,

welche aus Zeiten herrühren, wo die ganze Gesellschaft nur für den Krieg organisirt war; und dann wird man kein Bedenken tragen, neue gesellschaftliche Formen anzunehmen, welche, ohne der Sicherheit der Staaten Abbruch zu thun, eine Verstärkung der produktiven Kräfte gestatten. Sache der Staatsmänner bleibt es, den Augenblick zu erspähen, wo eine Institution, deren Kraft sich erschöpft hat, durch eine andere, der Gesellschaft nützlichere ersetzt werden muß; und gerade in dieser Beziehung muß man den Herrn von Gasparin und Reboul Dank dafür wissen, daß sie die Verluste nachgewiesen haben, welche die Tilgung in ihrer gegenwärtigen Gestalt dem Schatze zufügt.

Eins ist hiernach unbestreitbar; nämlich, daß, welche Wunder auch dem Tilgungs-Fond zugeschrieben werden mögen, eine Staatsschuld immer nur in sofern getilgt werden kann, als ein Ueberschuß der Einnahme über die Ausgabe Statt findet. Hiernach aber bestimmt sich ganz von selbst, welcher Staat Kredit zu finden verdient; denn dies kann nur derjenige Staat seyn, der, in Folge seiner Institutionen, im Stande ist, die Steuer zu erhöhen, ohne der gesellschaftlichen Wohlfahrt Abbruch zu thun, d. h. ohne die Produktions-Kräfte so anzuspannen, daß sie, um fortzudauern, sich gegen die Regierung richten müssen.

Ueber die Rathsamkeit möglich-größter Ausdehnung des deutschen Zollvereins behufs der Einführung einer allgemeinen Handelsfreiheit.

Von

C. L. F. v. Knobloch.

Durch Herrn G. v. Gülich verfaßt, ist jetzt bei Vandenhöck und Ruprecht zu Göttingen eine 250 Oktav-Seiten füllende Schrift, unter dem Titel erschienen:

„Ueber die gegenwärtige Lage des englischen und teutschen Handels."

Mit Bezugnahme auf dasjenige, was der Herr Verfasser in dem in zwei Bänden erschienenen Werke: „Geschichtliche Darstellung des Handels und der Gewerbe" dem Publikum bereits gesagt hat, und unter nöthig gewesener theilweiser Wiederholung der darin enthaltenen Demonstrationen, hat Herr von Gülich, im vorliegenden kleineren Werke, den Zutritt Hannovers zum großen deutschen Zollverein, als nicht bloß rathsam, sondern auch als wirklich nothwendig darzuthun sich bestrebt.

Zugleich aber hat Herr von Gülich behauptet, daß die großen Erwartungen wohlthätigster Belebung des inneren gewerblichen Verkehrs der dafür in Verband getretenen Staaten unerreicht bleiben würden, wenn nicht

Deutschlands Verzehr und Verbrauch ausländischer Waaren bedeutend beschränkt werden sollte; indem, in der jetzigen Lage des deutschen Handels, so viel baares Geld und edle Metalle verloren gingen, daß daraus ein, nach und nach als immer drückender sich verkündigender Mangel an dem nöthigen baaren Gelde und an Gold und Silber entstehen müsse, gegen welchen der Zollverein keine Hülfe schaffen könne.

Es kann jedoch Derjenige, dem daran liegt, daß mehr aus der Natur der Verhältnisse, als aus nie ganz richtigen und oft sehr verleitenden Zahlenangaben und Berechnungen das wahrhaft Rathsame allgemein als solches erkannt und dann auch erstrebt werde, die im vorliegenden Werke aufgestellte Behauptung und die mit-eingewebten Ansichten vom Verlaufe des Weltverkehrs, und von den dadurch gebildeten Handels-, Vermögens- und Gewerbsverhältnissen, nicht sämmtlich für richtig gelten lassen, wenn auch Vieles davon mit Geist aufgefaßt, richtig gesagt und zur Förderung des Gemeinwohls angerathen worden ist. Es werden nämlich:

a) die von Gülichsche Darstellungen des Zusammenhanges und der Einwirkung der Statt gehabten Weltereignisse auf den allgemeinen Handels- und Gewerbverkehr in einigen Punkten zu berichtigen seyn;

es wird ferner

b) dasjenige Verhältniß näher zu beleuchten und wo möglich treffender anzudeuten seyn, welches Herr von Gülich als einen „verlierenden Stand des deutschen Handels" herbeiführend dargestellt hat;

auch werden

c) die Ursachen nachzuweisen seyn, welche die ärmsten Länder vor Erschöpfung an baarem Gelde und edlen Metallen dann schützen, wenn in diesen Ländern nur irgend ein lohnender Gewerbsbetrieb besteht; hierdurch wird nämlich die Besorgniß wegen Gelderschöpfung als unnöthig erscheinen; und endlich wird noch

d) nachzuweisen seyn, daß Herr von Gülich viel zu wenig diejenigen Vortheile beachtet und also auch viel zu gering geschätzt hat, welche ein Verein mehrer Staaten für die Gewährung eines sich frei bewegenden Verkehrs in dem Maße zunehmend gewährt, als dieser für die Pflegung des freien Verkehrs geschaffene Verein durch den Zutritt mehrer aneinander gränzender Staaten erweitert und vervollständigt wird.

Zu a muß daran gezweifelt werden, daß Deutschland durch den Genuß und Verbrauch ausländischer Waaren schon mehr Geld verloren haben sollte, als es dessen bedarf, und daß dagegen England und Frankreich dessen so viel mehr als Deutschland besitzen sollte, daß letzteres das ihm nach Herrn v. G. Vermuthung fehlende Geld aus jenen Staaten theuer erkaufen würde.

Englands Handels- und Schifffahrts-Betrieb hat zwar diesem Lande bis zum Eintritte der Kontinental-Sperre und auch demnächst wieder bis zum Eintritte der Repressiv-Steuern, die jetzt der größte Theil Deutschlands auf den Eingang englischer und französischer Waaren zu legen sich veranlaßt gefühlt hat, sehr große Geldsummen aus Deutschland an sich gezogen; allein England hat auch nicht bloß durch den in ihm am höchsten gestiegenen Verbrauch an Kolonial-Waaren und auch an ausländischen

Weinen, Oel, Getreide, Holz, Hanf und Flachs, Honig und Wachs, gutem Eisen, Stahl, Kupfer und Zink so viel aus dem Kontinente und ins Besondere auch aus Deutschland zu erkaufen gehabt, daß darüber in Deutschland stets mehr baares Geld und edle Metalle im Verkehr im Umlaufe gewesen und geblieben seyn werden, als in England, welches in seinem inneren Verkehr schon seit langer Zeit sich mehr der künstlichen Zahlungsmittel als des baaren Geldes bedient hat.

Ganz besonders hat aber England durch das Bestreben, Frankreich durch die anderen europäischen Mächte zu Grunde zu richten, sich in Geld- und Gold- und Silber-Verluste gestürzt; und zwar eines Theils durch die diesen Mächten gezahlten Subsidien, die alle meistens baar entrichtet werden mußten; sodann zweitens durch den hierdurch bis unter die Hälfte seiner Geltung gesenkten Kurs des Liv. Sterl.; endlich drittens durch das Sinken der englischen Bank-Noten, welche, nach der i. J. 1797 erfolgten Einstellung der Verpflichtung der Bank zur baaren Auszahlung ihrer Noten, sehr tief in ihrer Geltung gesunken sind. Wahrlich diese üblen Geldverhältnisse haben, da in der nämlichen Zeit der englische Staat für die eigene Theilnahme an dem Krieg, und für die in großer Anzahl auf allen Meeren zu unterhaltende Flotten, viele Zahlungen im eigenen Lande, in seinen Kolonien und im Auslande zu machen hatte, die englische Staats-Kasse und die englische Bank in große Verluste gebracht, und zu deren nöthigen Deckung in unerschwingliche Schulden gestürzt, während die englischen Landeseinwohner aus diesen Verlusten Gewinn zogen; denn für sie Alle, sie mochten Guts-

besitzer und Gutspächter, Handwerker und Fabrikanten oder Kaufleute seyn, galt das Liv. Sterl. fortwährend 20 Sh. und an den mit diesen außerhalb Englands sogar bis auf 50 Przt. gesunkenen Liv. Sterl. bezahlt erhaltenen Waaren, verlor nur der Staat, der in seinen Abgaben und Anlehns-erhebungen jedes Liv. Sterl. für 20 Sh. annehmen mußte, so wie auch die Bank von England, die, nach dem Wiedereintritt der Verbindlichkeit zur baaren Auszahlung ihrer Noten, diese allen, welche sie präsentirten, voll auszahlen mußte.

Wie groß der in baarem Gelde und in edlen Metallen auf diesen beiden Wegen der englischen Staats-Kasse und der großen Bank von England zugefallene Verlust sich belaufen haben mag, das ist noch nicht berechnet worden, und dürfte auch wohl schwerlich berechnet werden können. Da aber gerade in dieser Zeit die Bewohner Englands in ihrem Gewerbsbetriebe sich besser als jemals gestanden haben: so hat, während derselbe einerseits die Menge der Arbeiten und andererseits die Kostbarkeit des Lebens, sowohl in seiner Verzehrung und in seinem Verbrauche, als in den gestiegenen Preisen aller Dinge den höchsten Punkt erreicht, und nur dann erst wird England fühlen und die Welt sehen, wie arm in jener Zeit dieses mächtige Inselreich geworden ist, wenn nun nach dem Aufhören der großen Geldverwendungen und des großen Waaren-Absatzes, welchen der niedrige Stand des Liv. Sterl. vermittelte, die inzwischen sehr zugenommene Menge der Arbeiter keinen Verdienst, die Armen-Kassen keine hinreichende Füllung, die Staats-Kassen keine die Ausgaben deckende Einnahmen, die Staatsgläubiger keine volle Verzinsung er-

halten können, und dann die Staatspapiere dieses auch jetzt noch für reich geltenden Landes in ein haltloses Sinken gerathen werden.

Ganz ähnlich, und in manchem Betrachte noch schlimmer, verhält es sich mit Frankreich, welches Viele ebenfalls, mit Herrn von Gülich, deßwegen für geldreicher als Deutschland halten, weil auch in ihm der Gewerbbetrieb die größte Höhe erreicht hat, und der Zinsfuß durch die Behelfe des Papierhandels niedriger geworden ist. Der so erzeugte Schein des Geldreichthums wird nämlich in Frankreich, wie in England, um Vieles über die Wirklichkeit gesteigert worden seyn, während in Deutschland, wo unbestreitbar bei weitem weniger Papiere umlaufen, eben deßhalb mehr baares Geld nöthig ist und vorhanden seyn wird.

Frankreich hat, durch seine i. J. 1789 eingetretene und eigentlich noch immer fortwährende Revolution, eine Thätigkeit, eine Kraftentwickelung und Geschicklichkeitsausbildung gewonnen, welche es in seinem Gewerbsbetriebe der Höhe des englischen Gewerbsbetriebs am nächsten gebracht hat. Die vielen bis 1815 geführten Kriege (während welcher, mit Ausschluß der letzten zwei Jahre, die Armeen stets im Auslande und von demselben lebten) haben, durch die Ausrüstung und Bekleidung der Armeen, Frankreich in sehr gewinnreicher Beschäftigung erhalten. Es sind ferner nicht bloß viele Brandschatzungen in die Kassen des französischen Staats, oder Napoleons und seiner Generale, geflossen, sondern es haben auch, der Regel nach, sämmtliche kommandirende Offiziere des französischen Heeres, ja selbst auch die Subaltern-Offiziere und sogar

die gemeinen Soldaten, jedes Land, in das sie kamen, für die Füllung ihrer Taschen, wie ihrer Kasten, gebrandschatzt und geplündert; und wenn ein bedeutender Theil dieses erpreßten und geraubten Geldes im Laufe des Krieges auf den Heereszügen wieder ausgegeben worden ist, so hat doch gewiß eine, der kaiserlichen Kontributionen nicht um vieles nachstehende Geldsumme, Frankreich bereichert. Und als demnächst die fremden Truppen zweimal in Frankreich eindrangen und es ebenfalls in Kontribution setzten, ja sogar, bis zur Berichtigung dieser Brandschatzung, ein bedeutender Theil dieser fremden Truppen in Frankreich stehen geblieben ist, hat doch nicht bloß die Großmuth der Herrscher, das Ehrgefühl und die Menschlichkeit der hohen wie der geringen Offiziere, und selbst vieler Gemeinen, endlich aber auch die Ordnung und die Folgsamkeit, welche in den fremden Heeren ganz anders als in den französischen herrschte, die Wiedervergeltung, welche gerecht gewesen seyn würde, gar sehr zurückgehalten; sondern es haben auch die fremden Herrscher und deren höchste Kriegesbefehlshaber, ja auch die sämmtlichen Offiziere und die der Armee zu deren ordnungsmäßige Verpflegung und zum Kabinetsdienst gefolgten höchsten und hohen Staatsbeamten und Diener, und sogar diejenigen gemeinen Soldaten, die dem gebildeten Stande angehörten, dasjenige, was sie in Frankreich genossen und in sehr beträchtlicher Menge an Waaren aller Art erkauft haben, so reichlich bezahlt, daß die Summe dieses Geldes so ziemlich die Höhe der nur geringe zu nennen gewesenen Kontribution erreicht haben wird. Frankreich wird also wohl im Besitze dessen geblieben seyn, was es seit der Revolution aus der Fremde

in

in sich gesogen hatte. Ohne ein so waltendes Schicksal würden aber auch in Frankreich nicht die Gewerbe und die Bevölkerung seit dem Eintritte der Revolution in derjenigen steten Zunahme haben bleiben können, welche diesem Staate im ausgezeichnetsten Maße zu Gute gekommen ist.

Seit dem Jahre 1818 bis zur jetzigen Zeit, ist aber diese Gewerbs- und Volksvermehrung deßhalb um Vieles noch beträchtlicher geworden, weil Frankreich mehr, wie jedes andere Land, Ausgaben getrieben, und, um dieses zu können, Anleihen gemacht hat, durch welche sehr viele seiner Bürger des Staates Gläubiger geworden sind. Die Staats-Kasse ist dagegen um so verschuldeter, und zugleich auch durch eine beispiellose Vermehrung der gewöhnlichen oder etatsmäßigen Ausgaben unerträglich belästigt worden, so daß die kurrenten Zahlungen noch nie aus den kurrenten Staatseinnahmen bestritten werden konnten, sondern neue Schuld-Kontrahirungen erzwungen haben. In ähnlicher Weise sind die häuslichen Ausgaben aller Bürger Frankreichs größer, und das Leben seiner Einwohner bedeutend theurer, als je zuvor, geworden. Der Reichthum aber, welcher dieses üppige Leben erzeugt hat, beruhet großen Theils auf dem Besitz und Ertrag der erlangten Staatspapiere. Nach und nach, und vornehmlich in den letzten Jahren, haben die wohlhabenden Franzosen auch auf den Ankauf fremder Staatspapiere sich in bedeutendem Maße eingelassen, so daß jetzt in Frankreich, wie in England, die Gefahr obwaltet, daß ein, die Masse des vorhandenen baaren Geldes und edlen Metalls übersteigender Begehr, nach diesen jetzt zu sehr zerstreuten soliden Zahlungs-

mitteln, eine entwerthende Feilbietung der Staatspapiere herbeiführen wird, vor welcher sich Deutschland um so besser schützen kann, wenn es seinen Verkehr möglichst auf sich selbst beschränkt, und wenn es sich in Zeiten von allen fremden Geld-Effekten losmacht und sich behutsam in seinem Verkehr mit dem Auslande verhält. Denn ohne Zweifel trägt, wie es zuvor gezeigt worden ist, Deutschland jetzt mehr baares Geld und mehr Gold und Silber in sich, als andere europäische Staaten, und wird sich hoffentlich auch den an den spanischen Staatspapieren jetzt eben erlittenen Verlust zur Lehre dienen lassen. Auch muß sich in Deutschland, zur Befestigung seines Wohlstandes, die Meinung von der gehofften Wohlthätigkeit repräsentativer Theilnahme der Völker an der Gesetzgebung und an der Kontrolle der Verwaltung des Staatsvermögens nach und nach verlieren, da die Erfahrung jetzt der ganzen Welt fortwährend in stärkerer und überzeugenderer Weise die Belehrung giebt; daß die in dieser Weise bestehenden europäischen Staaten bei weitem die meisten Schulden gemacht haben; daß dabei sogar, unter Mitwirkung der Volks-Repräsentanten, am wenigsten für das wahre Wohl der Gesammtheit geschehen ist; und endlich, daß in dem Streben nach Verwirklichung der mit sich selbst in Widerspruch stehenden, also unausführbaren oder vielmehr sinnlos zu nennenden Idee von Volks-Souveränetät, so viel Zeit, Geld und Erwerb verloren gegangen ist, und so viel unnützes Geschrei veranlaßt, schädliche Entzweiung herbeigeführt und feindselige Parteiungen erzeugt worden sind, daß aller Wohlstand durch jene irrig erwählte Bestrebung in die Gefahr des Untergangs gerathen ist.

Man darf also für Deutschlands Wohlstands- und Vermögenserhaltung mehr als für das künftige Wohl anderer Völker hoffen, und weder Frankreich noch England für die Geldborne halten, aus denen das erschöpfte Deutschland zu schöpfen genöthigt seyn werde; ja, man kann, gentheils, sich der Vermuthung überlassen, daß dann, wenn andere Völker in gänzliche Verwirrung gerathen sollten, die vermögendsten Leute ihr Habe möglichst in Gold und Silber und in andere Kostbarkeiten zu verwandeln streben werden, um es dahin versetzen zu können, wo sie am meisten auf Fortdauer der Ruhe und Ordnung hoffen dürfen.

Es sind aber auch ferner noch die Ansichten vom Gelde und seiner Kraft, wie sie in der obengedachten von Gülichschen Schrift geäußert worden sind, und von einem großen und sehr beachtenswerthen Theile des Publikums gehegt und mit Vorliebe festgehalten werden, der Erkenntniß desjenigen zu sehr entgegen, was für rathsam erkannt werden muß, und was jeder, dem das Gemeinwohl am Herzen liegt, gethan zu sehen wünschen muß.

Nicht das Geld, sondern die nützende Arbeit macht reich; selbst wenn das Geld und die edlen Metalle verschwinden könnten — welches keinesweges zu fürchten ist — und es möchten dann andere gute Zahlungsmittel (sichere Geld-Effekten) den vom baaren Gelde entblößten Staaten verbleiben — das sind nämlich solche, die auf sicher zu stellende reelle Benutzbarkeiten oder Erträge hinweisen, und bündigst ausgefertigt seyn müssen: — so würde der Wohlstand sammt dem Gewerbsverkehr, aus welchem er erwachsen ist, nicht bloß zu erhalten seyn, sondern auch noch fortwährend in Zunahme verbleiben können.

Spanien und Portugal ließen den armen West-Indianern und Amerikanern ihr Gold und Silber wegnehmen, und erhielten einen Theil der geraubten und der demnächst durch Sklaven dem Schoße der Erde enthobenen edlen Metalle als Tribut zugeschickt; und nur deßwegen, weil die edlen Metalle damals die einzig gebräuchlichen Zahlungsmittel waren, also alle veräußerliche Gegenstände und gewährbare Dienste nur für Gold und Silber zu haben waren, mußte die Werthachtung dieses einzigen und unzweifelhaft zuverlässigen Zahlungsmittels sehr hoch steigen und das Begehr nach ihnen äußerst groß seyn. Es ward daher ganz Europa jenen beiden Staaten, für deren Gold und Silber dienstbar. — So wie aber die Masse des umlaufenden Geldes sich mehrte, so wuchsen die Preise der Kraftgewährung, d. h. der Arbeit, so wie der erarbeiteten Dinge, und in diesem Steigen der Preise lag der Sporn, welcher die Menschen zur nützlichen Thätigkeit trieb und die Welt an benutzbaren und einträglichen Besitzthümern, wie an Geschicklichkeiten und Einsichten reicher machte. Man achtete jedoch weniger auf die arbeitenden Kräfte und deren Leistungen, als auf die edlen Metalle, für welche alle Besitzthümer und alle Dienstleistungen zu haben waren.

Hätte die neu-entdeckte Welt keine edle Metalle geliefert; hätte dagegen das vorhandengewesene Geld einen schnelleren Umschwung erlangt, wären Kenntnisse und Geschicklichkeiten, und die von zureichenden Einsichten geleitete Werkthätigkeit auf eine andere Weise als durch den Gold- und Silberfluß zu nähren und zu mehren gewesen; hätte man die Menschen schon damals in den freisten Gebrauch ihrer Kräfte gesetzt, und hätte man schon damals

Einsicht und Geschicklichkeit zu verbreiten gesucht, und diejenigen zum Streben nach guter und vollständiger Haus- und Wirthschaftseinrichtung, nach Zufriedenstellung durch angenehme und erfreuende Genüsse zu bringen gewußt, statt daß diese Zufriedenstellung damals mehr in der Ruhe als im Thätigseyn gesucht ward; — hätte man den Verstand und die Gefühle für Recht, Anständigkeit und Ehre, so wie für Verdienst um das Gemeinwohl, zu erwecken, zu pflegen und auszubilden verstanden; hätte man damals viel Landesverbesserungen und nützende Bauten und Anlagen aller Art gemacht; hätte man schon damals Kunststraßen, Eisenbahnen, Kanäle, Schifffahrts-Schleusen, Häfen und Schiffsdocken angelegt und dabei auch für frei-benutzbare Märkte gesorgt; und hätte man den Verkehr mit Zahlungsmitteln ähnlich und noch besser zu versehen verstanden, als dieses in England und Nord-Amerika geschehen ist: so würde auch, ohne Zufluß des Goldes und Silbers der neuen Welt, Alles in Europa nicht bloß eben so gut haben werden können, als es jetzt besteht, sondern sogar noch besser; denn wir würden dann wahrscheinlich weniger tributär denen entfernten Welttheilen seyn, die uns jetzt für unsere werthvollsten Waaren die entbehrlichsten Eitelkeiten liefern, deren ganzer eingebildeter Werth oft nur in der Entfernung, aus der sie zu uns kommen, und in ihrer bei ernster Betrachtung sehr gleichgültigen Seltenheit beruhet.

Selbst das Steigen der Preise, welches der beste Sporn zu größerer Thätigkeit ist, würde mit Hülfe der in Umlauf zu setzenden künstlichen Zahlungsmittel zu erlangen gewesen seyn, wie uns dieses das Beispiel Rußlands gezeigt hat, wo nach „v. Jacobs Auskunft über das russi-

sche Papiergeld," durch dieses (nach Inhalt des Satzes No. 1. auf S. 78.) die Preise der Dinge um's drei- und vierfache gegen sonst gestiegen sind. Diese kleine Schrift des als Professor in Halle verstorbenen russischen Staatsraths v. Jacob, welche 1817 in Halle bei Hemmerde und Schwetzke herausgekommen ist, hätte mehr gelesen und durchdacht werden sollen, als es geschehen zu seyn scheint; denn sie verbreitet über Papiergeld, Wechsel-Kours und Vermehrung oder Verminderung der umlaufenden Menge edler Metalle, so wie auch über Handels-Bilanzen, das klarste Licht. Es kann jedoch die Wahrheit so lange nicht zu der richtigen Wahl der Regierungs-Maßregeln leiten, als die Regierungs-Verwalter weder Zeit und Lust zum Lesen und Denken, noch Muth genug haben, nach erlangten richtigen Einsichten, dem herrschenden Vorurtheile entgegen zu handeln, und, wenn sie die erlangten klaren Ansichten aus ihren durch Geschäftsüberladung zu sehr zerstreuten Köpfen entschwinden lassen; denn es bemächtigen sich ihrer dann wieder zaghaft-machende Zweifel, welche sie verhindern, darauf zu achten, daß nur eine übermäßige Benutzung, eine schlechte Behandlung und Verabsäumung der nöthigen Sicherstellung die künstlichen Zahlungsmittel ähnlich schädlich macht, als zu häufiger oder unrichtiger Gebrauch der besten Heilmittel sie in Gift verwandelt.

Daß auch Herr von Gülich ähnlich getäuscht worden ist, das beweiset dessen Behauptung, daß durch das Seltenerwerden der baaren Zahlungsmittel, die Gewerbe und besonders die Landwirthschaft an Nahrhaftigkeit oder Erwerblichkeit verloren hätten. Bei diesem Schwinden der Erwerblichkeit hat es ja den Vermögenden nie am Gelde

gefehlt; gegentheils hat aber das Schwinden der Erwerb- lichkeit die allerdings Statt gehabte Verminderung der Vor- räthe an baarem Gelde und edlen Metallen erzeugt. Und dies war nur folgenden Ursachen zuzuschreiben: a) den Beschädigungen durch den Krieg; b) den, dem Wiederge- winne der politischen Freiheit gebrachten Opfern an Habe und Gut und an erwerbender Thätigkeit; zum Theil auch c) den in den bürgerlichen Verhältnissen, sowohl der Städte als des platten Landes, Statt gefundenen und nur erst mit der Zeit beglückend wirkenden Abänderungen; ferner in ungleich größerem Maße, d) der Aufhebung des Ein- flusses, welchen die hohen brittischen Getreidemarkt-Preise sonst auf die Marktpreise der nördlichen Theile von Europa hatten, indem der Aufhebung dieses Einflusses der Er- folg zugeschrieben werden muß, daß die letzgedachten Preise (bei deren Berechnung die Fraktion mit Rücksicht auf die Quantitäten, die verkauft worden sind, und nicht bloß nach den Größe-Verschiedenheiten, in welchen diese Preise epochenweise bestanden haben, gezogen werden muß) seit 1806 um ungefähr 50 Przt. gesunken sind; e) dem Ver- schwinden aller Neigung, Geld auf Hypotheken zu leihen und dasselbe den Gewerbsleuten anzuvertrauen, welches die bequeme und sichere Zinsengebung von Effekten veranlaßt hat; und f) dem alles Geld in sich ziehenden Papierhan- del, den die Landesregierungen hätten hemmen sollen, den sie aber deßhalb sogar befördert haben, weil sie die künst- liche Senkung des Zinsfußes für etwas Gutes hielten, und weil sie wünschen, die Gewinnlust, die das Lotto er- regt, und die Theilnahme am Spiele der Agiotage benut- zen zu können, um ihre Papiere höher in Kurs zu bringen.

Leider haben aber die Regierungen durch diese schlechte Hülfsmittel mehr die Geldhändler bereichert und den Betrieb des Geldhandels ausgedehnt, als dem Staatsschatze Vortheil zugeführt, indem dieser Staatsvortheil nur in dem Maße zu erreichen war, als die Staats-Kassen im Besitz der im Kourse zu hebenden Papiere sich befanden.

Wie hoch der Schaden sich beläuft, welchen der Verkauf der bis jetzt ausgegebenen Staatspapiere erzeugt hat, und bis zu welcher Höhe dieser Schaden durch die stets sich mehrenden Staatspapiere wird gebracht werden, ehe die ausbrechenden Staatsbankerotte den in ihrer Zinsentragung nicht ganz, und zwar nicht speziell und nicht hypothekarisch gesicherten Staatspapieren ihre Geltung völlig genommen haben und das Rothschildsche Regiment zerstört, oder vielmehr dem darin geübten Plünderungs-System ein Ende geschafft haben wird: das ist um so weniger abzusehen, da Diejenigen für die besten Staatsmänner und Gehülfen der Finanz-Minister gehalten werden, denen der Tanz der Rothschildschen Walzer am geläufigsten geworden ist, und da das Vertrauen zu diesen eingeübten Tänzern und zu ihren Tummel-Plätzen größer ist, als das Vertrauen zu der Festigkeit eines gut geordneten Staatshaushalts, welcher des Kredits nicht bedarf, und dem dieser Kredit, wenn er seiner bedürfen sollte, bei Gewährung guter spezieller Sicherstellungen nicht fehlen könnte.

Minder schädlich ist derjenige Irrthum, in welchen ebenfalls Herr von Gülich mit einem sehr großen Theile des Publikums verfallen ist, daß der neuere Feldbau viel mehr an Frucht hervorbringe, als der frühere. Nur in Beziehung auf den Kartoffelbau kann dieses zugestanden,

jedoch muß dabei bemerkt werden, daß er den Körner- und Stroh-Bau sehr zurückgebracht und zur Aufhebung der Dreeschbrache gewirkt hat, und daß, bei gerechter Anrechnung des dadurch verursachten Ausfalls am Körnererbau, ein großer Theil der durch den Kartoffelbau mehr produzirten Nahrungsmittel schwindet.

Durch Rohdungen und Abgrabungen, durch Vieh- und Düngervermehrung und durch größere aber kostbare Kraftverwendungen ist die Erzielung von Nahrungsstoffen allerdings sehr, aber viel weniger der Gütterertrag gehoben worden; es ist ferner durch genauere Wirthschaft mit den erbaueten Früchten, und durch Sparsamkeit in der Verzehrung und in der Verfütterung ein viel größerer Theil der Erndten verkäuflich geworden: allein die Wirthschaftskosten sind in noch größerem Maße gestiegen, und dem Ertrage des Landbaus wird vielleicht mehr, als derselbe gestiegen ist, zur Deckung der Wirthschaftskosten entzogen worden seyn. Diese wahre Schilderung macht vieles erklärlich, was zu den Ansichten von Erhöhung des Langüterertrages durch Ueberschätzung der Wirkung rationeller Bewirthschaftung, die mit Herrn von Gülich viele erfaßt haben, verleiten konnte, aber, strenge genommen, darauf beschränkt werden muß, daß jetzt auf den Landgütern mehr Menschen und mehr Vieh, als sonst leben, daß aber die Kosten den Ertrag oft unter dasjenige Geldquantum bringen, was sonst sich bei ähnlichen Frucht-Preisen ziehen ließ, von welchen der Gelderertrag der Landgüter natürlicherweise ganz vornehmlich abhängig bleiben muß.

Den Glauben an die Handels- und Gewerbsstörungen, welche der Krieg anrichtet und an die Segnungen

des Friedens, die, nach dem Aufhören der kriegerischen Verwüstungen, zu erwarten wären, wird Herr v. G. in Gemeinschaft mit meist Allen in zu weit gehender Ausdehnung hegen; denn weil der Krieg, wie er jetzt geführt wird, mehr Kräfte erregt und mehr Leben erzeugt, als er tödtet, und weil der Krieg die Menschen mehr als im Frieden mit einander und mit den verschiedenen Arbeitsbehandlungsarten in der Welt bekannt macht, demnächst aber nach dem Kriege, Beschränkungen und Ersparnisse, und mit ihnen ein großer Gewerbsstillstand eintritt: so muß überall, wo es unterlassen wird, durch große und dabei nützende und sich bezahlt machende oder rentirende Unternehmungen ähnlich viel Geld in nützender oder produktiver Weise auszugeben, als im Kriege zu inproduktiven Rüstungen für den Zweck der Beschädigungen ausgegeben ward, Statt des Seegens, der dem Kriege erst später, als er Statt hatte, allgemein folgender Fluch sich sichtbar machen, und die Unverständigen werden dann, wie man es jetzt täglich hören kann, mit dem unklugen Ausrufe hervorbrechen: es kann unserm Elende nur ein neuer Krieg Abhülfe schaffen. Wenn in dieser Weise das, was geschehen und darauf erfolgt ist, angesehen wird: so schwinden manche der Besorgnisse, welche Herrn v. G. und viele Andere beängstigen; es werden dagegen jedoch anderr Uebel als bevorstehende wahrnehmbar. Weil nun aber Alles auf die richtige Wahl der den wirklich bevorstehenden Uebeln entgegenzusetzenden Mitteln ankommt: so ist es wohl der Mühe werth, die richtigsten Ansichten aufzusuchen; und um dazu etwas beizutragen, ist das bisher Geäußerte, wie das Nachfolgende, dem Publikum zur Prüfung vorgelegt worden.

Zu b. Herr von Gülich hält es demnächst auch für ganz unzweifelhaft, daß ganz Deutschland einen verlierenden Handel treibe, und versteht darunter einen solchen Handel, durch welchen mehr Geld oder edle Metalle aus-, als eingeführt werden.

Herr von Gülich hält es also noch mit den Handels-Bilanzen, ohne jedoch selbige, so wie sie bis jetzt nach den Zoll-Registern angelegt worden sind, für vollständig und richtig zu halten. Auch wird derselbe hoffentlich nichts dagegen haben, wenn behauptet wird, daß jeder Handel, durch welchen nicht für die Erlangung solcher Sachen, die keinen wirklichen Werth haben (welcher Werth von dem Grade des dadurch zu erlangenden Nutzens abhängig ist) und nicht für den Dienst der Thorheit oder der Leckerhaftigkeit Dinge von wirklichem Werth weggeben oder, eigentlicher gesagt, weggeworfen werden, dann beide, in einem vernünftig getriebenen Handel begriffene Theile deßhalb gewinnen müssen, weil jeder das ihm Entbehrlichere und minder werthe für das ihm Werthvollere erhält. Herr von Gülich wird dagegen aber von der Meinung beherrscht, daß durch den Handel, wenn er gemäß dem zufälligen Begehr des wenig und oft gar keine Rücksicht nehmenden Publikums getrieben wird, mehr Geld einem Staate entführt werden könne, als derselbe ohne bedeutenden Nachtheil werde entbehren können, und es müssen Herr v. G. und die Theilnehmer an seinen Ansichten sich der nach Wahrscheinlichkeit zu fassenden Vermuthung entziehen, daß das Bestehen eines Bedarfs sehr bald zur Zurückhaltung oder zum Wiedererwerb des wirklich Benöthigten wirke. Wenn nun aber auch Herr von Gülich hierin zu viel thut,

so hat doch derselbe die Wahrheit auf seiner Seite, wenn er der Meinung ist, daß, wie es rathsam ist, einer jeden bedeutenden Vermögensverschwendung durch die passende Staatsbehörde entgegen zu wirken, weil dem Staate die Verarmung der ihm demnächst zur Last fallenden Verschwender nicht gleichgültig seyn kann, so auch, und zwar in noch bedeutenderem Maße, jeder Eintausch völliger Entbehrlichkeiten, oder solcher Dinge, dem Staate entgegen sei, und erschwert oder ganz verhindert werden müsse, die sogar offenbaren Schaden bringen; es möge dieser Schaden die Gesundheit, die Moralität (die auch dabei — wie z. B. bei Lotterie-Loosen — ins Spiel kommen kann) oder die Erwerblichkeit treffen (die das eigene Volk nähren und bereichern soll).

Es ist nämlich derjenige Eintausch als den Staat beschädigend zu betrachten, in welchem, gegen Hingabe solcher Dinge, bei deren Entäußerung wenigstens das Material und die darauf verwendete Arbeit vergütet werden sollten, solche Dinge vom Auslande erkauft werden, die einen zu geringen und vielleicht keinen wahren Werth oder gar weniger als diesen haben, d. h. schadenbringend sind. Bestreiten muß man aber, aus der zuvor gemachten Demonstration, daß das Geld und die edlen Metalle diejenigen Güter sind, welche über alles Andere werthgeschätzt, und deßhalb unbedingt festgehalten, oder gar fortwährend in größerer Menge herbeigezogen werden müßten. Und doch ist dieses diejenige Meinung, in welcher dem Herrn von Gülich alle diejenigen völlig beistimmen, die von der Besorgniß gequält werden, daß zu viel Geld aus einem Lande gehen könne, und dadurch diesem Lande ein Schaden ent-

stehen müsse, welchem in seiner fortwährenden Zunahme durchaus Schranken gesetzt werden müßten. Es folgt dies auch nicht aus demjenigen, worin zuvor dem Herrn von Gülich zu b beigepflichtet worden ist; denn nach dieser zu b geäußerten Meinung würde es nur nöthig seyn, denjenigen Schaden vom Staate abzuhalten, der durch einen wahrhaft verlierenden, nämlich im Dienste der Thorheit geführten Handel erzeugt wird; und dieses kann durch hohe Eingangssteuern oder gänzliche Verbote geschehen, ohne darüber das schädliche Prohibitiv-System zu ergreifen, zu welchen die sogenannten Schutzsteuern nur dann nicht gehören, wenn in ihnen „abgedrungene Repressalien gegen diejenigen Staaten liegen, die dem Prohibitiv-Systeme sich ergeben haben, und jeder vernünftigen Demonstration, ja selbst den ihnen vorzuhaltenden Beispielen, ihre Beachtung versagen.

Um den gegenwärtigen Aufsatz nicht über die Gränzen der Beurtheilung der oben angekündigten Erwägungen auszudehnen, muß es unterlassen werden, bestimmt diejenigen Gegenstände zu nennen, welche zu den unnützen oder sogar schädlichen zu zählen seyn werden. Beim Anrathen der Beschränkung oder gänzlichen Hemmung des Verbrauchs des Entbehrlichen, oder gar Schädlichen, ist jedoch nicht eine so weit gehende Anwendung derselben im Sinne getragen worden, welche ein genaues Abwägen des wahren Werthes jeder eingehenden ausländischen Waare erfordern würde. Es ist nämlich sehr wohl erkannt worden, daß eine solche Forderung zu weit gehet, zu schwer ausführbar und ganz unerschwinglich seyn würde. Gerade hierauf gerichtet ist aber die Absicht derer, welche die Festhaltung

des baaren Geldes verlangen und deßwegen es billigen, wenn Rußland die Ausfuhr des Geldes verhindert, um dadurch zur Ausfuhr seiner Waaren zu nöthigen, die, ohne diesen erzwungenen Verkauf, in besserem Preise stehen, und um so mehr Geld dem russischen Staate zuführen würden.

Zu c. Für durchaus unentbehrlich kann zwar Niemand das baare Geld und die zur Geldprägung benöthigten edlen Metalle erklären, denn es kann auch ohne dasselbe ein Tauschhandel Statt haben; es kommt aber auch darauf hier nicht an. Denn es kann schon Niemand die großen Beschwerden und die Nachtheile bestreiten, welche, im Handelsbetriebe mit dem Auslande, ein den Forderungen des Publikums nicht ganz genügender Vorrath von baarem Gelde oder von edlen Metallen dem betreffenden Staate bringen würde; es kann aber auch Niemand bestimmt sagen, welch ein Quantum baaren Geldes und edler Metalle einem Staate erforderlich sei, und ob dessen zu wenig, eben zureichend, oder mehr als nöthig vorhanden sei. Es muß vielmehr als unbestreitbar wahr erkannt werden, daß die Sorge für die Herbeischaffung und Erhaltung eines jeden Waarenbedarfs, so wie auch des nöthigen Geldes, ganz die Sache des Handels ist. Es werden ja die Kaufleute, durch den Eintritt einer Seltenheit des Geldes am unmittelbarsten in Verlegenheit und Schaden gebracht; wer sollte also wohl besser, als die mit dem Welthandel sich befassenden Großhändler, und die diesem zu Hülfe kommenden Geldgeschäftsmännern (Banquiers) in ihrem Vereine an den Börsen, das dem Umlaufe benöthigte baare Geld und edle Metall, von da herziehen können, wo es eben dann am wohlfeilsten ist!

Der beste Beruhigungspunkt für diejenigen, welche durch die Besorgniß vor einreißendem Geldmangel gequält werden, liegt überdem darin, daß das Geld und das zum Zahlungsleisten benutzbare edle Metall zu denen Besitzthümern gehört, welche einen Ertrag gewähren und dabei von der leicht-beweglichsten Art sind, so daß sie sehr bald dahin strömen können und strömen werden, wo mit ihnen oder aus ihnen, also entweder speziel verwendend oder im Maße als Kapitalien sie anlegend, der größte Gewinn zu machen oder der größte Ertrag zu ziehen ist.

Das ganze Uebel des Geldentschwindens ist übrigens darauf beschränkt, daß, bei Verminderung der im täglichen Verkehr umlaufenden Zahlungsmittel, die Preise aller Dinge steigen, und daß bei Verminderung der sich darbietenden gesammelten Geldmassen (Kapitalien) und bei dennoch vorhandener Gelegenheit zu ihrer lohnenden Verwendung, der Zinsfuß steigen muß. — Und dieses allerdings nicht geringe Uebel kann, wegen der mit ihm eintretenden starken Geldherbeiziehung, dann nicht von Dauer seyn, wenn nur irgendwoher Geld zu erlangen ist, und kein Mißtrauen gegen das betreffende Land entgegen wirkt.

Die Hauptfrage, auf deren Beantwortung es in diesen Betrachtungen ankommt, ist daher dahin zu richten: ob dann, wenn wirklich uns Deutschen und uns Europäern über die zu starke Verzehrung und den zu starken Verbrauch der Kolonial-Waaren und anderer überseeischen aus fremden Welttheilen zu uns kommenden Waaren mehr Geld und edle Metalle entschwinden sollten, als wir durch unsere Erzeugnisse und Arbeiten von dorther erlangen und

erlangen können, Mittel und Wege zu finden seyn würden, um uns von anderen Seiten her wohlfeil genug unseren Bedarf an edlen Metallen zu verschaffen? oder ob wir Mittel haben und sie anwenden sollen, um mit dem sich mindernden Vorrathe von edlen Metallen ohne Unbequemlichkeit auskommen zu können?

Der Verfasser dieses Aufsatzes ist für die zuletzt gedachte Alternative, weil er mit Herrn von Gülich die Meinung theilt, daß sich, im jetzigen Handelsverkehr, das lange im Uebermaße Europa zugeströmte edle Metall demselben immer mehr und mehr entwinde; auch weil er in Betreff der großen Ausbeuten der Gold- und Platina-Wäschereien in den nordöstlichen Theilen des russischen Reichs, der Meinung ist, daß diese Ausbeute, wie groß sie seyn möge, von den so großen als geldarmen russischen Provinzen sehr bald völlig werde eingesogen werden, und weil man sie diesem bisher sehr geldarm gewesenen großen Reiche wird zufließen lassen müssen, wenn dasselbe gewerbreich werden und und aus dem Verluste kommen soll, in welchen der Handel mit geldreichen Ländern Rußland nach dem Urtheile aller derer setzen muß, die den Reichthum nicht nach der Größe des Besitzes edler Metalle, sondern nach der Größe des Besitzes benutzbarer Dinge und werthvoller Kräfte und Geschicklichkeiten abmessen.

Geleitet von diesen Ansichten hat denn auch der Verfasser des gegenwärtigen Aufsatzes die Meinung gefaßt, daß es dem an edlen Metallen nur arm zu nennenden Europa, und ins Besondere dem zur Befreiung des Verkehrs sich vereinenden Deutschland sehr nöthig sei, auch über die Geldprägung und über die Zulassung nur sicher-

gestellter Effekten zu den öffentlichen Geldmärkten sich gänzlich und fest zu verabreden, sondern auch durch seine Regierungen dahin zu wirken, daß der verbürgungsfähige Theil des Ertrages aller Besitzthümer, durch von neuem und bestens zu organisirende und in ihren Geschäften so gut zu kontrolirende als mit Kraft in Ordnung zu haltende Kredit-Anstalten, Gegenstand kursfähiger Rente-Versicherungen werde, so daß dadurch eine allen Bedarf übersteigende Menge von Zahlungsmitteln der sichersten Art, aus dem wirklich vorhandenen sichersten Vermögen geschaffen werden würde, ohne jemals die Geldmärkte damit überfüllt zu sehen; indem, wegen des Zinsenertrags dieser Zahlungsmittel, nur so viel derselben in Kurs kommen würden, als der Zahlungsbedarf zu jedem Zeitpunkte erfordern möchte.

Durch diese solide, den edlen Metallen noch vorzuziehende Zahlungsmittel, würden überdem alle gefährlichstehende Effekten vom Geldmarkte verdrängt, aber nie dem baaren Gelde und den edlen Metallen der ihnen gebührende Werth genommen, sondern nur das Bedürfniß an selbigen mit der Minderung des Besitzes derselben verringert, und so derjenige Zeitverlauf erträglich gemacht werden können, den wir dann zu durchleben haben werden, wenn das Verschwinden der schon schlechten Effekten, und derer, die es werden können und leider werden müssen, den Ungläubigen die Augen öffnen, und den Statt gefundenen großen Abfluß edler Metalle sichtbar machen wird.

Diese Demonstration stehet übrigens nicht im Widerspruch mit der zuvor aufgestellten tröstenden Behauptung, daß das Geld in seiner Beweglichkeit stets und schnell da

hin fließen oder strömen werde, wo es mit dem größten Gewinn verwendet, oder mit dem größten Ertrage angelegt werden könne: denn diese Behauptung kann nur auf die mit uns in fortwährenden Tauschverkehr stehenden Staaten der schon zivilisirten Welt bezogen, aber nicht auf diejenigen gerichtet werden, die mehr Geld als Waaren von uns verlangen, worin ein beachtenswertherer Unterschied liegt, als manche Staatswirthe zugeben wollen.

Schließlich sei es erlaubt, hier noch einiges über diejenigen Gesetze, Anordnungen, Maßnahmen und Unternehmungen zu sagen, durch welche baares Geld angezogen und hinwieder gegentheils aus einem Staate entfernt werden kann.

Zur Entfernung des Geldes aus einem Lande wirken:

a) das Obwalten von Gefahren für Unterbrechung der Ruhe und Ordnung, die allein dann, wenn sie gesichert ist, den Kredit aufkommen läßt;

b) die in Betreff der Verfolgung von Geldforderungen, und besonders in Betreff der Verfolgung hypothezirter Geldforderungen, in vielen Ländern sehr mangelhafte oder zu langsame, zu förmliche und zu kostbar Statt habende Justiz-Verwaltung;

c) die meist überall obwaltenden Mängel in der Pflegung des Kredits, wie sich selbige in unserer Zeit in folgenden Stücken besonders wahrnehmbar gemacht haben:

  α) in der gerichtlichen oder landschaftlichen Bescheinigung eines festen Geldwerthes der zu verhypothezirenden Besitzthümer.

Es kann nämlich eine solche Bescheinigung durchaus

nicht in voller Wahrheit ausgestellt werden, und zwar deßwegen nicht, weil der Werth des Geldes selbst wechselnd ist; weil ferner zuweilen viel, zuweilen wenig und manchmal gar keine Kapitalien verfügbar bereit liegen, weil ferner die Kauflust die Gegenstände ihrer Richtung sehr wechselt; am meisten aber deßwegen, weil die kurrenten Pacht- und Miethsverträge sich sehr ändern, welches bei Landgütern meistens von der Höhe der Preise des Getreides, des Viehes und des Holzes abhängig ist, und weil dieses Verhältniß durch keine Durchschnittspreise unschädlich gemacht werden kann, zum Theil aber auch von der sehr veränderlichen Höhe der Wirthschaftskosten abhängig ist. Dieserwegen sind auch die Kapitalisten durch die leider eingetretenen Rückstände in der Zinsenzahlung für ihre hypothezirte Darlehne, und mehr noch durch die entstandenen Ausfälle an Zinsen und an den dargeliehenen Kapitalien selbst veranlaßt, ja man kann sagen genöthigt worden, ihre Gelder zum Ankauf von Staatspapieren zu verwenden, welches die Landgüter in Ruin gebracht und sie in manchen Gegenden ganz unverkäuflich gemacht hat. Das Entstehen dieses unermeßlich großen Unglücks liegt aber einzig in dem obgewaltetem Irrthume über die Bestimmbarkeit eines für ganz gesichert zu haltenden Geldwerths der verhypothezirten Besitzthümer.

β) Ein zweiter Grund des Verschwindens aller Neigungen zu Darlehnen auf Hypotheken, liegt in den Indult-Gewährungen, die aus keiner anderen Ursache zur Nothwendigkeit geworden sind, als weil eben jene unhaltbar gerichtliche Versicherungen über die Unverlierbarkeit der in den Land-

gütern gelegenen Geldwerthe unter landesherrlicher Autorität ausgesprochen worden waren.

Es wirken aber auch ferner noch auf Hinwegziehung der Geld-Kapitale aus einem Lande:

d) diejenigen Gesetze, welche die nicht zu überschreitende Höhe der für Darlehne zu nehmenden Zinsen bestimmen.

Der Zweck dieser Gesetze ist Hemmung des Wuchers; in der That verstärken sie aber die Macht des Wuchers, indem sie die Noth dessen mehren, der des Geldes zu seiner Aufrechthaltung bedarf. Sie nehmen zugleich aber auch dem Gelde denjenigen Ertrag, den dasselbe nach Verhältniß seiner Benutzbarkeit genießen sollte, und das um so weniger hochsteigen würde, wenn dieser frei und unbeschränkt zu lassende Ertrag anziehend auf das anderer Orten weniger benutzbare Geld wirken möchte. Wie ist es dann aber für unrecht zu halten, wenn derjenige, der baares Geld für den Eintritt der Dringlichkeit seines Bedarfs aufbewahrt hat, etwa doppelte Zinsen fordert, wenn dieser dringende Bedarf auf kurze Zeit eintritt; und kann wohl da, wo mit der Geldbarleihung Gefahr verbunden ist, eine Unbilligkeit darin gefunden werden, wenn, nach Verhältniß der in der Hülfsleistung liegenden Gefahr, für die Hülfsgewährung höherer Lohn verlangt wird? Der Fall kann aber noch rücksichtswürdiger vorkommen; denn es bieten sich nicht selten (z. B. bei eingetretenen Zwangsverkäufen von Waaren oder anderen Dingen) Gelegenheiten zu sehr wohlfeilen Ankäufen dar; und wenn dann Geldbesitzer bei dieser Gelegenheit nicht veranlaßt werden, Theilnehmer im Ankaufe zu werden, um dadurch ihr baares, vielleicht lange steril in Bereitschaft gehaltene Geld höher als gewöhnlich

zu benutzen, so finden die Kauflustigen für den zu machenden Kauf keine Geldbarleiher, und es gehen dann solche Waaren und Besitzungen zur höchst nachtheiligen Herabdrückung ihrer gewöhnlichen Preise für eine Kleinigkeit in den Besitz derjenigen über, die darin einen größeren Wuchergewinn machen, als derselbe hat verhindert werden sollen, und es darf dann Niemand Denjenigen einen Wucherer nennen, der in solchem Falle den Verkaufsgegenstand für den dritten oder gar für den vierten Theil seines Werths an sich bringt und zwei Drittel oder drei Viertel dieses Werthes dem Eigenthümer und dem darauf angewiesenen Gläubiger entreißt. Versagung des Zuschlags ist dann ein schlechter Behelf, der gewöhnlich neue Verlegenheiten, neue Zinsenausfälle, Verschlechterung des Verkaufsgegenstandes herbeiführt, und meistens keinen besseren Verkauf erzwingt. Wäre es dagegen erlaubt, bei solchen Käufen Geld zu hohen Zinsen anzulegen, nämlich dasselbe dazu unter beliebigen Bedingungen denen zu leihen, die geneigt und fähig zum Ankaufe wären: so würden mehr Käufe und höhere Gebote erfolgen, und es würden dann die verschuldeten Besitzthümer früher verkauft werden können, als sie außer gutem Ertrage gebracht worden wären. Es ist nämlich die jetzt sehr oft vorgekommene und noch vorkommende Unverkäuflichkeit, und der Schaden, welcher im Ankaufe grosser, sonst sehr einträglich gewesener Güter für geringes Geld gemacht wird, in dem Ruine gegründet, welchen die in ihrem veränderlichen Geldwerthe oder Preise überschätzt geworden und für ein unannehmbar geschienenes Gebot nicht zu verkaufen gewesenen, wie die für eine geringe Summe verkauften Güter, während des Zeitraums gelitten haben,

in welchem sie, aus Besorgniß vor einem schlechten Verkaufe, von der Feilstellung durch allerlei Behelfe, und selbst mit Einwilligung der Gläubiger zurückgehalten worden sind.

Bei besser eingerichteten Kredit-Anstalten und bei Aufhebung der vergeblichen Beschränkung der Höhe des Zinsfußes, würde der Aussaugung und dem Verfallen der Landgüter und städtischen Häuser, durch bessere Kontrolirung ihrer Bewirthschaftung und baulichen Erhaltung, und durch schnellere, dann aber auch gewiß besser erfolgende Verkäufe abgeholfen und mehr Geld dahin gezogen werden, wo es vor Eintritt der Aussaugung und des Verfalls im Ankauf mit Vortheil würde können angelegt werden.

Endlich aber wirken die oft sehr gefährlichen Staatsanleihen zu entziehend auf die dem Gewerbsverkehre benöthigten baaren Gelder, wie zum Vertriebe desselben in das ferne Ausland, wo sie demnächst nicht selten schmählichst verloren gehen. Es scheint daher bringend nöthig, die an den Börsen öffentlich Statt habende Feilbietung der fortwährend von neuem entstehenden Staatspapiere nur unter dazu erlangter Autorisation Statt finden zu lassen, und das häufstrend erfolgende arge Verhökern der nicht für sicher erkannten Staatspapiere bei harter Strafe ganz zu verbieten, da jetzt ganz gewöhnlich durch Schein-Ankäufe, welche der feil-stellende Eigenthümer aus seinem zu Markte gebrachten Vorrath machen läßt, und durch andere ähnliche Behelfe dergleichen schlechte Papiere an den Mann gebracht werden, um demnächst mit dem daraus gelöseten Gelde zu steter Vergrößerung des Reichthums und des mächtigen Einflusses der Anlehnsvermittler wieder neue Staats-Anleihen übernehmen, und, durch Einzahlung der ersten

Geldlieferung, andere Staaten in ihrer Geldnoth sich durch arge Vortheilserzwingungen und Zahlungs-Fristgewährungen tributär zu machen, und durch gleich listig betriebenen Verkauf der neu-kreirten Staatspapiere, die aus der Verwendung des angeliehenen Geldes entstandenen Geldsansammlungen zur endlosen Fortsetzung dieses verderblichen Spiels wieder an sich zu bringen: ein Vorhaben das um so leichter auszuführen ist, da leider mit jeder neuen Anleihe der Schein von Reichthum, die Menge der Zahlungsmittel und der Erwerb vergrößert werden wird, und nur sehr selten oder nie Jemand daran denkt, daß in dem Maße, als die Völker die Staatskassen mit Schulden und Zinszahlungen belasten, die Abgaben größer werden müssen und deren Einziehung an Kostbarkeit und Druck zunehmen muß, dagegen aber die National-Wohlhabenheit nur durch nützende Thätigkeit vermehrt und eben so durch prassende Verzehrung vermindert werden muß, als zu welcher jener falsche Schein des gestiegenen Reichthums die Staatsgläubiger verleitet. Aufs Höchste zu bedauern wäre es übrigens, wenn auch andere Regierungen gleich den französischen sich zu dem Glauben verleiten lassen möchten, auf Senkung des Zinsfußes hinarbeiten zu müssen; denn dieses Bestreben ist nur zur Nahrung des Agiotage-Spiels erregt worden. Könnte es gelingen, den Zinsfuß unter die ihn hervorbringende Benutzbarkeit der gesammelten Geldsmassen zu bringen: so müßte dieses die Kapitalisten zur Einziehung und zur Aufsuchung besserer Geldunterbringungen nöthigen.

Das Aufdecken der Zweckwidrigkeiten unserer den Geldverkehr betreffenden und die Pflegung des Kredits bezwek-

kenden Gesetze und Anordnungen wird wahrscheinlich Vielen mißfallen, die nicht aus ihrer Ruhe durch Sorgen für bessere Einrichtungen und Behandlung gestört, nicht durch obwaltende Gefahren erschreckt und nicht durch das Hinschauen auf veranlaßtes Unglück mit Verdruß und Kummer erfüllt seyn wollen. Dieses sehr wohl wissend, hat der Verfasser hierauf nicht Rücksicht nehmen können, da die vollste Kenntniß der obwaltenden Uebel am ersten und besten zur Entdeckung und willigen Anwendung der dagegen anzuwendenden Hülfen führt.

Ja, es hat die Aufdeckung dieser Uebel Statt gefunden, obgleich mit Gewißheit darauf zu rechnen ist, daß der vorgedachte üble Eindruck des nur so eben hier ausgesprochenen Tadels eine gute Aufnahme auch der nachfolgenden Angabe derjenigen Mittel entziehen wird, durch welche einem Lande mehr Geld zugeführt werden kann; es ist ja leider bei uns Deutschen überall die Sucht, neue Gedanken zu tadeln, größer als das Bestreben, die Ideen eines Andern zu dem Zweck ihrer Ausführung weiter zu kultiviren.

Die Vorschläge, deren Zweck das Herbeiziehen des baaren Geldes und die Erzeugung und Nahrung größerer allgemeiner zu verbreitender Gewerbthätigkeit und Erwerbserhöhung ist, sind nachfolgende:

1) Eine nach Größe des Reichthums abzumessende, die öffentliche Achtung vermittelnde Auszeichnung der Vermögens-Besitzer: welche Auszeichnung da, wo Vermögenssteuer erhoben wird, von der Klasse abhängig gemacht werden kann, in die, unter Verleihung eines Rangzeichens, der Steuernde nach eigenem Verlangen oder nach Abschätzung gebracht worden ist.

2) Eröffnung großer, bedeutend kostbarer, nur durch den Zusammentritt mehrer Kapitalisten ausführbar werdender gut rentirender Unternehmungen, deren Vortheilsgewinn, nach vorhergegangener zureichend gründlicher und sorgsamer auch zuverlässiger Untersuchung, von der Staatsverwaltung auf Antrag der Hauptunternehmer geprüft und bezeugt, also dadurch außer Zweifel gesetzt und sogar in dem mindesten Betrage der davon zu erwartenden Benutzung, wird müssen verbürgt werden; die für solche Zwecke zu machenden Anleihen oder Aktien-Eröffnungen machen dann ein Land nicht ärmer, sondern reicher, und die vorgedachten Verbürgungen eines mindestens zu erlangenden Ertragsatzes werden dann der Gegenstand einer eigenen Ertrag gewährenden Unternehmung, nämlich einer Versicherungs-Sozietät für die vom Staate gut geheißenen Unternehmungen seyn können.

Als Gegenstände dieser Unternehmungen können folgende genannt werden:

Große Bruch-Entwässerungen und Niederungs-Eindeichungen, große Bewässerungen, sowohl der Wiesengründe als auch solcher Gärten und Aecker, welchen zureichend benetzende Flüßchen zugeführt werden können; wie dieses sich z. B. mit wenigen Kosten da thun läßt, wo ein Flüßchen sich im schnellen Falle über eine große lockere Bruchfläche wühlend und also stets beschädigend ergießt, indem es dann meistens möglich seyn wird, dieses Flüßchen nach dem Abgehn des Schnees und Eises und während der trockenen Jahreszeit längst dem sich zum Bruch hin abdachendem Erdreich fortzuführen, und aus dieser Wasserleitung Ueberrie-

felungen nach den vor dem Bruche liegenden Niederungen oder auch unmittelbar nach den Bruchwiesen hin einzurichten.

Die Ruinen alter Wasserleitungen, die sich da befinden, wo ehemals die Betriebsamkeit und der Lebensgenuß in der jetzt schon verdunkelten Vorzeit die größte Höhe erreicht hatten, sind leider bis jetzt unzureichend gewesen, um diesen großen Betriebsamkeitszweig wieder in Schwung zu bringen, so reichlich auch bekanntlich die erworbenen Früchte waren, und so groß sie von Neuem seyn würden.

An vielen Orten werden, zur Benutzung der vorgedachten wohlfeilen Bewässerungsart, nur solche Mühlen abgebrochen zu werden brauchen, die bei kostbarer Unterhaltung nur wenig Benutzungsertrag geben, und welche obenbrein viel Nachtheil und Streit über jenen Schaden erzeugen, den das zu hohe Halten des Wassers und das jähe Ablaufen veranlaßt.

Ferner werden große Fischteiche angelegt werden können, die in manchen dazu benutzbaren Gegenden ganz fehlen und dort die Nahrungsmittel vermehren, auch eine gesunde Abwechselung in denselben möglich machen würden.

Wichtiger wird aber die Vermehrung schiffbarer Kanäle, und besonders der in großer Schnelligkeit zu passirenden gehärteten Straßen, so wie die Anlegung ganz ebener Geleise seyn, welche sowohl von Eisen, als von dazu behauenen Feldsteinen, ja sogar, in noch zu waldigen Gegenden, von starken hölzernen Latten gemacht werden können, die, auf dem von großen platten Steinen bedecktem Grunde liegend, weniger werden zerfahren werden, als wenn die Räder auf dem Holze selbst laufen müßten.

Auch die Anwendung der Dampfkraft zur Fracht-Be-

schleunigung, wird zu den zu vermittelnden Unternehmungen gehören: denn, wenn auch bei uns die Frequenz der Straßen jetzt nicht groß ist, so wird sich dieses mit der Beschleunigung der Fracht- und Reisefuhrwerke sehr ändern, und gerade in der dünnen Bevölkerung und in den zurückzulegenden langen Fahrten, liegt — wie das Beispiel Nord-Amerika's es gelehrt hat — ein wichtiger Grund zur Anwendung der Dampfkraft bei zu bewirkenden Fortschaffungen (Transporten).

Ferner wird das Bauen und Verbessern von Schiffshäfen und Schiffsdocken, von Leuchtthürmen, so wie die Unterhaltung von Baggerungsanstalten ebenfalls Gegenstand solcher Unternehmungen auf Aktien seyn können: denn jede wahre Erleichterung wird gern vergütet.

Nicht minder werden hierzu die Grubeneröffnungen für allerlei Erze und Kohlen, für Gips, für Kalk, für Porzellanerde, für guten Töpferthon, für Ziegelerde und für andere schätzbare Fossilien in denen Gegenden gehören, wo es jetzt noch daran fehlt; und mancher Torfstich, der sehr benutzbar seyn wird, liegt jetzt deßhalb uneröffnet, weil die Entwässerung und die gegen den Winter zu veranstaltende Wasserfüllung zu kostbar für den Besitzer des Torflagers sind, auch vielen die Kenntniß der besten Behandlungsart des Stichs fehlt.

Nicht weniger gut würde es seyn, wenn die Landes-Regierungen

3) den Zusammentritt mehrer Kapitalsbesitzer zu gemeinnützigen Unternehmungen vermitteln möchten, z. B. zur Anlegung von großen Verkaufs-Magazinen, wie sie bei uns in Berlin nur für einige dazu in Verein

getretene Tischler eingerichtet worden sind; es würde nämlich durch diese Verkaufs-Magazine nicht bloß ein ansehnliches Geld an der Miethe der vielen, alle Wohnungen vertheuernden Kaufläden erspart, sondern auch mehre Menschen der Nothwendigkeit entzogen werden, ihre Zeit im Lauern auf Käufer zu verlieren. Andererseits würde aber auch das Publikum eine bessere Auswahl im Kaufen treffen können, und der Beschwerlichkeit des Dingens beim Kaufe überhoben seyn.

Ferner würde zur Geldherbeiziehung

4) die Vermittelung von allerlei für rathsam und für dienlich oder nöthig erkannten Sozietäten wirken können, z. B. für die Ausgleichung oder Uebertragung von Unglücksfällen, denen ein jedes Geschäft in seiner Art ausgesetzt ist; desgleichen für die den verschiedenen Gewerbtreibenden nöthig werdenden Hülfen, welche letzteren in Magazin-Füllungen mit den zu verarbeitenden in bester Qualität und wohlfeilst eingekauften Materialien und der daneben erforderlichen Zuthaten bestehen können, die in kleinen Quantitäten die Handwerker weder so gut noch so wohlfeil anzukaufen vermögen. Auch würden die Sozietäten für Unterstützung der Handwerker ihnen Kredit gewähren können auf einen gewissen Theil der Kosten zur Anschaffung besonders guter Werkzeuge und Maschinen.

Und endlich würde ein bedeutendes Geld-Quantum herbeizuziehen seyn

5) durch die Einrichtung von Kredit-Anstalten, wie sie jetzt bloß für die sogenannten Rittergüter bestehen,

aber auch für alle Arten von Besitzthümern, die eine Sicherheit des Ertrages zu gewähren vermögen, ja sogar für große und kostbare Bereitungs- und Verfertigungsanlagen eingerichtet werden können, wenn diese Kredit-Anstalten (welche ganz unmöglich für ein jedes Besitzthum und noch weniger für jedes Gewerbe eine gleich unerschütterliche Sicherheit vermitteln können, und welche auch durch ihre Kredit-Vermittelung nicht zu gleich großen Erwerben führen werden) den nöthigen Kredit, nach Verschiedenheit der Gewinnsthöhe und der Gefahr des Gewerbes, durch höhere Zinsen sich bezahlen lassen, um einen angemessen hoch zu bestimmenden Theil dieser hohen Zinsen der daneben zu errichtenden Schadenersatz-Sozietät, für die Entschädigungsübernahme, überlassen zu können.

Zu d. Jetzt wird, dem oben gegebenen Versprechen gemäß, noch nachzuweisen seyn: „daß die Vortheile des bestehenden und hoffentlich im Bewähren seiner Nützlichkeit sich bald weiter ausdehnenden und vervollständigenden freien deutschen Handelsvereins, mit seiner Ausdehnung und Vervollständigung, auch an gemeinnützlich werdender Forderung der zu gewinnenden Wohlhabenheit zunehmen müssen."

Schon aus der Natur der Sache, auf welche es hier ankommt, ergiebt sich, daß dieser Erfolg unzweifelhaft ist; denn da unter dem Worte „freier Verkehr," auf den es hier ankommt, die unverwehrte Aushülfe zu verstehen ist, welche sich die Menschen gegenseitig für die Befriedigung ihrer Bedürfnisse leisten oder zufriedenstellend vergüten: so ist es, bei der großen und mannichfaltigen Verschiedenheit der mit der Zivilisation und der Ausbildung des Sinnes für

Ordnung, Bequemlichkeit, Vollständigkeit, Tüchtigkeit, Anmuth und Schönheit steigenden menschlichen Bedürfnisse und ihrer Verfeinerung, dem danach sich stets mehr verzweigenden und mehrenden Verkehre die Erweiterung der Gränzen sogar nothwendig, innerhalb welcher diese gegenseitige Aushülfe, frei von Aufenthalt und Abgabenlast, möglichst schnell, wohlfeil und sicher erlangt werden kann.

Es wird nämlich dann jede Sache dahin gebracht werden, wo sie am meisten geschätzt und bezahlt wird; es wird ferner dann jede Arbeit vornehmlich da verrichtet werden, wo das dazu erforderliche Material die nöthigen Zuthaten und die helfenden Kräfte am besten und wohlfeilsten zu erlangen sind, und wo ferner die Lokalität dazu am günstigsten ist. Ja, es wird jeder Einzelne seine Talente, Geschicklichkeiten, Kenntnisse und Einsichten sich da erwerblich zu machen suchen, wo sie am besten gewürdigt, benutzt und belohnt werden, und die, unter diesen Verhältnissen schneller als unter Absperrungen in allerlei Verrichtungen sich ausbildende Meisterschaft wird dann von Allen, die ihr nachstreben, aufgesucht, im möglichsten Grade erlangt werden und über das Ganze der in Verein lebenden Staaten Allen zu Gute kommen; es werden dann überall die Menschen nach ihren Naturgaben benutzbar werden, und die Werkthätigkeit oder das Bereitungsgeschick wird schnell zur höchsten Stufe erhoben werden, welche zugleich auch der Gipfel des Wohlstandes ist, der, wie es schon oben gezeigt worden ist, das Produkt der am besten verwendeten Thätigkeit selbst dann seyn muß, wenn sie weniger oder vielleicht auch gar nicht mit edlen Metallen bezahlt werden

möchte und dann freilich nicht im Besitze großer Vorräthe von edlen Metallen bestehen würde.

Je größer die Verschiedenheit der Eigenthümlichkeiten der im freien Gewerbvereine mit einander lebenden Länder ist, je mehr nämlich — beispielsweise genommen — das eine Land an schätzbaren Mineralien und das andere an schönen Vegetations-Produkten, oder das eine Land an Vieh und ein anderes an Fischen, Vögeln und Wildprett, oder an Wein, an Oel, oder an Fabrikaten reich ist, um so wohlthätiger wirkt der freie Handelsverkehr, in welchem diese Länder vereint bestehen.

Wenn ferner der größte Theil der Fabrikationen eine dicht bei einander wohnende Bevölkerung verlangt und mehr Nahrungsmittel bedarf, als er selbst erzielen kann, so bedarf die Getreide-Erzielung ausgedehnterer Felder und fruchtbarerer Erde, so daß auch hierdurch, unter der größten Bevölkerungs-Differenz, der sich aushelfende Verkehr um so allgemeiner wohlthätig werden wird; und der stets nöthig bleibende Antheil an der Benutzung des Welthandels, vereint wiederum die Seeküstenländer mit denen Völkern, die am Fuße der Gebirgsscheidung und in der Erhebung des Bodens zu diesen scheidenden Gebirgen wohnen.

Sollte aber Jemand sich den Hoffnungen, die auf diese Demonstrationen in unbestreitbarer Wahrscheinlichkeit für die Folgen des deutschen Vereins für freien Verkehr, sich gründen, aus Zweifelsucht versagen: so wird einen Solchen vielleicht der Rückblick auf Deutschlands frühere große Wohlhabenheit zur Loslassung von seiner unglücklichen Verzweiflung bewegen.

War nämlich dem ernsten Fleiße und der wohlüber-

legenden Betriebsamkeit der, mit eben so redlichem offenen Charakter, als mit Kunstgeschick von der Natur ausgestatteten Deutschen die Erlangung der damaligen höchsten Stufe der Kunst und des Bereitungs- und Verfertigungsgeschicks und der daraus emporwachsenden Wohlhabenheit zu der Zeit möglich, als die unaufhörlichen Fehden und Gewaltthaten der Ritter den Handel aufs ärgste erschwerten, als ferner nicht bloß die große Menge selbstständiger Landesherren, sondern auch selbst die mächtigsten der Ritter, Gränzsteuern oder Zölle von allen Waaren-Transporten erpreßten, dabei aber auch noch die Wege höchst beschwerlich zu befahren waren, und nur sehr wenige Wasser-Transporte auf Kanälen gemacht werden konnten, welche die schiffbaren Ströme erst später mit einander verbunden haben: so wird, bei der jetzt erfolgten Aufhebung aller innerhalb Deutschlands sonst bestandenen Zollerhebungen, bei den vielen schönen Kanälen und gehärteten Straßen, die jetzt den Handel so beschleunigen als erleichtern und vor Beschädigung der Waaren bewahren, und bei der strengen Rechtspflege, die jetzt Alle schützt, endlich aber auch bei den großen Fortschritten, welche die Einsicht in die Natur der für die Waarenbereitung rc. zu benutzenden Kräfte, die erworbenen Kunstfertigkeiten und die bewundernswürdige Vervollkommnung der Werkzeuge und Maschinen gemacht haben, und bei den Vorbereitungen für den Gewerbbetrieb, welchen jetzt der Schulunterricht in der überdachtesten entsprechendsten Art gewährt, den so gewerbfleißig als redlich verbliebenen Deutschen das Erlangen des Gipfels der Wohlhabenheit viel besser und in größerer Allgemeinheit gelingen, als dieses da geschehen kann, wo nicht auf den durch

ge-

gegenseitigen Austausch der für einander getriebenen Verrichtungen entstehende Wohlstand Aller (welchen Deutschland genießen will und sicher genießen wird), sondern nur auf Erlangung des am Ende sich dennoch in Papier auflösenden Geldreichthums seit Jahrhunderten hingearbeitet worden ist: eines Reichthums, der dadurch entstand, daß für wenige, zu großem und ausschließlichem Grundbesitz und zu hoher Vermögensmacht gelangte Mächtige und Reiche die in Elend schmachtende Menge arbeiten und Fabrikate fertigen und Waaren aus allen Weltgegenden zusammenholen und dahin verschiffen mußte, gegen deren Lieferung die Völker des europäischen Kontinents nur so lange tributär gemacht werden konnten, als sie in der Unkultur lebten, und in derselben durch stete Kriegführung planmäßig zurückgehalten wurden.

Nur darauf kommt es jetzt an, daß es bald und allgemein begriffen werde, wie wenig das zuletzt gedachte System, dem Holland, Frankreich und besonders England bisher mit dem glänzendsten Erfolge angehangen haben, nicht länger benutzbar ist, und daß jetzt, in natürlicherer, weit gerechterer Weise, die Wohlhabenheit bei best-möglichster Ausbildung und Benutzung aller Kräfte aus derjenigen Hülfe erlangt werden muß, die im freiesten Verkehr die Menschen sich einander leisten.

Möge England versuchen, wie lange es sein bisheriges egoistisches System gegen die unkultivirten Völker mit Erfolg fortsetzen kann; die Welt gewährt ihm, wie Nord-Amerika und Frankreich, Belgien und Holland, noch Spielraum genug. Wir Deutschen müssen im vorgedachten

anderen natürlichen Wege durch fleißiges Arbeiten für einander uns wohlhabend machen; und allgemeine Verbreitung des Wohlseyns bis auf die untersten Volksklassen — die den Lohn genießen muß, welcher dem Werthe ihrer Leistungen angemessen genannt zu werden verdient — wird die dauernde Frucht unserer gerechteern Verhältnisse seyn!

Auch der Welthandel scheint eine, uns Deutschen jetzt günstigere Wendung zu nehmen. Denn wenn Aegypten sich völlig frei macht von der Oberherrschaft des türkischen Großsultans: so genießt Europa um so sicherer durch das mittelländische Meer, durch den arabischen Meerbusen und über Syrien einen Handel nach dem süd-östlichen Asien, der ungleich mehr werth seyn wird, als es der ehemalige levantische Handel war; und dieser Handel wird über Griechenland und über Venedig, Triest und den übrigen zu Oestreich gehörenden Häfen, auch Süd-Deutschland zu gut kommen, während der Handel, der über das schwarze und das kaspische Meer, durch Rußland und Polen einerseits nach der Oder und Warthe, und andererseits, die Weichsel hinab, aus Indostan, Persien, Tibet und China her, geführt werden wird, dem nördlichen Deutschland und Polen zu gut kommen muß. Die sodann bestehende mehrfache Handels-Konkurrenz wird uns dann eine weit billigere Behandlung, als wir bisher genossen haben, vermitteln; und da kein Handel dauernd und in großer Ausdehnung, ohne Waarentausch, bloß gegen baares Geld und edles Metall geführt werden kann, so wird auch die russische Staats-verwaltung hierüber zu besseren Beschlüssen kommen, als

wofür ihre Handelssperre und das Prägen eines Weltgeldes aus Platina gehalten werden kann.

Waltet in demjenigen, was hier der verständigen Welt vorgetragen worden ist, kein Irrthum ob, so leidet es keinen Zweifel, daß nicht bloß Hannover und Braunschweig, sondern auch Mecklenburg und Oldenburg, Frankfurt und die Schweiz, nichts Besseres thun können, als sich dem deutschen Zollvereine anzuschließen: denn sie alle können nicht für sich allein bestehen; und Englands Vortheile werden so wenig die ihrigen werden, wie sie es wünschen können, das Schicksal Englands zu theilen, welches jetzt auf dem Wende-Punkt steht. Holland, Belgien und Frankreich können eher versuchen, wie sie in der Scheidung vom deutschen Vereine durch den Betrieb des Welthandels sich helfen können, der gegen Deutschland nicht länger so aussaugend als bisher wird können geführt werden; und Hamburg und Bremen werden es sich gefallen lassen müssen, wenn sie wegen ihrer Versagung des Anschlusses am Verein in einiger Umschließung strenge werden bewacht werden.

Im Handelsverkehr der Völker mit einander gewinnt stets, und zwar ohne alle Mitwirkung der Regierungen, das geldarme Land vom geldreichen Lande Geld; es verliert aber das geldarme Land in dem Handelsverkehre mit dem geldreichen Lande stets an demjenigen Werthe, welchen Dinge und Kräfte nach dem Maße ihrer Benutzbarkeit und ihrer allgemeinen, von ihrer Seltenheit abhangenden Werthschätzung haben. Die Preise oder der Geldwerth der Dinge und Kräfte, müssen nämlich nach dem Maße der Geldmenge, die ein Land benutzt, und nach dem Maße

der Geschicklichkeit und Geschwindigkeit, mit welcher das vorhandene Geld in einem Lande benutzbar gemacht oder in seinem Umlaufe beflügelt wird, verschieden, d. h. da hoch seyn, wo viel Geld ist und wo es noch dazu schnell umläuft, und da geringe seyn, wo wenig Geld ist, und dieses sogar noch langsam umläuft; wie solches in denen Ländern der Fall ist, welche dünn bevölkert sind, wenig Gewerbe treiben und in diesen Gewerben nicht vom Dienst der kaufmännischen Wechsel und Geldanweisungen unterstützt werden, die ohne doppelte kaufmännische Buchführung nicht in Gebrauch kommen können.

So lange das Geld in der Handelswelt nur aus edlen Metallen bestand, mußten die edlen Metalle und das baare Geld nach dem Grade der Seltenheit und nach dem Maße des sich veroffenbarenden Zahlungsbedarfs sehr verschiedentlich gelten; und es trat damals jenes Verhältniß des Gewinnes an Geld und des Verlierens an benutzbaren Dingen und Kräften ganz einfach und klar ein. Je mehr aber die Bezahlung mit Waaren erfolgte, und je mehr dabei das Ab- und Zuschreiben in der kaufmännischen Doppel-Buchung und der Verkehr mit kaufmännischen Wechseln gebräuchlich ward, um so höher stieg der Verlust, welchen der geldarme Staat an benutzbaren Dingen und darin verwendeten Kräften machte. Noch schlimmer stellte sich aber dann dieses Verhältniß der im Handelsverkehr mit einander stehenden Welt für die geldarmen Länder, als in den geldreichen Ländern durch das Papiergeld und die Geld-Effekten das baare Geld minder nöthig zum Zahlen und also auch minder geltend ward;

denn in dem Maße, als dieses geschah, stiegen in diesen Ländern die Preise der von dort her zu ziehenden Waaren, und es gereichte dann das Bestreben der geldarmen Länder nur mit benutzbaren Diensten und darin verwendeten Kräften zu bezahlen, zur Vermehrung des Verlustes, welchen in diesen Dingen die geldarmen Länder erlitten; denn dieses Bestreben senkte den Preis der auszuführenden Waaren, und es trat dieser Verlust besonders dort ein, wo ein geldarmes Land in sich Leute enthielt, die reich an benutzbaren Dingen waren, und aus deren Verkauf im Auslande die Mittel zogen, durch welche sie geschätzte ausländische Dinge an sich bringen konnten, um zu besitzen, zu genießen und zu verbrauchen. Am stärksten tritt aber dieser Verlust da ein, wo die Besitzer der dem Auslande zu verkaufenden Waaren den dafür zu lösenden Geldwerth im Auslande verzehren. Dieses Verzehren im Auslande wirkt aber auch ähnlich nachtheilig auf die geldreichen Länder, und es ist zu bewundern, daß so wenig Rußlands als Englands Regierungen das Mindeste thun, um die hieraus ihren Ländern erwachsenden Verluste zu vermindern.

Noch mehr muß man aber darüber in Verwunderung gerathen, daß von der Welt der Vortheil noch zu wenig erkannt worden ist, welcher im steten Steigen der Preise aller Dinge liegt, und welcher durch die in England, wie in Nord-Amerika und in Frankreich, Statt gefundenen mächtigen Vermehrung der papierenen Zahlungsmittel erzeugt worden ist, die den Gewerbfleiß und dessen Verbreitung sehr vermehrt haben; und daß ebenfalls der

Schaden nicht besser, als es geschieht, erwogen wird, den die Wohlfeilheit der Waaren im Handel mit denen Ländern erzeugt, wo höhere Preise bestehen; ja, daß die Regierungen der sogenannten wohlfeilen Länder, sich fortwährend von der Hoffnung blenden lassen, die Wohlfeilheit ihrer Ausfuhr-Artikel werde nicht bloß den Absatz dieser Dinge, sondern auch den durch diesen Absatz zu machenden Gewinn zum Vortheil ihres Landes vergrößern. Gar sehr zu bedauern ist es, daß diese irrige Hoffnung die Regierungen der jetzt im Geldbesitze den anderen Staaten nachstehenden Länder abhält, den Mangel an Geldfülle durch Vermehrung papierner Zahlungsmittel zu mindern, also im Vorrathe von Zahlungsmitteln mit den geldreicheren Ländern sich in das sehr nöthige Gleichgewicht zu setzen. Es könnte dieses ja durch Kreirung ganz solider Zahlungsmittel geschehen; und es würden, solchen Falls, diejenigen Regierungen, welche dieses zu thun nicht länger verabsäumt hätten, dann, wenn die schlechten Zahlungsmittel der jetzt reich erscheinenden Länder ihre Geltung verlören, in den Vortheil und Wohlstand der bisjetzt reich erschienenen Länder treten.

[illegible]

Don Geronimo Merino

nach

seinem Wirken und nach seiner Bestimmung.

Zu den merkwürdigsten Erscheinungen der spanischen Welt gehört ganz unstreitig der Partheigänger Geronimo Merino. Seit fünf und zwanzig Jahren treibt er sein verderbliches Handwerk, ohne daß es bisher gelungen ist, ihn zu lähmen, oder ihn zu bestrafen. Aus dem Pfarrer, der er ursprünglich war, ist ein Straßenräuber geworden, der jedem Gesetze Trotz bietet, nach Willkühr todtschießen läßt, in Brand steckt, kurz, Gräuel aller Art verübt und nebenher durch eine Großmuth à la Don Quixote mit sich versöhnt. Vergeblich fragt man, wie dies — wir sagen nicht in einem christlichen — wohl aber in einem nothdürftig zivilisirten Königreiche möglich sei, das der europäischen Welt angehört? Dem ist nun einmal nicht anders; und wer das Thun und Treiben Merino's erklären will, befindet sich in der Nothwendigkeit, den ganzen gesellschaftlichen

Zustand Spaniens, so wie dieser sich den Augen eines unpartheiischen Beobachters darstellt, zu durchdringen, um die Erscheinung zu begreifen, welche ein Einzelner darbietet, den man mit dem besten Rechte von der Welt den Repräsentanten dieses Zustandes nennen möchte.

Wir mögen nicht läugnen, daß so etwas in unserer Absicht liegt. Ehe wir jedoch ans Werk gehen, halten wir es für nothwendig, unsere Leser mit dem Neuesten bekannt zu machen, was über den Partheigänger Merino (dessen Rolle unter den gegenwärtigen Umständen an Wichtigkeit nur gewinnen kann) zur öffentlichen Kunde gelangt ist. Unsere Quelle ist das Mémorial Bordelais, welches mehre Artikel über diesen Gegenstand enthält: Artikel, aus welchen wir Folgendes mittheilen:

„Wer hätte wohl nicht etwas von Merino's Höhle vernommen — von diesem sicheren Zufluchtsort gegen alle menschliche Verfolgung? Sie ist in Wahrheit ein merkwürdiger Ort: ein Schlupfwinkel, den der Himmel ausdrücklich und absichtlich geschaffen zu haben scheint, damit er dermaleinst von demjenigen bezogen würde, der sich gegenwärtig im Besitz desselben befindet. Nie paßten zwei Monstrositäten besser zu einander: eine Abscheulichkeit, von welcher man aussagen möchte, sie habe sich in zwei verschiedene Naturen getheilt, in eine lebendige und in eine versteinerte, doch so, daß sie sich in der Vereinigung ihrer beiden Individualitäten vollständig darstellt. In Wahrheit, ohne seine Höhle würde Merino unvollständig seyn.

„Folgt man dem Wege, welcher nach dem kleinen Dorfe Cabillo führt, so gelangt man zu den Bergen, welche zwischen Tejada, Barbadillo, Retuerta und Quintana ge-

legen sind: Berge, bedeckt mit einem Schnee, welcher der so stark auflösenden Wirksamkeit der Sonne Iberiens standhaft widersteht. Hier nun muß man Merino'n suchen, wenn er sich nicht auf der Straße nach Madrid befindet, um euch todtzuschießen, oder um euren Wagen zu verbrennen.

„Doch, wo sollt ihr stehen bleiben? Ihr findet euch umgeben von jähen Felsen, und vor euch öffnen eine Menge Höhlen, deren schwarze und schweigende Tiefe das Auge nicht auszumessen wagt, ihre gähnenden Schlünde. Es fällt sehr schwer, im Grunde dieser unterirdischen Gemächer das Daseyn eines Wesens mit menschlichem Angesicht zu muthmaßen; und selbst wer dies könnte, würde noch immer nicht zu errathen verstehen, welcher Ort Merino'n zum Aufenthalte dient. Man muß sehr gut orientirt seyn, um sich nicht inmitten dieser luftigen Einöden zu verirren. Der Oberst von Pablos, die Kapitäne Tomas, Anton, Lucio und Villaverde, seine Gefährten und Lieblinge, hatten Merino'n hierher begleitet, hatten sogar, je nach Beschaffenheit der Umstände, die sie zur Verborgenheit nöthigten, einen bis zwei Tage hier verlebt; glaubt man aber wohl, daß sie die Gelegenheit dieser wilden Behausung wieder erkannten? Nein, und dies war ein Glück für sie; Merino, voll Mißtrauens, würde ihnen arg mitgespielt haben, wenn sie so unglücklich gewesen wären, eine genaue Kenntniß der Oertlichkeiten zu erwerben. Um sich des Grades von Fähigkeit, der ihnen in dieser Beziehung eigen war, zu vergewissern, versammelte er sie bisweilen, und sagte zu dem Einen: „Geh nach dem und dem Dorfe und befiel dem Alkaden, so und so viel Rationen für mich in Bereitschaft zu halten;“ zu dem Andern: „du gehest,

vierzig Pferde zusammen zu bringen und berichtest mir darüber zu der und der Stunde." So ertheilte er Jedem einen Befehl oder Auftrag, um zu sehen, ob sie im Stande wären, seine Höhle wieder aufzufinden; und ich kann versichern, daß seine Gefährten sie nie wieder entdecken konnten; und für denjenigen, der die Gegend kennt, wird dies keineswegs ein Gegenstand der Verwunderung seyn.

„Diese Grotte befindet sich in einem steilen Fels von außerordentlicher Höhe. Kein anderer Eingang, als eine natürliche Spalte, durch welche man nur dann schlüpfen kann, wenn man, wie Merino, ausgestattet ist mit einer solchen Magerkeit, daß man mehr einem bloßen Gerippe, als einem lebendigen Menschen ähnlich sieht. Durch diesen Engpaß steigt man in eine Tiefe von etwa acht Fuß. Alsdann befindet man sich in einem unterirdischen Lokal, welches dreißig Personen fassen kann. Hier angelangt kann man allen Stürmen des Himmels und der Erde Trotz bieten; vorzüglich den Stürmen der letzteren: denn für Soldaten bedürfte es nicht nur einer Geduld und eines Muths auf jede Probe, sondern auch einer ziegenartigen Gewandtheit und einer langen Gewohnheit, um, ohne zu erblassen, auf dem Gipfel dieser mit Abgründen umgebenen Felsen daherzuschreiten.

„In diesem höllischen Schlupfwinkel geschah etwas so Originelles, daß ich nicht umhin kann, es dem Leser mitzutheilen; was ich dabei aus Schicklichkeitsgefühl verschweige, wird er ohne Mühe errathen können.

„Um die Zeit der Konstitution fertigte die Stadt Palenzuela einen Marino von Stroh, hüllte ihn in Lumpen, welche die Form eines Priesterrocks erhalten hatten, be-

deckte sein Haupt mit einem schlechten Priesterhuth, und setzte dies groteske Bildniß auf einen Esel, den man, unter dem Beifall und Gelächter der großen Menge, durch die Stadt trieb. Auf dem Rücken dieses nachgemachten Merino befand sich eine Tafel, auf welcher geschrieben stand: Entre nosotros quien es mas burro? (Wer von uns beiden ist der größte Esel?) Und als das Volk seiner Verspottung freien Lauf gelassen hatte, setzte es das stroherne Bild in Flammen und verbrannte es auf öffentlichem Markte.

„Urheber dieses Spaßes war ein gewisser Cipriano Redondo, seit kurzer Zeit vermählt mit der Tochter des Apothekers der Stadt.

„Als Merino die Sache erfuhr, spie er Feuer und Flamme wider die Muthwilligen, welche ihm so mitgespielt hatten, und beschloß Rache zu nehmen. Damals aber waren die Umstände eben nicht vortheilhaft für ihn; denn die konstitutionellen Truppen verfolgten ihn auf Tritt und Schritt, und in diesem Augenblick befand er sich zu Penilla de Monte, zehn Meilen von Palenzuela entfernt. Erst fünf Monat später vermochte er seinen Unwillen gegen die unschuldige Stadt auszuschütten.

„Was geschah?

„Merino rückte mit seiner Bande in die Thore von Palenzuela, bemächtigte sich einiger zwanzig National-Garden, ohne Cipriano und dessen Frau zu vergessen, und schleppte sie mit sich in die Gebirge. Wer in Palenzuela zurückblieb, legte Trauer an wegen der in Gefangenschaft gerathenen Unglücklichen; denn wie oft hatte Merino todtschießen lassen, wegen weit geringerer Verletzungen, als

diejenige, worüber er sich zu beklagen hatte! Doch dies=mal beschränkte sich seine Rache nur auf zwei Schlacht=opfer. Als er in Peral angelangt war, machte er Halt: und sich gegen die National=Garden wendend, fragte er: „ob sie hübsch müde wären?“ Diese wagten nicht zu ant=worten. — „Kehrt in eure Heimath zurück,“ fuhr er fort; geht, geht, ihr Schl... Ich will von euch keinen an=dern, als diesen Apotheker=Burschen und sein Weib.“

„Die Gefangenen kehren nach Palenzuela zurück, und die Bande schlägt mit den Unglückseligen den Weg von Torrepadre ein.

„Als man am Fuße der Felsen angelangt war, durch welche man zur Grotte kam, stieg Merino vom Pferde und befahl etwa dreißig von seinen Leuten, daß sie ihm folgen sollten. Nach einem langen, langsamen und ge=fahrvollen Marsch befand man sich im Angesicht der un=terirdischen Behausung, in welche die kleine Truppe mit großer Mühe trat. Sobald sie nun versammelt waren, ließ Merino sie einen Kreis bilden und wendete sich gegen Cipriano. „Elender,“ fragte er, „wer hat dir den Ge=danken zu einer solchen Schändlichkeit eingegeben?“ — „Verzeihung, Señor Don Geronimo, tausendmal bitte ich darum, aber diesmal ist es — ist es meine Frau,“ ant=wortete Cipriano mit zitternder Stimme. Hierauf erfolgte ein langes Schweigen, und Merino, der sich der Señora Cipriano langsam näherte, betrachtete dieselbe einen Augen=blick mit jenem frostigen und einschneidenden Blick, wel=cher wie die Klinge eines Dolches in die Seele dringt. Er faßte sie sodann beim Arm, daß sie hätte aufschreien mögen. „Sie also, Madame“ — sagte er mit bitter sar=

kastischer Miene, und demüthigte das arme Geschöpf so tief, wie eine Frau nur gedemüthigt werden kann. Die Strafe zu beendigen ließ er Honig und Federn bringen, bestrich mit dem ersten die Frau von Kopf bis zum Gürtel und schmückte die Stirn des Mannes mit den bedeutsamen Sinnbildern, welche die Bosheit des Publikums für ähnliche Unfälle ersann. In diesem Zustande der Verwerfung entließ er sie, begleitet von einem Führer, der sie durch den Irrsaal der Sierra leiten mußte. Ich kann nicht alle Umstände dieser empfindlichen Bestrafung einzeln angeben; doch, wenn Merino bei dieser Gelegenheit nicht hinrichten ließ, so geschah es, weil er die Ueberzeugung in sich trug, daß seine Bestrafung grausamer sei, als der Tod. Merino's Epigramme, um alles mit einem Worte zu sagen, sind fürchterlich.

„Späterhin erfuhr man, daß die von ihm beschimpfte Frau mit ihm in Verbindung gestanden hatte.

„Man geräth in Erstaunen, wenn man lieset, daß dieser Guerillero seit fünf und zwanzig Jahren, trotz allen Bemühungen, ja, trotz allen Mitteln, die es für einen solchen Endzweck gab, nicht hat festgenommen werden können. Man soll aber nicht glauben, daß dieser Umstand mit einer an Wunder gränzenden und folglich übernatürlichen Geschicklichkeit in Verbindung steht. Ist ihm die Geschicklichkeit nicht abzusprechen, so vereinigen sich noch viele Thatsachen, um ihn gegen die Verfolgungen zu beschützen, deren Gegenstand er ist. In die erste Klasse dieser Thatsachen muß man den geheimen Beistand setzen, den er von einflußreichen Personen erhält. Stets hat er getreue Korrespondenten in den hohen Verwaltungen

gehabt, welche ihn von den, wider ihn ausgefertigten Befehlen unterrichteten, ehe und bevor diese Befehle ins Werk gerichtet werden konnten. Im Jahre 1823 beklagte sich die Regierung der Kortes bei dem Präfekten von Burgos darüber, daß sie aus dieser Stadt keine Nachricht über die Fortschritte der Bande Merino's erhalte, ja nicht einmal über die Angelegenheiten der Verwaltung. Der Präfekt antwortete, daß er unter dem und dem Datum pünktlich seine Depeschen habe abgehen lassen. Die Regierung begriff hiernach die Nothwendigkeit, eine Korrespondenz einzuführen, welche nicht in die Hände der Insurgenten gerathen könne. Mit einem bedeutenden Geldaufwande gewann sie den sehr liberalen Führer einer Diligence, daß er für amtliche Depeschen einen verborgenen Verwahrungsort anzulegen versprach. Ohne Belästigung langt dieser Führer in Burgos an und übergiebt sein Paket. Der Präfekt nimmt in der Eile Kenntniß davon, und übersendet um zehn Uhr Abends seine Antwort auf dieselbe Weise. Am folgenden Tage hält Merino bei Tagesanbruch den Wagen bei seiner Abfahrt von Bahabon an, durchsucht alles, und da er nicht findet, was er finden möchte, so läßt er die Reisenden aussteigen, um den Wagen in Brand zu stecken. Alles wurde in Asche verwandelt; nichts blieb übrig, als das Eisenwerk.

„In demselben Jahre erhielt er täglich Nachrichten von einem gewissen Don Lucas de Foronda, dessen Vermögen sich wenigstens auf vier Millionen Franken belief. Da die konstitutionellen Autoritäten Kunde über diesen reichen und mächtigen Späher eingezogen hatten: so beschlossen sie eine exemplarische Strafe an ihm zu vollziehen.

Doch Merino erfuhr dies noch zu rechter Zeit; und ehe irgend eine Maßregel genommen war, begab er sich nach dem Aufenthalt seines geheimen Spions, ließ dessen Wohnung von seiner Bande umzingeln, bemächtigte sich des Don Lucas, den er knebeln ließ, und befahl, daß man einen Beichtvater herbeischaffen sollte.

„Ohne Zeitverlust wirft sich die Gattin des Don Lucas, in Thränen aufgelöst, zu Merino's Füßen; nicht weniger ihre beiden Kinder, welche gleichfalls weinen und um Gnade für ihren Vater bitten, für ihn, der seinerseits, an allen Gliedern zitternd, sich eine solche Behandlung nicht zu erklären weiß. Endlich stellt sich Merino, als sei er erweicht von den flehentlichen Bitten, die an ihn gerichtet werden. Er hebt die junge Frau vom Boden auf. „Ihr fordert das Leben eines Verräthers, eines Negro; ich werde es aber nur unter der Bedingung bewilligen, daß ihr mir auf der Stelle eine Geldstrafe von 60,000 Franken erlegt; sonst nagle ich seinen Kopf an die Thür seines Hauses.

„Die Summe, wie stark sie auch seyn mochte, wurde auf der Stelle bezahlt, und Merino begab sich von dannen. Doch, während der Nacht ließ er dem Don Lucas die 60,000 Franken wieder zustellen mit einem Schreiben, worin er ihm erklärte, daß er so viel Strenge zur Schau getragen habe, um sein Leben zu retten, das von den Regierungs-Behörden bedroht sei, die ihn für einen Spion und einen Feind der Liberalen hielten."

So das Mémorial Bordelais über einen Mann, der seit fünf und zwanzig Jahren die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigt.

Dringt man tiefer in das Guerillero-Leben Merino's ein, so macht man ganz unfehlbar die Entdeckung, daß es in zwei ungleiche Hauptabschnitte zerfällt, die sich aufs Wesentlichste durch ihre Tendenzen von einander sondern.

In dem ersten Hauptabschnitte hatte dieser ursprüngliche Pfarrer dieselbe Bestimmung mit allen übrigen Guerilla-Chefs — einem Mina, einem Porlier, einem Lascy u. s. w. — gemein; und diese Bestimmung war keine andere, als den Franzosen die Invasion von 1808 zu verleiden, und Spanien von dem Joche zu befreien, welches Napoleon Bonaparte ihm aufgelegt hatte. Während dieser Periode, welche bis zum Jahre 1814 dauerte, war, um alles mit einem Worte zu sagen, in Merino der Priester in den Krieger oder, wenn man dies vorziehen sollte, in den Patrioten aufgegangen.

Der zweite Hauptabschnitt in Merino's Leben hob mit der Rückkehr Ferdinands des Siebenten an. Es handelte sich damals um die Frage, wie viel Spanien von seiner alten Verfassung beibehalten könne oder dürfe, um Schicksalen zu entgehen, wie die der letzten fünf Jahre gewesen waren, und um mit dem übrigen Europa hinsichtlich des Gesetzlichen auf gleiche Linie zu kommen. In Cadix war, seit dem Jahre 1812, eine Verfassungs-Urkunde zu Stande gebracht worden, die, indem sie das Fundament der spanischen Priesterherrschaft — die Inquisition — zerstörte, die Stellung eines Königs von Spanien aufs Wesentlichste dadurch veränderte, daß sie, durch Anwendung des Nützlichkeits-Prinzips, die weltliche Macht über die geistliche erhob. Was konnte von dieser Verfassungs-Urkunde beibehalten werden? In diese Frage theilten sich

die Partheien. Am Tage lag, daß das, was die Kortes von Cadiz gewollt hatten, nicht Knall und Fall ins Leben gerufen werden konnte; je weniger dies jedoch in Spanien begriffen wurde, desto sicherer trug die Priester-Parthei für den Augenblick den Sieg davon. Sich zu behaupten, mußte sie den sogenannten Liberalen den Krieg erklären. Zu diesen gehörten die meisten Guerilla-Chefs, deren Vernichtung oder Verbannung nicht ausblieb. Merino aber gehörte nicht zu ihnen; und je nützlichere Dienste er zu leisten vermochte, desto mehr wurde er nicht bloß verschont, sondern auch begünstigt. So sehen wir ihn denn zwanzig Jahre lang sein Guerillero-Metier fortsetzen. Doch hat sich die Tendenz desselben verändert. Merino gehört schlechtweg zu Spaniens Konservativen; und wenn in der früheren Periode der Guerilla-Chef in ihm den Ausschlag über den Priester gab, so kehrte sich, von 1814 an, dies Verhältniß um: der Priester gewann in ihm die Oberhand, und der Guerilla-Chef war nur ein Werkzeug desselben. So steht für diesen merkwürdigen Mann, der in Spanien die Rolle eines Gespenstes spielt, die Sache bis auf den heutigen Tag, ohne daß ihm, so lange seine physischen Kräfte vorhalten, irgend eine Umkehr gestattet ist.

Denn, wie ließe sich wohl annehmen, daß das Problem, welches für Spanien gelöset werden muß, in einem kurzen Zeitraum werde gelöset werden? Es kommt in diesem Lande auf nichts Geringeres an, als der weltlichen Macht ein so entschiedenes Uebergewicht über die geistliche zu geben, daß von allen den Erscheinungen, welche der pyrenäischen Halbinsel in den drei letzten Jahrhunderten eigenthümlich waren, keine einzige übrig bleibt. Will man

nun erfahren, mit welchen wahrhaft unermeßlichen Schwierigkeiten die Lösung dieser Aufgabe verbunden ist: so muß man sich vor allen Dingen den Zustand der katholischen Kirche, so wie dieser bis auf unsere Zeiten vorgehalten hat, vergegenwärtigen. Wie aber verhält es sich damit?

Die spanische Kirche zählt noch jetzt, bei einer Bevölkerung des Landes von 13,900,000 nicht weniger, als 58 Erzbischöfe, 684 Bischöfe, 11,400 Aebte, 936 Kapitel, 127,000 Kirchsprengel, 7000 Hospitäler, 23,000 Brüderschaften, 46,000 Klöster, 135,000 Konvente, 312,000 Weltpriester, 200,000 niedrige Geistlichkeit, 400,000 Mönche und Nonnen. Wie man diese zahlreiche Klerisei auch auffassen möge: immer stellt sie sich als einen reinen Konsumenten dar, der das Mark des Landes verzehrt, ohne dafür noch mehr zu leisten, als das Wenige, was hinsichtlich der gesellschaftlichen Ordnung auf ihre Rechnung gesetzt werden kann. Wie wenig dies nun sei, erhellet am sichersten aus dem moralischen Zustande der ganzen Gesellschaft, welcher von einer solchen Beschaffenheit ist, daß man davor zurückschaudert, wenn man lieset, daß von zehn Verbrechen nur eins an das Tageslicht kommt, und daß gleichwohl die Zahl der angemeldeten Ermordungen, bei einer Bevölkerung von noch nicht vierzehn Millionen, alljährlich wenigstens 3000 beträgt. An Verbesserung der Gesetze und Institutionen ist in einem solchen Gesellschaftszustande gar nicht zu denken; denn, wo anfangen und wo endigen, ohne den Vorrechten dieser Klerisei wesentlichen Abbruch zu thun und sich dem Vorwurfe der Irreligiosität auszusetzen? Dies ist der wahre Grund, weßhalb in Spanien die weltliche Macht nie zu irgend einer Auto-

rität gelangt ist; der geistlichen aufs Bestimmteste unter- geordnet, sah sie sich genöthigt, alles beim Alten zu lassen, und sie entschloß sich dazu um so bereitwilliger, weil sie den besten Theil ihrer Ausstattung nicht in den Produkten des spanischen Fleißes, sondern fast ausschließend in den Tributen der amerikanischen Kolonien hatte. So lange diese dem Mutterlande anhingen, war keine Veranlassung zu einer Abänderung des Verhältnisses vom Staate zur Kirche vorhanden. Nur der Abfall der Kolonien konnte eine solche Aufforderung in sich schließen; und daher sehen wir gegenwärtig, wo die ableitende Kraft des Krebits sich erschöpft hat, die theokratischen und kosmokratischen Elemente in einen Konflikt gerathen, der nicht zu Ende geführt werden kann, ohne daß eine Umgestaltung des ganzen gesellschaftlichen Zustandes der Spanier die letzte Folge desselben ist. —

Daß in dem Bürgerkriege, welcher die Provinzen dieses schönen Landes verheert, dieser Konflikt die Hauptsache ist, wird Niemand leugnen, der die Fähigkeit hat, die durch den Abfall der amerikanischen Kolonien für das Mutterland herbeigeführte Erschütterung nach ihrer ganzen Wichtigkeit aufzufassen. Unstreitig hat die Aufhebung des salischen Gesetzes und die fast muthwillige Zurückführung der weiblichen Thronfolge — dieser letzte Lebens-Akt Ferdinands des Siebenten — nicht wenig zur Beschleunigung des Eintritts jenes Kampfes beigetragen, in welchem die weltliche Macht über die geistliche zu siegen bestimmt ist; doch würde man sich gröblich irren, wenn man annehmen wollte, daß er durch die Beibehaltung des salischen Gesetzes hätte abgewendet werden können: denn wie nachgiebig

sich auch Karl der Fünfte als Sieger gegen die Forderungen des Klerus beweisen möchte, so könnte das Königthum doch nur dadurch gerettet werden, daß diese Nachgiebigkeit aufhörte, und daß eine neue Ordnung der Dinge an die Stelle der alten, jeden Fortschritt zum Bessern verleugnenden träte.

Gemeinlich denkt man sich den National-Charakter als etwas Absolutes, dem nicht beizukommen ist. Daß es diese Bewandniß nicht mit ihm hat, ist schon daraus erwiesen, daß er sich nur sehr allmählig hat bilden können: denn, wo dies der Fall ist, muß man voraussetzen, daß die Gränze der Entwickelung nicht für alle Zeiten gegeben sei. Was nun den spanischen National-Charakter betrifft, so glauben wir, daß sich darüber ins Reine kommen lasse; und um uns noch vollständiger darüber zu erklären, wollen wir ihn dadurch ins Licht zu stellen versuchen, daß wir ihn, nach dem Grundsatz: opposita juxta se posita magis elucescunt, mit dem Charakter eines von den Spaniern durchaus verschiedenen Volks vergleichen.

Das Königreich Preußen hat auf 5000 Quadrat-Meilen vollkommen dieselbe Bevölkerung, welche Spanien auf 10,000 Quadrat-Meilen hat. Ist dies Zufall? Wer ist so stumpfsinnig, daß er dies behaupten möchte? Wenn nun nicht dem Zufalle — wird Preußen seine stärkere Bevölkerung einem ergiebigeren Boden, einem günstigeren Klima, einer vortheilhafteren Lage für den Welthandel verdanken? Gewiß nicht; denn welches Land hätte jemals Spanien in dieser dreifachen Beziehung übertroffen? Das Einzige, was nun zur Erklärung des in Rede stehenden Phänomens noch übrig bleibt, ist Preußens Gesetzgebung

sammt den Institutionen, die sich an dieselbe knüpfen. Beide haben ihren Charakter darin, daß sie das Eigenthum beschützen, der Theilung der gesellschaftlichen Arbeit kein Hinderniß in den Weg legen, die Wissenschaft ehren und jeden Fortschritt begünstigen, der auf höheres Gedeihen hindeutet. Nur weil Spanien sich bisher in der Lage befunden hat, eine solche Gesetzgebung und solche Institutionen zurückweisen zu müssen, ist es, was es ist. Wäre es also möglich, Preußens Gesetze und Institutionen jenseits der Pyrenäen zu verpflanzen und daselbst wirksam zu machen: so würden zwei Menschenalter ausreichen, um Spanien nicht bloß eine doppelte, sondern sogar eine dreifache Bevölkerung, und mit derselben alle die Vortheile und Vorzüge zu geben, welche sich daran zu knüpfen pflegen; dies würde mit einer eben so strengen Nothwendigkeit erfolgen, als Preußens Bevölkerung auf die Hälfte, ja auf noch weniger, zusammenschmelzen würde, wenn es möglich wäre, Spaniens Gesetze und Institutionen nach Preußen zu verpflanzen und daselbst wirksam zu machen. Was eine Nation ist, das ist sie durch ihre organischen und bürgerlichen Gesetze; und in Dingen dieser Art den Vorzug haben, heißt exzelliren. Wenn Spanien bisher zurückblieb, so hatte dies keinen anderen Grund, als weil sein Kirchenthum, begünstigt von einem unermeßlichen Kolonial-Besitz, gleich einer Malaria, auf jede Fähigkeit des Landes (diese mochte eine sittliche oder intellektuelle seyn) drückte, und durch Unterhaltung des Müssiggangs und des Aberglaubens jeden Fortschritt in ächter Wissenschaft hemmte. Glücklicherweise ist diesem, fast als Verschwörung gegen den menschlichen Geist zu betrachtenden Systeme durch den

Abfall der Kolonien ein Ende gemacht; und welche Schwierigkeiten auch noch zu überwinden seyn mögen, ehe und bevor die rechte Bahn beschritten werden kann, so werden doch die nächsten Menschenalter zeigen, daß Spanien das, wofür es bisher galt, auf keine solche Weise war, daß es nicht zu einem Lichtpunkt für die europäische Welt werden könnte. Selbst Merino wird dazu beitragen, wäre es auch nur dadurch, daß er die Verlegenheiten vermehrt, indem er einer Parthei dient, deren Untergang unabtreiblich ist.

Ist Wahrheit und Evidenz in dieser Darstellung eines hochwichtigen Phänomens: so folgt daraus, daß das spanische Kirchenthum mit allen seinen Auswüchsen bis auf den heutigen Tag nur auf Kosten von 20 Millionen Seelen fortgedauert hat, die nicht ins Leben treten konnten, weil die Bedingungen ihres Daseyns sich nicht mit den Daseyns-Bedingungen des spanischen Kirchenthums vertrugen.

Die Wissenschaft der Gesetze gesellschaftlicher Erscheinungen ist eine sehr junge Wissenschaft. Wäre dies nicht der Fall, so würde man längst im Reinen seyn über ein Verhältniß, welches, so weit unsere Kenntniß reicht, bisher noch gar nicht zur Sprache gebracht worden ist. Dies ist das Verhältniß, worin die Entdeckung und Kolonisation Amerika's zu der Kirchenverbesserung des sechszehnten Jahrhunderts steht. Daß die Gebrechen des katholischen Kirchenthums schon damals sehr lebhaft gefühlt wurden, geht aus dem einfachen Umstande hervor, daß dies Gefühl sich in eine Reformation auflösete, die sich von Deutsch-

land

land aus über zwei nordische Königreiche, über England und Schottland ausdehnte, und selbst in Frankreich eindrang. Wenn sie hier ihre Gränze fand, so konnte dies keinen andern Grund haben, als daß, ein Menschenalter vor ihrem Eintritt, eine Entdeckung und Erwerbung gemacht war, welche so große Vortheile darbot, daß die weltliche Macht dem Widerstreite entsagen konnte, worin sie auch in den westlichen Königreichen mit der geistlichen gestanden hatte. Hierin allein läßt sich die Ursache der Stätigkeit auffinden, welche jenen Reichen hinsichtlich ihres gesellschaftlichen Zustandes drei Jahrhunderte lang eigenthümlich geblieben ist.

Diese Ursache nun hat durch die Freiwerdung Amerika's, d. h. durch die Aufhebung des Kolonial-Verhältnisses dieses unermeßlichen Kontinents zu seinen europäischen Mutterstaaten, ihre ganze Kraft verloren. Wir sehen daher die Kirchen-Reform in dem westlichen Theile Europa's anheben. Deutlich gedacht oder nicht, haben alle Bewegungen jenseits der Pyrenäen hierin ihren Charakter; und wie diese Bewegungen auch endigen mögen, immer können sie nur damit endigen, daß sie den Staat auf Kosten der Kirche emporbringen, weil nur auf diesem Wege Rettung zu finden ist.

Was sich dabei ganz von selbst versteht, ist, daß man, bei Auffindung dieser Richtung, nach anderen Ideen und Anschauungen zu Werke gehen wird, als im sechzehnten Jahrhundert wirksam seyn konnten. Noch mehr über diesen wichtigen Gegenstand zu sagen, verbietet die Schonung, die auch der Schriftsteller seinen Zeitgenossen

schuldig ist. Ueberhaupt haben wir in diesem Aufsatze nichts weiter bezweckt, als unsere Leser aufmerksam zu machen auf das, was auf der pyrenäischen Halbinsel vorgeht, d. h. auf eine Begebenheit, in welcher die Macht der Dinge alles, die Kraft der Personen hingegen so viel als gar nichts ist. Nach dieser unserer Ansicht wird es in Spanien nicht an einem Merino fehlen, so lange, im Kampfe der Partheien, das Uebergewicht auf Seiten der Priester seyn wird.

J. Baptist Say
über
Napoleon Bonaparte's Schicksal.

(Mit einer Nachschrift des Herausgebers.)

Selbst in neuerer Zeit, selbst im achtzehnten Jahrhundert, waren die moralischen und politischen Wissenschaften zu wenig vorgeschritten, als daß die Moralisten nicht der Gefahr ausgesetzt gewesen wären, in die gröbsten Irrthümer zu verfallen.

Ich schlage Duclos „Betrachtungen über die Sitten" auf, und finde folgende Stelle: „Die Kaufleute unternehmen nichts und erndten keinen Vortheil, den das Publikum nicht mit ihnen theilt. Alles berechtigt sie, ihr Gewerbe hoch zu achten. Die Kaufleute sind die erste Triebfeder des Ueberflusses. Die Finanzleute sind nur Kanäle für die Zirkulation des Geldes, die sich nur allzu oft damit verstopfen u. s. w."

In diesen wenigen Zeilen sind vier Sätze enthalten, die sich von der Wahrheit entfernen, weil sie auf gänzlicher Unkenntniß staatswirthschaftlicher Dinge beruhen.

Es ist nicht wahr, daß die Kaufleute keinen Vortheil haben, den das Publikum nicht mit ihnen theile. Alle auf irgend ein Monopol gegründeten Vortheile bereichern, im Gegentheil, den Spekulanten auf Kosten des Publikums.

Nicht alles berechtigt sie, die Würde ihres Gewerbes zu übertreiben. Wenn sie dem Staate durch ihre Betriebsamkeit nützlich werden, so geschieht dies nicht aus Großmuth, sondern um ihres eigenen Vortheils willen; und bisweilen wird eine eben nicht löbliche Begehrlichkeit Verzehrern, denen ihre Produkte nothwendig sind, sehr nachtheilig. Ein reisender Kommis, welcher seine Waare von Haus zu Haus anbietet, ist eben nicht in die Versuchung gebracht, stolz zu werden.

Es fehlt sehr viel daran, daß bereits erwiesen wäre, daß der Handel die erste Triebfeder des Ueberflusses ist; viele, und an ihrer Spitze Adam Smith, sind der Meinung, daß die ackerbauliche Betriebsamkeit bei weitem mehr Einfluß darauf habe.

Endlich sind die Finanzleute (und unter diesem Worte versteht Duclos die Geldhändler, oder Menschen, welche mit der Regierung verkehren) nicht Agenten der Zirkulation; sie sind vielmehr Kanäle, welche die Reichthümer zusammenbringen, damit sie verbraucht werden, nicht damit sie in Umlauf kommen. Sie müßten sich mit einem Theil der öffentlichen Reichthümer, und bewirken, daß der Ueberrest von der Regierung zerstört werde. Nur Diejenigen, die sich auf das Phänomen des Verbrauchs durchaus nicht verstehen, bilden sich jetzt noch ein, daß die vom Volke eingezahlten Werthe zu dem Volke durch das Medium der Konsumtion zurückkehren.

Keinem ist die Kenntniß der Staatswirthschaft nothwendiger, als dem Historiker; denn sie bewaffnet ihn mit jenem Geiste der Kritik, welcher verhindert, daß er durch fremde Zeugnisse betrogen wird.

Montesquieu behauptet, die Welt habe im Alterthum funfzigmal mehr Bewohner enthalten, als in unseren Tagen, und er läßt es nicht an wunderbaren Nachrichten fehlen, um seine Meinung zu stützen. Vor allem macht er die hundert Thore Thebens geltend, aus deren jedem zugleich zehntausend streitbare Männer ausrücken konnten: was eine Million streitbarer Männer und eine Bevölkerung von zehn bis zwölf Millionen Seelen für eine einzige Stadt giebt.

Syrien und Klein-Asien waren, nach der Aussage der Alten, nicht minder gut bevölkert. Allein, wenn man nicht an Wunder glaubt, so erkennt man ohne Mühe die Unmöglichkeit dieser übertriebenen Bevölkerungen. Wovon hätten diese Myriaden von Einwohnern leben sollen? Ohne Zweifel von Produkten. Doch, wie sich die unermeßliche Masse verschiedener Produkte verschaffen, welche nothwendig ist, um diese Menge menschlicher Wesen zu ernähren, zu bekleiden und unter Dach und Fach zu bringen? Die Betriebsamkeit allein kann dies bewirken, sie möge sich dem Ackerbau zuwenden, oder den Manufakturen, dem Handel, den Künsten, welcher Art diese auch seien. Allein wir wissen, daß, wenn die Betriebsamkeit sich entwickeln soll, Kapitale und Friede erforderlich sind. Nun aber war der Frieden den Alten fast unbekannt: den Alten, deren Staaten, vor der Eroberung der Römer, eine geringe Ausdehnung hatten, und die eben deßwegen mit ihren Nachbarn fast gar nicht aus dem Streite kamen. Nur militärische Talente galten. Die Stärke, nicht das Recht, entschied bei jeder Gelegenheit.

Große Kapitale können nur die Frucht langer Erspa-

rungen und solcher Institutionen seyn, die, wenn nicht unbedingt gut, doch wenigstens erträglich sind, und im Gegensatz stehen zu allem, was wir von der Politik, den Gewohnheiten und den Vorurtheilen der Alten wissen. Eigensinnige Willkür und häusliche Sklaverei reichen hin, um der Betriebsamkeit jede höhere Entwickelung zu rauben. Bei den Alten scheint die Sicherheit der Bevölkerungen an glückliche und seltene Zufälligkeiten geknüpft gewesen zu seyn; dahin gehörte vorzüglich das Leben eines guten Fürsten. Die Gewerbe waren verachtet und den Sklaven überlassen, d. h. Menschen, denen es sowohl an der Einsicht fehlte, deren es für große Unternehmungen bedarf, als auch an dem persönlichen Interesse, das sie durchführt. Die am meisten kultivirte Kunst ist die des Krieges; diese aber bewirkt, daß die übrigen fliehen. Alle Begebenheiten, welche den Inhalt der Geschichte des Alterthums ausmachen, führen zu dem Gedanken, daß Gebäude, wie die Landwirthschaft sie erfordert, Werkstätte, mit Werkzeugen versehen, kurz alles, was anhaltende Beschäftigungen voraussetzt, im Alterthum anhaltend bedroht war. Eine solche Ordnung der Dinge aber ist unverträglich mit einer starken Produktion, und ohne diese giebt es keine zahlreiche Bevölkerung.

Wer hat nicht eine Vorstellung von dem Zustande der Abschwächung, in welchen Frankreich gegen das Ende der Regierung Ludwigs des Vierzehnten gerathen war? Hierüber muß man die Werke des Marschalls von Vauban zu Rathe ziehen: dieses eben so kenntnißreichen als gewissenhaften Schriftstellers. Ganz unumwunden sagt er, daß, nachdem er vierzig Jahre hindurch als Ingenieur

den größten Theil der Provinzen des Königreichs durchreiset hatte, er von Fortschritten der Verarmung erschreckt worden sei. Er theilt das französische Volk in zehn Theile, und bezeugt, daß einer von diesen Theilen an den Bettelstab gebracht ist und wirklich bettelt. Die hierauf folgenden fünf Theile sind nicht im Stande einen Almosen zu reichen, weil sie sich, mit einem sehr geringen Unterschiede, in derselben unglücklichen Lage befinden. „Von den noch übrigen vier Theilen," fügt Vauban hinzu, „sind drei von Schulden und Prozessen geängstigt, folglich nichts weniger als vortheilhaft situirt. In der zehnten Klasse endlich, zu welcher ich alle Leute vom Degen und von der Feder, Geistliche und Laien, den ganzen hohen Adel und die Militär- und Zivil-Beamte, die Kaufleute und die begüterten Bürgerlichen rechne, kann man nicht hunderttausend Familien zählen. Und ich glaube nicht zu lügen, wenn ich behaupte, daß darunter nur zehntausend, kleine und große, befindlich sind, von welchen sich behaupten läßt, daß sie sich wohl befinden und mit ihrer Lage vergnügt sind."

So verhielt es sich mit den Ergebnissen einer vier und sechzigjährigen Regierung, die man glorreich nennt. Die Staatswirthschaftslehre allein gestattet dem Geschichtsforscher von einer bekannten Wirkung zu einer unbekannten Ursache aufzusteigen, oder vielmehr von einer bekannten Ursache zu einer Wirkung herabzusteigen, welche die Jahrbücher der Völker anzuführen vernachlässigt haben.

Doch vor allen übrigen Sterblichen sollten die Oberhäupter der Völker wissen, was den Völkern Leben, was ihnen Stärke und Gesundheit verleihet.

Kaiser Napoleon bildete sich ein, daß die rohe Gewalt die Welt regiere: ihr allein vertraute er; und so hat er denn erfahren, daß Bündnisse, Ackerbau und Handel, ja selbst das Gebiet Frankreichs unter seinen Händen verschwanden, während es nur von ihm abhing, alle diese Vorzüge zu benutzen, sie zu verstärken und der mächtigste Fürst des glücklichsten Landes von der Welt zu seyn. Durch seine Schuld hat eben dies Land unter Fürsten, die es ihm an Geist nicht gleich thaten, eine Wohlfahrt genossen, welche bei weitem den Ausschlag über diejenige gab, die es unter seiner Regierung gekannt hatte. Es hat sie genossen als eine bloße Wirkung des Friedens und einer Regierung, welche allzu schwach war, um unterdrückend zu seyn: die Betriebsamkeit hat Fortschritte gemacht; die Gewerbe, der Handel, die Bevölkerung haben sich gleichzeitig entwickelt. Napoleon konnte die Früchte aller dieser Vortheile und so vieler andern einerndten. Er konnte groß und mächtig werden; er gab seinem Jahrhundert seinen Namen, ohne aus seinem Landhause hervorzugehen.

Um zu begreifen, warum dies alles nicht Statt gefunden hat, braucht man nur die unrichtigen Vorstellungen zu kennen, die er von der Staatswirthschaftslehre hatte.

Ueberzeugt, daß das Zahlmittel (Geld) der Hauptreichthum eines Landes sei, glaubte er Frankreich dadurch nicht arm zu machen, daß er der Bevölkerung Summen entzog, die er durch seine Ausgaben in den Umlauf zurückgeben mußte; er glaubte die Manufakturen zu begünstigen, wenn er seine Hofleute zum Prunk und zur Verschwendung aufforderte; er bildete sich ein, die Verviel-

fältigung der Menschen zu befördern, wenn er die Bevölkerung dezimirte *).

Als seine Fehlgriffe seinen Sturz vollendet hatten, suchte er, unter dem Namen seiner Geheimschreiber, sein System zu rechtfertigen. Doch die Prüfung dieses Systems rechtfertigt den Urheber desselben nicht; sie dient nur die Unfälle zu erklären, die daraus hervorgegangen sind. Man braucht nur das Memorial von St. Helena zu lesen, das Las Cases herausgegeben hat **).

„Ich habe mich wohl gehütet," sagt der Kaiser, „in den Fehler der modernen Systematiker zu fallen, nämlich zu glauben, daß ich durch mich selbst die Weisheit der Nation sei."

Wer hat jemals mehr, als Bonaparte, von sich geglaubt, daß er hinaus sei über die Weisheit der Nationen? War er es denn nicht, der mehr, als irgend eine andere geschichtliche Person, seinen unbeugsamen Willen an die Stelle des Willens Anderer gebracht hat? Dieser Wille nun stützte sich auf die systematischen Ideen, die es jemals gab, d. h. auf eine Natur der Dinge, die er sich selbst geschaffen hatte, nicht auf eine beobachtete und durch die Analyse bewährte Natur der Dinge. Sagte man ihm eine Wahrheit, die ihm zuwider war, so antwortete er: „Sie täuschen sich." Stellte man ihm eine Sache als unmöglich dar, so behauptete er: dies Wort sei nicht französisch.

*) Man lese die Reden, welche Fontanes im Senate halten mußte.

**) Tom. IV. p. 331 u. folg.

„Die wahre Weisheit der Völker ist die Erfahrung. Man sehe, wie die Staatswirthschaftslehrer raisonniren…"

Wer weiß dies besser, als die Staatswirthschaftslehrer, sie, deren ganze Arbeit darin besteht, daß sie Erfahrungen ordnen, sich Rechenschaft geben von Thatsachen, und darüber grübeln, wie die Folgen sich einstellen? Gegen die Unbeugsamkeit dieser Prinzipe empören sich gerade Diejenigen, die ihren Willen an die Stelle der Natur der Dinge bringen. Der Wechsel in der Temperatur der Athmosphäre verschiebt eine Brücke von Eisen, oder macht, daß sie zusammenbricht. Ist es wohl Verrath, was ihr diesen Stoß versetzt?

„Man sehe, wie die Staatswirthschaftslehrer raisonniren *). Unablässig rühmen sie uns die Wohlfahrt Englands; sie stellen uns dies England sogar als Muster auf. Gleichwohl ist dessen Zoll-System das lästigste, das unbedingteste, während jene unaufhörlich gegen die Zölle deklamiren. Sie proskribiren auch die Verbote; und England ist's, das das Beispiel dazu gegeben hat."

Dies klingt, als ob man sagte: Ihr behauptet, daß die Steuern die Völker arm machen; die Erfahrung spricht wider euch. Die, welche die meisten Steuern bezahlen, sind die Reichsten. Das ist doch wohl ein Beweis, daß die Steuern die Steuerpflichtigen bereichern! Das Argument, dessen sich Bonaparte hier bedient, ist hundertmal wider-

*) Der Zusammenhang beweiset, daß Napoleon Bonaparte unter Staatswirthschaftslehrern (Oekonomisten) nicht bloß die Anhänger Quesnay's, sondern auch diejenigen begriff, welche aus der Schule Adam Smith's hervorgegangen sind.

legt worden. Man bezahlt Auflagen, wenn man reich ist; allein man ist nicht reich, weil man Auflagen entrichtet. Adam Smith hebt in Beziehung auf England zehn Ursachen der Wohlfahrt gegen eine des Verfalls hervor. Es giebt keine Wohlfahrt, welche vollständiger erklärt wäre, als diese, trotz allen positiven Uebeln, welche auch England zu ertragen hat, und welche es leichter ertragen kann, als irgend ein anderes Volk, weil es wohlhabender und reicher ist.

„Die Verbote sind in der That nothwendig für gewisse Gegenstände. Sie könnten nicht ersetzt werden durch die Stärke der Eingangszölle. Schleichhandel und Fantasie würden den Zweck des Gesetzgebers vereiteln.“

Die Frage ist nicht, die Mittel kennen zu lernen, wodurch der Zweck des Gesetzgebers erreicht wird, wohl aber, zu erfahren, welchen Zweck man sich stellen muß. Doch dies ist nie der Gesichtspunkt, aus welchem die Fragen von den Despoten betrachtet werden. Ihr Wille ist der Zweck, der erreicht werden muß, und sie achten die Menschen nur nach Maßgabe der Geschicklichkeit und Entschlossenheit, wodurch sie dahin gelangen.

„Zwar sollen die Zölle, welche die Staatswirthschaftslehrer tadeln, nicht ein Gegenstand des Fiskus seyn; allein sie sollen die Gewährleistung und die Stützen eines Volks werden. Sie sollen der Natur und dem Zwecke des Handels folgen. Holland, ohne Produktionen, ohne Manufakturen, nur im Besitze eines Stapel- und Kommissions-Handels, sollte weder Hemmnisse noch Schlagbäume kennen. Frankreich im Gegentheil, reich an Produktionen aller Art, sollte ohne Unterlaß auf seiner Hut seyn gegen die

Einfuhren eines Nebenbulers, welcher ihm noch überlegen bliebe; es sollte auf seiner Hut seyn gegen die Begehrlichkeit, die Selbstsucht, die Gleichgültigkeit bloßer Kommissäre."

Dies klingt, als ob man sagte: ein Jeder muß auf seiner Hut seyn gegen den Gewürzkrämer, der ihm Pfeffer verkaufen will, und gegen den Schneider, der ihm ein Kleid verkaufen möchte, während, im Gegentheil, der Konsument durch seinen eigenen Vortheil vermocht wird, Pfeffer und Kleid für diejenigen zu kaufen, welche dergleichen verkaufen, wenn sie diese Dinge dadurch um einen billigeren Preis erhalten können.

Bonaparte räumt den Staatswirthschaftslehrern ein, daß die Gränzzölle nicht ein Mittel seyn sollten, eine Steuer zu erheben. Die Staatswirthschaftslehrer sind im Gegentheil der Meinung, daß die Zölle eins der minder schlechten Mittel sind, wenn es darauf ankommt, Geld zu erheben. Da die Produkte des Ackerbaus und der Fabriken Gefällen unterworfen sind, so ist nicht mehr als billig, daß die Produkte des Handels es gleichmäßig seien. Nur als Mittel der öffentlichen Wohlfahrt werden die Eingangszölle von den Staatswirthschaftslehrern getadelt. Die innere Betriebsamkeit gedeihet um so besser, je mehr ausländische Waaren eine Nation an sich bringt; denn kaufen kann sie diese nur durch ihre eigenen Produkte, selbst wenn sie mit Geld bezahlt, weil sie dies Geld nur durch ihre Produkte kaufen kann.

„Wir sind in Frankreich noch weit zurück in diesen zarten Materien; sie sind für die Masse der Gesellschaft noch neu, oder verworren."

Dies ist die einzige Wahrheit, welche sich in diesem Artikel des Tagebuchs von St. Helena befindet. Doch, wenn irgend Jemand sich gesunden Lehren widersetzt hat, ist man alsdann nicht berechtigt, diesen Vorwurf gegen Den zu richten, welcher in den öffentlichen Schulen und im Institut den Unterricht in den moralischen und politischen Wissenschaften zerstört hat? — gegen den, der zwanzig Jahre lang, die Jugend vernünftigen Studien entzogen hat, um sie in seinen Lagern, seinen Schlachten und seinen Rückzügen umkommen zu lassen? — gegen den, der den Ackerbau, den Handel und die Gewerbe durch Hindernisse und Auflagen zu Grunde gerichtet hat? — gegen den, der allen Verkehr der Völker unter einander verhinderte, die alten Vorurtheile jeder Art in seinen Schutz nahm, den Druck guter Werke verhinderte, und in seinen Audienzen gegen Menschen und Prinzipe eiferte, welche keinen andern Zweck hatten, als das vermehrte Wohlseyn der Menschen?

„Doch, welche Schritte hatten wir bereits gethan,“ so fährt Napoleon fort; „welche Richtigkeit der Ideen hatte sie nicht verbreitet, die von mir geheiligte allmählige Klassifikation von Ackerbau, Betriebsamkeit und Handel! — Gegenstände, welche sich so bestimmt von einander sondern, und sich so reell und großartig abstufen! I. der Ackerbau, diese Seele, diese erste Grundlage des Reichs; II. die Betriebsamkeit, dieses Wohlbefinden, diese Glückseligkeit der Bevölkerung; III. der auswärtige Handel, dieser Ueberfluß, diese gute Anwendung der beiden andern. Die Interessen dieser drei wesentlichen Grundlagen weichen von einander ab; bisweilen bis zur Feindseligkeit.

Standhaft habe ich sie in ihrem natürlichen Range unterstützt; allein ich habe ihnen nicht zugleich Befriedigung verschaffen können. Ich durfte es nicht einmal. Die Zeit wird an den Tag bringen, was sie mir sämmtlich verdanken, die National-Hülfsquellen, die ich ihnen geschaffen habe, die Befreiung von den Engländern, die ich eingeleitet habe."

Die Interessen des Ackerbau's, der Manufakturen und des Handels stehen nicht in Widerspruch mit dem Frieden, der Sicherheit und der Freiheit; diese drei Elemente der Wohlfahrt erhalten alle die Entwickelungen, deren sie fähig sind, und erhalten sie in dem Verhältniß, das ihnen am meisten zusagt. Die Interessen der Nationen, und folglich auch die Interessen Englands und Frankreichs, stehen in keinem ärgeren Widerstreit, als die zweier Provinzen desselben Landes, welche beide eines freien Verkehrs genießen. Doch um dies zu begreifen, mußte man Staatswirthschaft verstehen, in welcher Napoleon um hundert volle Jahre zurückgeblieben war.

Die Einsichten Frankreichs haben während der Regierung der Bourbons eine fortschrittliche Richtung gewonnen. Nicht, daß die Regierung selbst aufgeklärter gewesen wäre; daran fehlte nur allzu viel. Allein diese Regierung unterstützte ihre mangelhafte Einsicht nicht länger durch Gewandtheit, und der Zustand des Friedens begünstigte Studien aller Art. Was in den öffentlichen Schulen gelehrt und gelernt wurde, war vielleicht nicht das Brauchbarste; allein die Lektüre guter Werke, das Lesen von Tagblättern, die von wackern Männern geschrieben wurden, und die gesellschaftlichen Mittheilungen haben diejenigen

Entwickelungen des Geistes begünstigt, welche sich später in den politischen Umwälzungen geoffenbart haben, von welchen eine Veränderung der Dynastie und der Mehrzahl unserer Institutionen die Folge gewesen ist.

Das Studium der Staatswirthschaftslehre wird von Tag zu Tag mehr zu Ehren kommen; man wird über Materien dieser Art zu immer richtigeren Vorstellungen gelangen, und viele Irrthümer, welche gegenwärtig noch durch das Vorurtheil beschützt werden, dürften in Zukunft es nicht mehr wagen, sich offenen Angesichts zu zeigen.

Nachschrift des Herausgebers.

Man kann zugeben, und man ist sogar genöthigt zuzugeben, daß Napoleon Bonaparte's Urtheile über die Staatswirthschaftslehre keinen Scharfsinn verrathen, und sogar den vollständigsten Beweis von seiner Unkunde in der Wissenschaft der gesellschaftlichen Erscheinungen in sich schließen. Doch, mit welchem Rechte verlangt man, daß ein Mann, dessen Virtuosität sich auf die Kriegskunst beschränkt, zugleich ein Philosoph sei, der durch eine sorgfältige Analyse des Gesellschaftlichen die Mittel zur Beglückung des menschlichen Geschlechts zu entdecken strebt? Je unvereinbarer das Eine mit dem Andern ist: desto bereitwilliger muß man, vorausgesetzt, daß man nicht in den Fehler des Pedantismus verfallen will, der Forderung entsagen, daß ein Individuum noch mehr, und überhaupt etwas Anderes sei, als was es nun einmal geworden ist. Napoleon Bonaparte, um das zu seyn, was er nach Herrn

Say's Wünschen hätte seyn sollen, hätte einem anderen Zeitalter und einer ganz anderen Ordnung der Dinge angehören müssen, als diejenigen waren, worin er seine Rolle gespielt hat. Möglich, daß man seine gewaltsame Versetzung nach St. Helena und die Art und Weise, wie er daselbst endigte, auf die Rechnung seiner falschen Maßregeln setzen muß, und daß diese ganz anders ausgefallen seyn würden, wenn er Adam Smith's berühmtes Werk über den National-Reichthum studirt hätte; hat er deßhalb jedoch weniger geleistet?

Es läßt sich sogar behaupten, daß nie ein Fürst für die Emporbringung einer Wissenschaft so viel geleistet habe, wie Napoleon Bonaparte für die Emporbringung der Staatswirthschaftslehre, diese als die Grundlage für die bessere Politik betrachtet; wobei man freilich eingestehen muß, daß dies nicht nach einem festen Plan und mit klarem Bewußtseyn, sondern in Folge desjenigen Instinkts geschehen sei, der zum Handeln treibt, und nicht eher rastet, als bis das Ziel erreicht ist.

Der Merkantilismus des achtzehnten Jahrhunderts — hatte er wohl ein anderes Fundament, als die Nebenbulerei, worin England und Frankreich sich zerrieben, so lange die Staaten der pyrenäischen Halbinsel im Besitze ihrer transatlantischen Kolonien waren? Gegenstände dieser Nebenbulerei waren die edlen Metalle, welche Portugal und Spanien aus den Bergwerken Brasiliens, Mexiko's und Peru's bezogen; denn man lebte in dem Wahn, daß Gold und Silber ausschließender Reichthum seien, und man lebte in diesem Wahne nur, weil man sich nicht die Mühe nahm, die gesellschaftlichen Erscheinungen irgend einer Ana-

lyse zu unterwerfen. Als dies in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts geschehen war, verschwand freilich der alte Irrthum, gleich astrologischem Nebel im Sonnenlicht der Astronomie; allein er dauerte praktisch fort, weil Portugals und Spaniens Verhältniß zu Amerika fortdauerte, und der bessere Gedanke den schlechteren immer nur dadurch besiegt, daß die Begebenheiten ihm zu Hülfe kommen. Es verträgt sich wahrlich nicht mit irgend einem Zweifel, daß, wenn im Fortgange des französischen Revolutions-Krieges die Beziehungen Portugals und Spaniens zu dem amerikanischen Kontinente unerschüttert geblieben wären, der alte Merkantilismus nichts an seiner Kraft verloren haben würde. Welchem Umstande verdankt demnach Europa die Fortschritte, welche seit etwa zwanzig Jahren in der Handelsgesetzgebung, so wie in der Staatswirthschaftslehre überhaupt gemacht worden sind? Dies liegt so sehr am Tage, daß es nicht ausgesprochen zu werden braucht.

Das Einzige, worüber man sich Rechenschaft zu geben versucht seyn kann, ist der Gang der Begebenheiten, welche Europa auf den Punkt geführt haben, auf welchem es sich gegenwärtig befindet. Hierbei knüpft sich alles an die Geschichte Napoleon Bonaparte's, d. h. an die Begebenheiten, welche bis zum Jahre 1813 die Gestalt Europa's auf's Wesentlichste veränderten; und um eine Uebersicht von diesen Begebenheiten zu gewinnen, muß man bis auf den Friedens-Traktat von Amiens zurückgehen.

Dieser Friedens-Traktat blieb von Seiten Englands unvollzogen, und die natürliche Folge davon war der Wiederausbruch des Krieges zwischen England und Frankreich.

Den definitiven Verlust Saint Domingo's und den noch empfindlicheren Verlust der französischen Schiffe, welche im Vertrauen auf die Fortdauer des Friedens auf dem Meere schwammen, zu rächen, gab Napoleon sich das Ansehn, als könne er sich zu einer Landung in England entschliessen. So wurde das große Lager bei Boulogne errichtet und eine Flotille bereitet, durch welche die Ueberfahrt vollzogen werden sollte. England fühlte sich bedroht und that was in seinen Kräften stand, eine neue Koalition zu Stande zu bringen. Inzwischen endigte eine, gegen das Leben des damals noch Ersten Konsuls angesponnene Verschwörung mit der Verwandlung des Konsulats in eine erbliche Kaiserwürde: ein großer Schritt, dessen Wirkungen nicht ausbleiben konnten. Der unvermeidliche Kontinental-Krieg nahm, Bonaparte's Wünschen gemäß, gegen den Herbst des Jahres 1805 seinen Anfang, und endigte, nach der Kapitulation von Ulm und nach dem Siege bei Austerlitz, mit dem Presburger Frieden, welcher dem Kaiser der Franzosen das Recht gewährte, in Deutschland Königskronen zu verschenken und Stifter des Rheinbundes zu werden. Aus dieser unvollkommenen Schöpfung entwickelte sich der Krieg von 1806, der, scheinbar gegen Preußen geführt, keinen andern Zweck hatte, als Rußlands Kaiser für die Idee eines Kontinental-Systems zu gewinnen. Als dies in den Friedensunterhandlungen, die zu Tilsit gepflogen wurden, gelungen war, und Napoleon den Rheinbund durch die Schöpfung des Königreichs Westphalen vervollständigt hatte, schritt er, nach seiner Rückkehr, sogleich zu Einwirkungen auf die pyrenäische Halbinsel, weil sein Entwurf zu einer gänzlichen Ausschließung der Engländer vom

europäischen Kontinent nur auf diesem Wege ins Werk gerichtet werden konnte. Dem damals Prinz-Regenten von Portugal wurde ohne Zeitverlust angekündigt: „daß, wenn er nicht jeder Verbindung mit England entsage, das Haus Braganza aufgehört habe zu regieren.“ Dieser, von dem spanischen Hofe unterstützten despotischen Forderung war um so weniger zu genügen, weil das Königreich Portugal im Laufe eines Jahrhunderts zu einem Staate geworden war, der nur durch England fortdauerte. Wie ungern sich also auch der Prinz-Regent dazu entschließen mochte: es blieb ihm unter den vorhandenen Umständen keine andere Wahl, als sich mit den Seinigen nach Brasilien einzuschiffen.

Dies war die unverkennbare Einleitung zu dem Abfall der amerikanischen Kolonien von ihren Mutterstaaten. Nicht, daß die Wirkungen dieses Abfalls berechnet gewesen wären; daran fehlte nicht weniger als alles. Doch stellten sie sich deßhalb nicht weniger ein. Sobald Brasilien ein Asyl für die aus Portugal vertriebene Dynastie geworden war, mußte es aufhören Kolonie zu seyn; auch erhob Johann der Sechste, nach dem Tode seiner geistesschwachen Mutter, es zu einem besonderen Königreich, nicht ohne sich den Titel eines Königs von Brasilien, von Portugal und den beiden Algarbien beizulegen. Was, unmittelbar nach der Eroberung Portugals durch französische und spanische Waffen, in Spanien selbst durch die gewaltsame Versetzung der spanischen Bourbons nach Frankreich erfolgte, konnte auf das spanische Amerika nicht wohl anders zurückwirken, als es zurückgewirkt hat. Schon von 1810 an war der Abfall dieser Kolonien entschieden; und was, nach der Wiederherstellung der Bourbons auf den spanischen

Thron auch geschehen mochte, diesen Abfall aufzuhalten oder zu hintertreiben: so zeigte doch der Erfolg, daß alle Bemühungen vergeblich waren.

Dies nun ist die große Begebenheit, auf welche wir standhaft zurückkommen müssen, wenn es eine Erklärung der Erscheinungen unserer Zeit gilt. Alle früheren Weltverhältnisse sind dadurch für eine Ewigkeit in den Hintergrund gestellt; und wenn selbst die gesellschaftliche Wissenschaft dabei an Wirksamkeit gewonnen hat, so ist dies nur dadurch möglich geworden, daß es stets günstiger Umstände bedarf, wenn die Wahrheit ihre Herrschaft verbreiten soll. Gewiß hat Napoleon nichts weniger beabsichtigt, als was wirklich durch ihn vollbracht ist; jedoch gehörte er deßhalb nicht minder zu Denjenigen, welche Friedrich der Große, in einem Schreiben an den Markis d'Argens, vorzugsweise als „Drahtpuppen der Vorsehung" bezeichnet, „welche handeln, ohne zu wissen was sie thun, und deren Erfolge sehr oft das Gegentheil von dem sind, was sie gehofft haben." Und gerade dies überhebt ihn allen Vorwürfen.

In wie weit sind
die
Ansprüche und Forderungen des Bordeauxer Handelsstandes
gegründet?

(Aus dem Französischen.)

Vorwort des Herausgebers.

Unsere Leser erinnern sich unstreitig der Beschwerden, welche die Kaufleute von Bordeaux — veranlaßt durch den ihnen bekanntgewordenen Zollvereinigungsvertrag deutscher Suveräne — im Frühling dieses Jahres an die französische Deputirten-Kammer richteten, so wie der Drohungen, welche an diese Beschwerden geknüpft waren. Ihre Zuschrift war auf eine solche Weise abgefaßt, daß sie einen starken Eindruck machen mußte, nicht bloß auf die französische Regierung, sondern auch auf alle diejenigen Franzosen, die in einer so wichtigen Angelegenheit eine Stimme hatten oder zu haben glaubten. Dieser Eindruck nun ist nicht ausgeblieben. Der Beweis davon findet sich in der nachfolgenden Mittheilung, die uns als um so werthvoller erschienen ist, weil darin Dinge zur Sprache gebracht werden, die ein ganz neues Licht, nicht nur auf die Seestadt Bordeaux in ihrer gegenwärtigen Weltlage, sondern auch auf den ganzen Gesellschaftszustand Frankreichs werfen.

Was sich zunächst daraus abnehmen läßt, ist, daß die Aufhebung des Prohibitiven für Frankreich, wie wünschenswerth dieselbe auch seyn möge, nichts weniger ist, als leicht. Je bestimmter wir dies vorhergesehen haben, desto mehr haben wir es für eine Art von Pflicht gehalten, unsere Leser mit den neuen, zum Theil sehr lehrreichen Aufschlüssen bekannt zu machen, die uns über diesen wichtigen Gegenstand zu Theil geworden sind.

Frankreichs Einheit zu begründen, sind viele Jahrhunderte beflissen gewesen. Wäre ihr Werk gelungen, so würde diese Einheit der stärkste Hebel der Zivilisation seyn. Seit langer Zeit knetet Frankreich Europa nach seinem Bilde; bei dem Allen schien ihm die Kraft zur Vollendung des angefangenen Werks zu fehlen. Doch die Homogeneität, die es in dem revolutionären Schmelztiegel annahm, hat ihm das Vermögen ertheilt, die Menschheit, allen Widerständen zum Trotz, in der Bahn des Fortschritts nach sich zu ziehen. Jede, dieser Homogeneität zugefügte Verletzung würde zur Folge haben, daß der Lauf der Völker nach einer besseren Zukunft hin verzögert würde. Die französische Regierung ist also der gesammten Menschheit verantwortlich für Frankreichs National-Einheit: alle ihre Bemühungen müssen darauf abzwecken, diese zu konsolidiren, indem sie mit Geschicklichkeit die Waage hält unter den Interessen von Geschlechtern, Klimaten und Betriebsamkeiten, indem sie die Beziehungen der Bürger unter einander vervollkommnet, und sorgfältig alle Keime der

Zwietracht zerstört, welche in Frankreichs Schooß sich entwickeln können. Was konstituirt die Nationen? Gemeinschaftlichkeit der Angelegenheiten, Uebereinstimmung der Willen. Die Regierung kann, ohne in Gefahr zu gerathen, keinen Augenblick vergessen, daß ihre Pflicht darin besteht, diese Harmonie der Willen und Angelegenheiten zu erhalten. Und so ist denn die, seit einigen Jahren durch einen anziehenden Bruchtheil des französischen Volks — wir meinen die Stadt Bordeaux — erhobene Klage, ein Gegenstand ernstlichen Nachdenkens und reiflicher Erforschungen.

Einen langen Zeitraum hindurch ist Bordeaux die erste Handelsstadt Frankreichs, ja, eine von den ersten Handelsstädten der Welt gewesen. Unermeßliche Reichthümer strahlten von allen Punkten des Erdballs nach dem Hafen von la Lune. Doch dieser Glanz ist seit dem Eintritt der französischen Revolution in Abnahme geblieben, und gegenwärtig droht er, gänzlich zu erlöschen. Die Rhede von Bordeaux ist ganz verwaiset; nach kurzer Frist werden die Fremden die Bahn dahin ganz vergessen haben. Und doch möchte man auf den ersten Anblick sagen, nichts habe sich in den Elementen seiner Wohlfahrt verändert. Seine Lage ist noch immer gleich glücklich; seine Weine sind noch immer gleich edel und ausgesucht; seine Handelsbevölkerung ist eben so geschickt zur Arbeit, wie jemals. Doch so wie die Gesundheitsbedingungen des Individuums sich ändern mit dem Klima, worein es sich versetzt, mit dem Dunstkreis, worin es athmet: eben so hängt die Handelswohlfahrt einer Stadt in einem hohen Grade von der politischen Atmosphäre ab, die sie umgiebt. Der Mensch kann sich in Uebereinstimmung bringen mit einem ihm neuen

Klima, wenn er seine Lebensweise danach einrichtet. Bordeaux aber hat dies physiologische Gesetz verkannt; denn, gestellt in den Schooß einer neuen Gesellschaft, hat es nichts verändert an seinen Gewohnheiten, nichts an seinen Wohlfahrtsmitteln. Auch hat sich das Fieber seines Körpers auf eine Weise bemächtiget, daß es alle in den Jahren der Thatkraft unter ganz andern Einflüssen gesammelten Kräfte verzehrt. Dabei darf jedoch nicht unbemerkt bleiben, daß, wenn Bordeaux wegen seines Krankheitszustandes sich nur an sich selbst halten kann, es gewissermaßen berechtigt ist, sich über die Fahrläßigkeit seines Arztes zu beklagen. Noch hat die Regierung nichts gethan, um die Wunden zu vernarben, welche die Revolution dem Bordeauxer Handel geschlagen hat. Wir müssen also gleichzeitig den Bürgern von Bordeaux und der Regierung den Prozeß machen; wahrlich nicht in der unfruchtbaren Absicht, ihnen Unrecht zu geben, wohl aber um deutlich die Mittel anzuzeigen, wie man einen schmerzenvollen Zustand aufhebt und den Eintritt einer neuen Wohlfahrts-Epoche vorbereitet.

Als die Revolution Frankreich in eine andere Bahn führte und es zu einem fünf und zwanzigjährigen Kriege mit dem übrigen Europa verurtheilte, da vernichteten der Seekrieg und die Kontinental-Sperre den französischen Handel. Voll des Wunsches, sich neue Hülfsquellen zu schaffen, den Beraubungen, welche das Land erduldete, Ersatz zu geben, und unsere Bedürfnisse von aller fremden Dazwischenkunft zu befreien, beschloß die Regierung, auf den bis dahin hauptsächlich zu Ackerbau und Handel benutzten französischen Boden die Manufaktur-Betriebsamkeit

heimisch zu machen. Was mehre Jahrhunderte von Entwickelung nicht bewirkt haben würden, wurde durch eine künstliche Befruchtung erreicht. Es gelang, die meisten Betriebsamkeitsarten, welche Frankreich fehlten, zur Blüthe zu bringen; und mehre große Städte, mehre Provinzen des Nordens und des Südens, bereicherten sich durch diese Arbeiten. Dieselben Ursachen hatten dieselben Wirkungen hervorgebracht in den meisten Staaten Europa's; alle gingen darauf aus, sich zu individualisiren. Auch heiligten, nach der Wiederherstellung des Friedens, überall Duanen-Gesetze dieses staatswirthschaftliche System. Was sich nun nicht läugnen läßt, ist, daß dies wunderbare Resultate hervorgebracht hat. Die ganze Thätigkeit, welche Frankreich, so viele Jahre hindurch, auf Revolutionen und Kriege verwendet hatte, wendete sich der Manufaktur-Betriebsamkeit zu: unermeßliche Kapitale gaben ihr einen mächtigen Antrieb; und der Boden strotzte von Manufakturen und Hammerwerken. Die politischen Folgen dieser Thatsache ließen nicht lange auf sich warten. Die beiden Invasionen, welche Frankreich auszuhalten hatte, warfen den Mann der Revolution über den Haufen; doch Hand an die Prinzipe zu legen, hatten sie nicht gewagt. Da nun die Restauration die Grundlagen der neuen Gesellschaft angenommen hatte, so mußte die politische Gewalt nothwendig in die Hände der Aristokratie des Reichthums übergehen; und indem alle große Kapitale auf Manufaktur-Operationen angelegt waren, erhielt die Betriebsamkeit den Beruf, das Land zu beherrschen. Vergeblich bestrebte sich der alte Adel, ihr den Ackerbau entgegen zu stellen; er unterlag mit seinen Versuchen, und die Julius-Revolution setzte

die Krone auf das Haupt des Industrialismus. Dies ist der hervorstechende Zug unserer Epoche; auch muß man sich nicht darüber wundern, daß diejenigen Theile Frankreichs, wo die Manufaktur-Industrie sich am vollständigsten entwickelt hat, zugleich diejenigen sind, welche den meisten politischen Einfluß gewonnen haben. Dem zufolge haben sie größeren Antheil an der Aufmerksamkeit und Sorgfalt der Regierung; sie erhalten Gunstbezeugungen, wenn andere vergeblich Gerechtigkeit fordern. Wehe also den bloß ackerbaulichen und kaufmännischen Bevölkerungen!

Welchen Antheil hat Bordeaux an dieser Bewegung genommen?

Zugleich Seestadt und am atlantischen Meere gelegen, war es vor Zeiten der Mittelpunkt eines ausgebreiteten Handels und eines blühenden Landbau's. Dreimalhunderttausend Tonnen gewonnenen Weins gewährten ihm alljährlich die Mittel zum Verkehr mit allen Völkern. Hunderttausend Tonnen dienten zur Ausfuhr; eben so viel für den Binnenhandel. Bordeaux hatte fast das Monopol von Saint Domingo an sich gebracht, und die Hälfte Frankreichs empfing den Kaffee aus seinen Händen, den Zucker aus seinen Siedereien. Die Revolution raubte ihm diese einträgliche Abhängigkeit, der Seekrieg zerrüttete seinen Handel. Doch dies konnte immer nur eine Unterbrechung der Thätigkeit, eine Zeit harter Gefangenschaft seyn, nach welcher, wenn sie überstanden war, die Dinge ihren alten Lauf nehmen mußten. Dies war zum wenigsten die Ansicht der Bordeauxer von ihrer Lage. Während die Betriebsamkeitsgährung sich fast über den ganzen Boden Frankreichs verbreitete, betrachteten sie, gehüllt in ihre Erwar-

tungen, mit verschränkten Armen den Untergang des Kaiserreichs. Die Restauration trat ein, und sie erhoben sich, eifrig darauf bedacht, wie sie ihre alten Gewohnheiten in Tausch und Gewinn von neuem beginnen wollten. Man rüstete Schiffe aus; man befrachtete sie mit Weinen. Allein die Zeiten hatten sich verändert. Die Ausländer hatten die französischen Weine entbehren gelernt; neue Zollgesetze waren aus dem Schooße des Krieges hervorgegangen, und Bordeaux sah, voll Verzweiflung, sich allenthalben zurückgewiesen. Kaum führt es heut zu Tage 40,000 Tonnen Weins aus. Die Zuckersiedereien von Nantes und Marseille haben ihm einen beträchtlichen Theil seines Absatzes im Innern entzogen; das thätige und betriebsame Marseille hat im Verkehr mit den französischen Kolonien den Vorsprung vor Bordeaux gewonnen; und die ehemalige Hauptstadt des französischen Handels, welche gegenwärtig den dritten Rang einnimmt, läuft Gefahr, noch tiefer zu sinken. Allein sie hat auch nur vier bis fünf Manufakturen mittlerer Wichtigkeit, keine einzige erster Ordnung, und alle ihre Nebenbulerinnen sind umgeben mit zahlreichen Etablissements, oder in Verbindung mit großen Mittelpunkten der Produktion.

Es ist aber der Mühe werth, die Ursache dieser Unempfindlichkeit aufzufinden, die sich inmitten einer allgemeinen Erregtheit so sehr als Ausnahme darstellt.

Wahrlich, ich möchte nicht der Wiederhall jener sprichwörtlichen Redensarten seyn, welche auf Rechnung der Gascogner im Umlauf sind; denn man könnte auch anderwärts eben so viele Beweise des anspruchsvollen Leichtsinns finden, dessen sie beschuldigt werden. Dieser Luxus

von triumphirenden Worten täuscht Keinen, und hat nie verhindert, daß ihr Handel sich sehr hoch gehoben hat. Was bei weitem ernstlicher ist, was man ihnen also mit besserem Grunde zum Vorwurf machen kann, ist — Mangel an sittlicher Thatkraft. Geht man in die Vergangenheit zurück, so sieht man sie, zu keiner Zeit, irgend etwas Starkes, irgend eine Erfindung zu Stande bringen; niemals haben sie jene Lebensfülle angekündigt, welche sich einstellt in den Tagen der Leiden und des Unglücks, und bewirkt, daß die Völker sich, wie der Phönix, aus ihrer Asche erheben. Wie könnte in Beziehung auf sie die Rede seyn von unbesiegbaren Empörungen, wie bei den Flamändern, von abenteuerlichen Seefarthen, wie bei den Bretagnern, von verwegenen Eroberungen, wie bei den Normanen, von literarischen Erfindungen, wie bei den Provenzalen? Man beobachte die Gascogner während der Revolution! Hat Bordeaux, wie Marseille und Lyon, je eine eigene Meinung gehabt? In Wahrheit, man möchte darüber jammern, daß es immer so klug und so ruhig gewesen ist. Diese friedfertige Mäßigung gleicht nur allzu sehr der Schwäche. Unsere politischen Versammlungen haben uns den Charakter der Bordeauxer unter den glänzendsten Außenseiten gezeigt; und doch haben weder die Girondisten der Republik, noch die der Restauration das politische Steuerruder nur einen Augenblick mit festem Arm geführt. Bei jenen, wie bei diesen, dieselbe Eleganz in Worten, und dieselbe Schlaffheit im Handeln. Und wenn wir diese Erfahrung anwenden auf die Prüfung der Betriebsamkeits-Existenz der Bordeauxer: so werden wir gewahr, daß, wie sehr diese Stadt auch begünstigt war

durch die Fruchtbarkeit ihres Bodens, durch den allgemeinen Zustand der Handelsverbindungen in der ackerbaulichen Betriebsamkeit und durch den Zustrom der Fremden, welche ihr ihre Geschicklichkeiten und ihre Kapitale zubrachten, sie nur einen hohen Grad von Glanz erreichen konnte, ohne ein besonderes Maß von Energie entwickeln zu müssen. Sie brauchte nicht, wie die Holländer, ihren Boden dem Ozean abzugewinnen, ihre Unabhängigkeit gegen ein mächtiges Reich zu vertheidigen, ihre Handels-Existenz eifersüchtigen Völkern abzulauern. Sie brauchte sich nur gehen zu lassen; sie glich den fruchtbaren Frauen des Süden, für welche das Mutterwerden mit keinem Schmerze verknüpft ist. Auch begriff Bordeaux nicht, warum, nachdem der Friede jenes von dem Kaiserthum auf den französischen Handel geschleuderte Veto aufgehoben hatte, seine, ehemals ohne alle Anstrengungen errungene Wohlfahrt aus einer Schmerzensgeburt wieder hervorgehen mußte. Fast alle Handelsstädte Frankreichs hatten sich in dem reissenden Strom der Revolution gestählt und mit neuer Thatkraft ausgestattet. Doch Bordeaux hatte sich stets hinter der politischen, militärischen und industriellen Bewegung zurückgehalten; und war es wohl ein Wunder, wenn es, als endlich der Friede alle Segel der Industrie aufzuspannen erlaubte, sich als abgeschwächten Greis inmitten einer rüstigen Jugend empfand? Also nicht an die Gascognische Laune muß man sich halten, wenn es eine Erklärung der Schwerkraft gilt, worin Bordeaux noch immer versunken ist; man muß vielmehr zurückgehen auf eine gewisse Schlaffheit des Charakters, der vielleicht gerechtfertigt ist durch die leichten Erfolge der Vergangenheit, die

man aber Angesichts der neuen Thatsachen, unter deren Anziehungskraft die neue Gesellschaft gravitirt, ablegen muß, wenn man nicht zu Schanden werden will.

Aus dieser Leichtigkeit des Erfolgs, aus dieser Schlaffheit des Charakters, aus dieser gesellschaftlichen Exzentrizität ist das schlimmste aller Uebel hervorgegangen: die Unwissenheit. Ja, diese in ihrem Aeußern so glänzende, in ihren Sitten so zierliche, in ihrer Sprache sogar so beredte Stadt leidet, man muß es ihr ohne Rückhalt sagen, noch immer Mangel an wissenschaftlicher Unterweisung. Und man zitire, um das Gegentheil zu beweisen, mir nur nicht den einen und den andern Namen; das sind zerstreute Tannen in einer wüsten Gegend. Ich weiß, daß, unter Montesquieu's Begeisterung, die Akademie von Bordeaux alljährlich physische Preisfragen zu einer Zeit aufgab, wo viele Provinzial-Akademien noch nicht über das Sonnet auf die Jungfrau hinausgegangen waren; doch die geringe Frucht, welche diese Institution getragen hat, beweiset, daß der Gedanke des Genie's nicht gefaßt wurde. Was als Keim eines Systems positiver Erziehung gedacht war, wurde nur als eine ernsthaftere literärische Uebung aufgefaßt. So lange den Bordeauxern die Reichthümer zuströmten, waren sie zu entschuldigen, wenn sie sich für belehrt hielten, weil sie die Bilanz ihres Handels ziehen und großen Gewinn nachweisen konnten. Doch seitdem der Paktolus seine Gewässer nicht länger mit dem der Gironde vermischt, seitdem die Gesellschaft aufgehört hat, sich auf gut Glück zu bewegen, und ihre wissenschaftlichen Methoden auf die Prüfung ihres Mechanismus anwendet, ist es nicht länger erlaubt, es bei den hergebrachten

Schulstudien bewenden zu lassen. Im Uebrigen hat diese Unwissenheit ihre Früchte getragen. Es war unmöglich, daß die industrielle Glut, von welcher Frankreich seit dem Frieden belebt war, nicht irgend einen Gedanken hätte in's Leben rufen sollen. Man beschloß, Kapitale in Bewegung zu bringen, welche der Seehandel verstieß. Ohne Zweifel glaubt ihr, daß die Bourdeauxer Kapitalisten sich beeilten im Norden, im Osten und im Süden den Zustand der Manufaktur-Betriebsamkeit zu studiren, und nachdem sie die Hülfsquellen, welche jeder von diesen Mittelpunkten der Manufaktur darbot, mit denen verglichen hatten, welche Bordeaux in derselben Laufbahn finden würde, kein Bedenken trugen, sich irgend einen von den Industrie-Zweigen, die das Glück von Rouen und von Mühlhausen, von Saint Quentin, von Saint Etienne, von Lyon und von Marseille ausmachen, anzueignen. Nun wohl! sie legten große Spaziergänge, monumentale Bäder, prächtige Stadtviertel, ich glaube sogar Rostral-Säulen an! Auf diese Weise immobilisirten sich Millionen, deren Umlauf den Handel von Bordeaux durch die Schöpfung grosser Manufaktur-Einrichtungen hätten beleben können, in Gebäuden, welche die große Zahl, und vorzüglich das Elend der Bevölkerung gänzlich unproduktiv gemacht hat. Ganz zuverlässig sind Monumente für große Städte nicht ein unnützlicher Luxus. Die Pracht einer Stadt knüpft sich an eine der stärksten Leidenschaften des Menschen, an den Stolz, und bewirkt, daß er ein Vaterland liebt, worauf er sich etwas zu Gute thut. Der Anbau der Künste hilft der Feinheit des Geistes nach, erweitert den Umfang der Einsicht, schafft neue Bedürfnisse und ist zugleich ein guter

Kalkul und eine würdige Anwendung der durch die Arbeit erworbenen Reichthümer. Allein diese Anwendung der Kapitale darf nicht eher eintreten, als bis die materiellen Bedürfnisse ihre Befriedigung gefunden haben, nicht eher, als bis eine Vollblütigkeit physischen Wohlseyns vorhanden ist. Mag es rühmlich seyn für Bordeaux, daß es die schönste Stadt Frankreichs ist; doch mußte sein Ehrgeiz vorher noch höhere Zwecke verfolgen. War es wohl die geselligste, die betriebsamste, die reichste, die aufgeklärteste Stadt in Frankreich? Dem ehemaligen Bordeaux war es vergönnt, sich das schönste Schauspielhaus in Frankreich zu bauen; denn es war die reichste Stadt dieses Landes. Doch Luxus-Gebäude in einer Zeit des Verfalls sind ein unglücklicher Anachronismus.

Dies ist jedoch nicht alles, was sich hierüber bemerken läßt. In Äußerlichkeiten des Industrialismus, den keine Kenntniß der Staatswirthschaftslehre erleuchtet, überliefern sich die Kapitalisten der Begehrlichkeit gewisser Abenteurer, deren Geschicklichkeit darin besteht, daß sie die öffentliche Leichtgläubigkeit für sich benutze. Es giebt keine noch so grobe Schlinge, in welche jene nicht fielen. Bald ist es ein Tannenwald, dessen wirklicher Werth etwa 100,000 Fr. beträgt, und den man zu einem zehnmal größeren erdichteten Werth erhebt; bald ist es eine Eisenbahn von Bordeaux nach Bayonne, oder auch ein Kanal, welcher bestimmt ist, die Seen zu verbinden, die sich von dem Fuß der Dünen von la Teste nach Dax ausdehnen. Wahrlich, man weiß nicht, was man mehr bewundern soll, die Verwegenheit, welche dergleichen Unternehmungen anpreiset, oder die Leichtgläubigkeit, die sich darauf einläßt.

Die

Die nachtheiligste Folge der Verrechnungen, zu welchen diese falschen Spekulationen führen, ist das Mißtrauen, welches sich an wahrhaft gewinnreiche Unternehmungen knüpft. Die Regel ist, daß Unternehmungen, welche von Männern geleitet werden, die ihrem Werke vertrauen, sich weit weniger Mühe geben, die Ueberzeugung für sich zu gewinnen, und nicht selten bloß nicht angenommen werden, weil sie sich an Personen wenden, die ächte Wissenschaft nicht von Charlatanismus zu unterscheiden verstehen. Nur diesem Mangel an Einsicht kann ich den geringen Erfolg zuschreiben, den Einrichtungen gehabt haben, von welchen der Gedanke gut war, und deren Gedeihen unter einer geschickten Leitung würde gewiß gewesen seyn. Um nur Ein Beispiel anzuführen: — ist es nicht schändlich, daß die von dem Herrn von Saint Amand nach dem Muster der Engländer mit Lokal-Hülfsquellen gestiftete Porzellan-Manufaktur in Bordeaux nicht hat Wurzeln schlagen können?

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß die Bewohner dieser Stadt diese, ihre Schlaffheit und Unwissenheit unsanft berührenden Wahrheiten nicht eingestehen. Doch gerade deßhalb ist es nützlich, sie vernehmen zu lassen. Wie sehr hat man nicht geschrieen über Herrn Charles Dupin, der, in seiner berüchtigten Charte, über die Gironde einen düsteren Farbenstrich gezogen hatte! Gern hätte man den Ruf der Einsicht gehabt, ohne sich um die Erwerbung derselben die mindeste Mühe zu geben. Statt die Anerkennung einer in die Augen springenden Thatsache zu verweigern, würde es ehrenvoller gewesen seyn, den Kopf sinken zu lassen und die Lektion so früh als möglich zu benutzen.

Das Talent, womit die von dem Bordeauxer Handelsstande an die Regierung gerichteten Klagen abgefaßt sind *), reicht nicht hin, um dieses Urtheil der Unwahrheit zu zeihen; die Achtung, welche eine Sprache voll Stärke und Klarheit in Anspruch nimmt, verhindert nicht, daß man sein Bedauern darüber zu erkennen gebe, daß der gesellschaftliche Zustand Frankreichs und die bezügliche Lage Bordeaux's darin nicht richtiger aufgefaßt sind. Der Bordeauxer Handelsstand hat in seiner letzten Zuschrift an die gesetzgebenden Kammern das gegenwärtige Zoll-System sehr lebhaft angegriffen. Seine Beschuldigungen laufen darauf hinaus, daß es ein Monopol konstituire und zu gleicher Zeit eine nachtheilige Konkurrenz unter Gliedern derselben Nation aufstelle, die Betriebsamkeits-Anarchie organisire und die Betriebsamkeit durch eine fieberhafte Thätigkeit zu verderblichen Konvulsionen hinleite. Er fordert die Freiheit des Handels als eine rationelle Zugabe zu unsern politischen Institutionen, und als das einzige Rettungsmittel gegen das zunehmende Elend seines Hafens.

Doch es ist eine auffallende Ungerechtigkeit und ein ernsthafter Irrthum, die Unordnungen der Gesellschaft dem Systeme der Prohibitionen beizumessen. Würde wohl die Freiheit des Handels die Arbeiter verhindern, in Krieg zu leben mit dem Produzenten, den ackerbaulichen Produzenten mit den Manufakturisten, und alle beide mit dem Kaufmann? Ein dumpfer Krieg aller Stände und aller Augenblicke: dies ist der Aussatz, welcher den gesellschaft-

*) Wir haben diese Klagen im Mai-Heft dieser Monatsschrift von 1834 mitgetheilt. B.

lichen Körper verzehrt. Die wahre Zugabe zur politischen Emanzipation, ist die vollständige Emanzipation der Arbeit; das wahre Heilmittel für die Betriebsamkeits-Anarchie ist die Organisation der Arbeit auf rationelleren Grundlagen, so wie die verhältnißmäßige Theilnahme an den Produkten des Kapitals, der Arbeit und des Talents.

Das System der Prohibitionen wird noch länger das Gesetz der Völker bleiben; denn für dasselbe sprechen hohe moralische und politische Betrachtungen. Es verstärkt die Bevölkerung, übt die Fähigkeiten, welche der Ackerbau und der Handel unbeschäftigt lassen würden, und fordert zu Fortschritten in den Wissenschaften durch das Bedürfniß ihrer Anwendung auf. Indem es auf diese Weise die materielle und intellektuelle Kraft der Völker verstärkt, sichert es ihre Unabhängigkeit und ihren politischen Einfluß; auch ist seine Annahme von allen europischen Staaten nicht — und man weiß dies zu Bordeaux — eine bloße Angelegenheit der Reziprozität. Wenn z. B. Preußen, die französischen Weine durch erhöhete Zölle zurückweiset, so will es dadurch die Produktion der inländischen Getränke begünstigen und seine National-Eigenthümlichkeit in allen Einzelnheiten vervollständigen. Und ist es denn nicht zu einem diesem ähnlichen Zweck geschehen, daß die Vereinigten Staaten, dies Land der Freiheit, für nothwendig erachtet haben, mehre ihrer aufblühenden Fabriken durch Zölle zu beschützen?

Ohne Zweifel hat dies System seine Unzuträglichkeiten, seine Mißbräuche. Hält die Regierung, es sei aus Sorglosigkeit, aus Schwäche, oder aus schlecht berechneter Begehrlichkeit, die Zölle auf einem allzu hohen Satz, so

konstituirt sie ein wahres Monopol zum Vortheil einiger Produzenten, die, weil sie eines starken Gewinnes gewiß sind, sich um Vervollkommnung ihres Verfahrens wenig bekümmern, und indem sie das, was der Ausländer durch einen geringen Aufwand von Kraft und Zeit gewinnt, mit großen Kosten hervorbringen, die Quellen des öffentlichen Reichthums für nichts und wieder nichts erschöpfen. Auf diese Weise findet sich die Masse der Konsumenten gegenwärtig der Ausbeutung einiger Fabrikanten preisgegeben. Dem wird jedoch — dies steht zu hoffen — bald abgeholfen seyn, nicht etwa dadurch, daß man die Freiheit des Handels proklamirt, wohl aber dadurch, daß man die Zölle so niedrig stellt, daß sie mit dem Zustande der auswärtigen Betriebsamkeit in Harmonie treten. Dies ist alles, was eine Regierung thun soll, alles was sie zu thun vermag. Zu viele Interessen haben in dem gegenwärtigen Systeme Wurzeln geschlagen, als daß es möglich wäre, es Knall und Fall aufzugeben. Wollte man die einen berauben, um die andern zu bereichern, so würde dies nicht bloß ungerecht seyn, sondern auch nicht einmal Entschuldigung finden in dem allgemeinen Vortheile; denn es würde sich nicht beweisen lassen, daß diese Expropriation wirklich für den Staat nützlich sei.

Ohne Zweifel wird die Freiheit des Handels dermaleinst in der ganzen Welt zum Staatsrecht gehören. Geschehen wird dies aber nicht eher, als bis die Völker, ihrem Antagonismus entsagend, ewigen Frieden und ewiges Bündniß auf zerbrochenen Schwertern beschwören werden — nicht eher, als bis sie, in eine große Familie vereinigt und ihre Bedürfnisse und ihre Hülfsquellen, ihre

Erwartungen und ihre Bewegung für gemeinsam erklärend, Hand in Hand sich fortbewegen in den Bahnen der Vorsehung. So lange sie den Degen zur Seite tragen, sich hinter einer dreifachen Linie von Festungswerken verschanzen, und sich ungleich bleiben in Wissen und industrieller Stärke, kann es keine Handelsfreiheit geben. In diesem Zustande der Dinge alle Zoll-Gränzen aufheben, hieße die Aermsten den Reichsten überliefern, die, welche in der Betriebsamkeit am meisten zurück sind, denen preisgeben, welche die größten Fortschritte gemacht haben. Sehen wir denn nicht tagtäglich eine mit großen Kapitalen ausgestattete Betriebsamkeit durch das Gewicht ihrer Konkurrenz die minder reichen Werkstätte zerschmettern?

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß eine beträchtliche Herabsetzung der Zölle zur Wiederherstellung der Wichtigkeit Bordeaux's bedeutend beitragen würde. Doch dies Mittel würde nicht im Stande seyn, es aus seiner Versunkenheit emporzuheben. Man wird davon überzeugt bleiben, wenn man erwägt, wie sehr die Entwickelung der Manufaktur-Industrie die Handelsplätze gehoben hat, welche Nebenbuler von Bordeaux waren. Nicht genug, daß sie Manufakturen in ihrem eigenen Schooße gegründet haben: Havre benutzt Rouen und Paris; von Nantes hangen Tours, Orleans und alle an der Loire gelegene Städte ab; Marseille hat Lyon und fast ganz Languedoc durch den Kanal des Süden. Nur Bordeaux wird nicht durch große Mittelpunkte der Produktion gespeiset. Diese Seestadt würde also ihren ehemaligen Vorrang selbst dann nicht wieder einnehmen, wenn ihr Handel einiges Leben durch den Austausch ihrer Weine gegen fremde Produkte gewönne.

Sich auf bloßen Ackerbau und Handel beschränken, heißt, seine Rolle in der gegenwärtigen Ordnung der Dinge verkennen, heißt, sich sittlich und politisch zu einer ewigen Inferiorität verurtheilen. Die neue Macht der Betriebsamkeit ist eine Thatsache, die man sich gefallen lassen muß, man mag wollen oder nicht. Ihr gebürt der Reichthum, ihr die Macht. Ihr Alle also, die ihr Reichtym und Macht haben wollt, bemächtigt euch dieses Hebels, um dazu zu gelangen, und behelligt uns nicht länger mit euren Klagen, welche in Wahrheit nur quasi-rechtmäßig sind: denn ihr habt große Aehnlichkeit mit jenen trägen Arbeitern, welche die Werkstätten verlassen, um auf den öffentlichen Plätzen darüber zu schreien, daß sie Hungers sterben, weil es ihnen an Arbeit fehlt.

Indem ich jedoch steif und fest darauf beharre, daß die Regierung, im Interesse des Landes, dem Handel der Bordeauxer nicht so reichliche Zugeständnisse machen darf, wie diese verlangen, glaube ich deßhalb nicht weniger, daß es ihre Pflicht sei, ihnen zu Hülfe zu kommen; denn auch sie sind Kinder Frankreichs — freilich solche, die aus der rechten Bahn gewichen sind, doch deßhalb nicht weniger Kinder, welche die Stimme und die Hand des Oberhaupts zu dem ersten Range zurückführen muß. Während der Restauration hat die Regierung ihre Pflicht eben so wenig begriffen, als die Bordeauxer ihre Lage. Als die Regierung ihnen ihre Erkenntlichkeit für eine Hingebung beweisen wollte, welche so geschickt gewesen war, erst nach vorübergegangener Gefahr hervorzutreten, und eine noch größere Geschicklichkeit darin bewies, daß sie an die Wichtigkeit dieser Dienste glauben machte, verstanden sie nichts

weiter zu fordern, als Ludwigskreuze, Pensionen und Aemter; nichts für das öffentliche Gedeihen. Und doch konnte man dieses dadurch wiederherstellen, daß man, durch Manufakturen, neue Tauschmittel für das Ausland, durch Straßen und Kanäle, neue Absatzörter im Inlande schuf. Dies war, was man gewähren, dies, was man fordern mußte. Uebrigens ist der Stand der Dinge immer noch derselbe. Die Regierung hat also auf die Forderungen der Bordeauxer keine andere Antwort zu geben, als ihren ganzen Einfluß, alle Mittel, über welche sie verfügen darf, anzuwenden, um die Manufaktur-Betriebsamkeit nach einer großen Skala daselbst einzuführen.

Diese Mittel aber sind wirksamer, als man versucht ist auf den ersten Anblick zu glauben. Sie bestehen hauptsächlich in der Unterweisung, im Beispiel und in der Unterstützung der öffentlichen Arbeiten.

Ich habe bereits bemerkt, wie dringend das Bedürfniß einer wissenschaftlichen Belehrung für Bordeaux ist. Es bedarf für diese Seestadt zwei umfassender Unterweisungen, welche die Grundlage jeder guten Erziehung für Betriebsamkeit sind: Unterricht in der Staatswirthschaftslehre und Unterricht in der Betriebsamkeitslehre. Da die erste dieser Wissenschaften in ihrer Allgemeinheit die Bedürfnisse und Mittel der Gesellschaft in ihren Beziehungen zum physischen Leben umfaßt, so würde sie zeigen, wie der Reichthum der Völker sich bildet und sich verliert; die zweite würde sich auf die strengen Wissenschaften stützen, um zu zeigen, welches die Bedingungen und die Elemente des Erfolges in allen industriellen Operationen im Allgemeinen und in einer jeden ins Besondere sind. Warum sollte es zu Bordeaux

nicht eine Fakultät der Wissenschaften und ein Konservatorium der Künste und Handwerke geben? Diese Seestadt ist wichtig genug, um die mit diesen Lehrgegenständen verbundenen Katheder nicht zu Sinekuren werden zu lassen. Dort, wie in allen industriellen Bevölkerungen, wie zu Rouen, zu Lyon, zu Marseille, würde die Wissenschaft sehr bald in Kampf gerathen mit den Anwendungen; und den Kapitalisten würde es weder an Rathgebungen für eine zweckmäßige Leitung ihrer Unternehmungen fehlen, noch würde es ihnen an Urtheil gebrechen, so oft es darauf ankäme über das Verdienst der ihnen vorgelegten neuen Entwürfe zu entscheiden. Keinen Augenblick zweifle ich daran, daß die Errichtung eines wissenschaftlichen Mittelpunkts zu Bordeaux die glücklichsten und schnellsten Erfolge haben würde. Denn ich gehöre keinesweges zu Denjenigen, welche die Bewohner des Süden als solche betrachten, die in geistigen Fähigkeiten hinter den Bewohnern des Norden zurückstehen. Ich habe mich allzu offen und strenge gezeigt, als daß der Verdacht der Schmeichelei mich treffen, oder daß man in meinen Worten noch etwas Anderes wahrnehmen könnte, als den Wunsch, gerecht zu seyn. Die Bewohner des Süden fassen mit Leichtigkeit, analysiren mit Feinheit, und sobald die Unterweisung diese natürlichen Anlagen befruchtet hat, wird Bordeaux eben so gut, als irgend eine Stadt der Welt, der Zunahme menschlicher Wohlfahrt seinen Tribut entrichten.

Die Regierung könnte die Betriebsamkeit der Gironde auch noch dadurch begünstigen, daß sie solchen Einrichtungen, die ihrer Autorisation bedürfen, dieselbe ohne Zeitverlust ertheilte, während sie nicht selten die entschlossensten

Willen durch die Etiquette der Förmlichkeiten und durch die Langsamkeit der Nachforschungen entmuthigt. Dazu würde freilich erforderlich seyn, daß gewisse öffentliche Beamte ihre Sorglosigkeit und ihren Stolz bei Seite legten. Manches Unternehmen von unbestreitbarer Nützlichkeit harrt, mehre Jahre lang, vergeblich auf die Verordnung, welche nöthig ist, um es in Gang zu bringen. Ich weiß nicht, ob die untergeordnete Verwaltung mehr Promptheit und guten Willen an die Initiative bringen wird, welche die Regierung vor einiger Zeit in der Schöpfung von ackerbaulichen Kolonien zu nehmen schien. Nichts würde leichter, nichts passender seyn, als eine solche in der Nähe von Bordeaux anzulegen. Geleitet von fähigen Vorgesetzten, würde diese Einrichtung ein Gegenstand des Studiums und der Nachahmung für die Kultur des Landes werden.

Es würde endlich ein mächtiges Aufmunterungsmittel in der Vermehrung und Vervollkommnung der Kommunikations-Wege um Bordeaux her liegen. Wer wüßte wohl nicht, daß das Gedeihen der ackerbaulichen, manufakturirenden und Handelsbetriebsamkeit in den meisten Fällen Fragen unterworfen ist, die sich auf Transport beziehen, und daß dieser in mehren Richtungen bei weitem nicht so bequem ist, als der Vortheil von Bordeaux ihn fordert? Die Schifffahrt auf der Garonne ist sehr unvollkommen, bisweilen sogar ganz unmöglich. Selbst die der Gironde fängt an, größeren Fahrzeugen (von etwa 300 Tonnen) ernstliche Hindernisse durch die Versandung ihres Bettes darzubieten. Ich könnte noch viele andere Arbeiten namhaft machen, um die Trägheit der Bordeauxer zu stacheln,

ohne von der Kanalisation des Landes zu reden, diesen wahren Zeitvertreib für einen Ingenieur, der gewohnt ist, Verbesserungen nur mit einem großen Aufwand von Geld und Zeit zu Stande zu bringen.

Ich habe die Pflichten der Regierung gegen Bordeaux gemustert. Noch weit größere hat diese Seestadt gegen sich selbst zu erfüllen; denn nur allzu lange hat sie den alten Spruch vergessen: „Hilf dir selber, so wird der Himmel dir beistehen.“ Doch es giebt — und mit Vergnügen bemerke ich dies — es giebt in ihrem Schooße aufgeklärte Männer, welche fühlen, was ihrer Vaterstadt fehlt und was aus ihr werden kann unter dem befruchtenden Anhauch der Staatswirthschaftslehre und der physischen Wissenschaften. Sie werden die Priester einer neuen Weihe seyn, die nicht lange ausbleiben kann. Die Fackel in der Hand gehen sie voran, ihren Mitbürgern die rechte Bahn zu weisen. Hoffen wir, zur Ehre des Landes, daß man ihnen folgen werde. Obgleich die Gironde, eine Zeitschrift, welche die Wissenschaften, die Literatur und die Künste umfaßt, bisher nur eine geringe Anzahl von Heften geliefert hat: so hat sie doch bereits einen ausgezeichneten Platz in der Provinzial-Presse eingenommen. Namen, die zu Bordeaux mit Recht geachtet werden, haben auf diesem Rednerstuhl die Sache ihres Handels vertheidigt. Andere haben die höchsten gesellschaftlichen Theorien umfaßt, und verbreitet der neuen Staatswirthschaftslehre eifrige Apostel; sie werden ihren Mitbürgern sagen, welches die Ursache der gesellschaftlichen Unordnung ist, und welches die Mittel sind, um zur Harmonie zurückzukehren, die eben so sehr das Gesetz der Gesellschaft, als das der Natur ist.

Sie werden ihnen zeigen, daß, wenn die Organisation der Arbeit eine Nothwendigkeit ist, sie zugleich für eine gute Spekulation gelten kann, und daß in Frankreich kein Punkt geschickter, als Bordeaux, ist, die Anwendung der neuen Staatswirthschaftslehre in sich aufzunehmen, weil hier tabula rasa ist: alles muß neu geschaffen werden, es sind keine Gewohnheiten zu brechen, wenige Vorurtheile zu vergessen. Hier ist es eben so leicht, anzufangen mit der Sozietäts-Arbeit, worin der Kapitalist und der Arbeiter gleich sehr ihren Vortheil finden, jener in der Sicherheit und Oekonomie seiner Unternehmungen, dieser in den seiner Einsicht und seiner Mühwaltung angepaßten Gewinnen, als mit der zerstückelten Arbeit, der gegenwärtig üblichen, wobei die unvermeidliche Ausbeutung des Armen durch den Reichen, und der schlechte Gebrauch menschlicher Fähigkeiten, die Betriebsamkeit stets zwischen einem schrecknißvollen Gedeihen und verderblichen Krisen in die Mitte stellen. Wollen die Kapitalisten, in ihrem Mißtrauen gegen diese Ideen, die als theoretische zwar nicht neu sind, denen es jedoch an Anwendung fehlt, sich an den Verirrungen halten, durch welche das Vermögen der andern Städte Frankreichs gegangen ist, so haben sie für ihre Spekulationen nur die Verlegenheit der Wahl.

Für Bordeaux, das sich neue Absatzörter für seine Weine zu verschaffen genöthigt ist, scheint der Verbrauch der aus der Fremde bezogenen rohen Stoffe eine dringende Nothwendigkeit zu seyn. Doch eine Nothwendigkeit, welche nicht aus den Bedürfnissen des Verbrauchs hervorgeht, sichert auf keine Weise den Erfolg einer Bearbeitung dieser Stoffe. Ist nun diese Nothwendigkeit wirklich vorhanden?

Wozu doch mit so viel Hartnäckigkeit den Weinbau und die daran geknüpfte Betriebsamkeit in ihrem ganzen Umfange erhalten, wenn die Produkte derselben nicht mehr Absatz finden? Ist denn der Boden der Gironde der Kultur des Weinstocks für immer einverleibt? Warum bemüht man sich nicht, bis auf bessere Zeiten von demselben Produkte zu gewinnen, welche sich leichter anbringen lassen, als die Weine? Er könnte den Krapp und den Maulbeerbaum in sich aufnehmen: diese beiden Quellen des Reichthums mehrer Departements im Osten und im Süden Frankreichs. Er könnte die Runkelrübe nähren, diese vom Norden so muthig bearbeitete Mine; denn allen Schwierigkeiten und allen Verleumdungen zum Troz, hat der Norden die Fabrikation des einheimischen Zuckers zu einem so hohen Grade von Vollkommenheit gebracht, daß sie nichts von der Abschaffung der Schutzsteuer zu befürchten hat.

Ich kann hier nicht alle Arten von ackerbaulicher und manufakturirender Betriebsamkeit geltend machen, welche in der Gironde mit Vortheil benutzt werden können; diese Einzelheiten würden den Zweck, den ich mir vorgesetzt habe, fremd seyn. Nur Eine Unternehmung erlaube ich mir der Aufmerksamkeit der Bordeauxer zu empfehlen, weil sie die umfänglichste, die nutzbarste und die nationalste von allen seyn würde. Ich rede von der Kultur und der Kolonisation der Landen. Es giebt — man sei dagegen wohl auf seiner Hut! — in der ganzen Welt Charlatane, welche diese Worte auf ihr Aushängeschild geschrieben haben; und nicht um diesen einen Dienst zu erweisen, empfehle ich diese Unternehmung. Ich thue es, weil es keine giebt, wo die neue Organisation der Arbeit nothwendiger, ihrer Resultate

sicherer und an Gewinnen ergiebiger wäre. Angebracht in gut gewählten Oertlichkeiten — gut gewählt hinsichtlich der Fruchtbarkeit des Bodens und der Leichtigkeit des Transports — aufgefaßt aus dem zugleich ackerbaulichen, manufakturirenden und kommerziellen Gesichtspunkt, geleitet von rechtschaffener Gesinnung und von Wissenschaft, kann sie nicht anders als gelingen. Und Bordeaux würde sich nicht allein auf diese Weise im Besitz neuer Tauschmittel befinden, sondern es würde zugleich einen Boden bevölkern, der gegenwärtig fast unbewohnt ist. Bordeaux hat nicht, wie andere Handelsstädte, einen weiten Gürtel von Städten und Dörfern. Fast die Hälfte des Umkreises, von welchem es der Mittelpunkt ist, darf wüste genannt werden. Es ist also von der größten Wichtigkeit für seinen Handel, Leben und Arbeit in die Landen zu rufen, und sich daselbst neue Produzenten und Konsumenten zu erziehen. Auch trage ich, allen entgegenstehenden Vorurtheilen zum Troz, kein Bedenken, den Anbau der Landen, hauptsächlich auf einen Manufaktur-Zweck hingeleitet, als ein National-Werk und als eine vortheilhafte Spekulation zu empfehlen.

Wohlauf denn, ihr Bewohner von Bordeaux! lernet die Wissenschaften, um sie anzuwenden, lernet die Betriebsamkeit, um den verlornen Reichthum wieder zu erobern! Zwei Bahnen sind euch geöffnet: die der Vergangenheit und die der Zukunft. In der ersten werdet ihr als spät angelangte Arbeiter vielleicht nur stoppeln, wo andere eine reichliche Erndte gemacht haben, und dabei wißt ihr aus den Beispielen jeglichen Tages, durch Anzin, Paris und Lyon, daß das Gebäude eurer neuen Wohlfahrt Gefahr

lief, vor seiner Vollendung zusammen zu stürzen. In der zweiten Bahn würdet ihr gleich Anfangs an der Spitze der Kolonne seyn, wie es einem einsichtigen und ehrgeizigen Volke geziemt. Bedenkt, daß sich ein neues Zeitalter für die Völker vorbereitet: die Anarchie verschlingt die Ueberreste der Vergangenheit, und der Instinkt der Vergesellschaftung beginnt laut in der Gesellschaft zu reden, welche der Ordnung und der Sicherheit bedarf, und welche, nachdem sie beides von der zerstückelten Arbeit vergeblich gefordert hat, nach Kurzem es in der Sozietäts-Arbeit suchen wird. Wartet nicht, wie ihr es bisher gethan habt, ab, daß andere auch in diesem Werke des Fortschritts den Vorsprung abgewinnen. Durch den Krieg und für den Krieg war die Arbeit konstituirt; sie werde es fortan auch in dem Frieden und für den Frieden. So werdet ihr euren politischen und kommerziellen Einfluß wieder finden; so wird eure Vorliebe für den Luxus die Legitimation des Reichthums erhalten. Indem die Welt diesen von neuem auf dem Fußgestell der Betriebsamkeit und Vergesellschaftung erblickt, wird sie von neuem Bordeaux als eine ihrer Hauptstädte begrüßen, und ihr, indem ihr diesen Titel ehrenvoller findet, als den einer Hauptstadt Aquitaniens, werdet nicht zu bereuen haben, daß ihr der französischen Einheit getreu geblieben seid.

Aimé Desgenevez.

Ueber eine wenig bekannte Erscheinung der europäischen Welt.

Es giebt Zeitungs-Artikel von sehr hohem Interesse, während dieses für die meisten Leser verloren geht, weil sie unbekannt sind mit den Beziehungen, in welchen die Thatsachen zum Vorschein kommen.

Zu diesen Zeitungs-Artikeln verdient derjenige gezählt zu werden, worin ausgesagt wird, daß Se. Majestät der König von Holland den auf der kleinen venetianischen Insel St. Lazaro lebenden Mechitarenser Mönchen zur Anerkennung des in vier und zwanzig Sprachen abgefaßten Werks: Preces S. Niersis Clajensis, eine Medaille verehrt hat, auf deren Kehrseite sich folgende Inschrift befindet: Ven. P. P. Monasterii armenici in insula S. Lazari Veneta pro oblato libro Precium S. Nier. Claj. XXIV linguis conscriptarum ab ipsis typis excusso Rex dedit MDCCCXXXIV.

Daß auf ein Geschenk ein Gegengeschenk erfolgt, wenn der Beschenkte ein König ist, versteht sich von selbst. Doch wie kommen armenische Mönche dazu, einen König von Holland mit den in vier und zwanzig Sprachen ausgedrückten Gebeten eines wenig bekannten Heiligen zu beschenken? Was hat es auf sich mit dem Mechitarenser-

Kloster auf der venetianischen Lagune St. Lazaro? Wie ist es entstanden? Wie hat es sich ausgebildet? Wie hat es unter den Stürmen der Zeit, die so viele andere christliche Klöster zertrümmert haben, Daseyn und Wirksamkeit bewahrt?

Wenige deutsche Gelehrte dürften hierüber Auskunft zu geben im Stande seyn; und noch wenigere wissen, daß das armenianische Kloster auf der kleinen Insel St. Lazaro ein Band ist, wodurch das westliche Asien mit Italien, Frankreich, England und Deutschland in Zusammenhang erhalten wird. Allerdings beschränkt sich dasselbe nur auf die Literatur; doch kann man es wohl gleichgültig nennen, daß, außer guten mathematischen, geographischen und historischen Werken, die ihre Entstehung nur in Europa erhalten konnten, die asiatischen Armenier Milton's verlorenes Paradies, Young's Nachtgedanken, Geßner's Tod Abels u. s. w. in armenischer Sprache lesen? Und kann die Wirkung verkannt werden, welche daraus hervorgeht, daß die Mechitarenser Mönche anhaltend genöthigt sind, sich aus Armenien zu ergänzen, folglich eine ununterbrochene Verbindung mit ihren Landsleuten jenseits des Bosphorus zu unterhalten?

Dies Alles bestimmt uns, unseren Lesern die Aufschlüsse mitzutheilen, die wir uns über eine der merkwürdigsten Erscheinungen der europäischen Welt, über das Mechitarenser Kloster zu St. Lazarus verschafft haben. Unsere Hauptquelle ist die von dem Engländer Alexander Goode zu Venedig, im Jahre 1825, in englischer Sprache erschienene: „Kurze Nachricht von der Mechitaristi-

ristischen Gesellschaft:" eine Nachricht, welche um so mehr für authentisch gelten darf, weil sie aus der Presse der armenianischen Akademie, von welcher unten ausführlicher die Rede seyn wird, hervorgegangen ist.

Vor allen Dingen müssen wir uns mit dem Stifter dieser Gesellschaft beschäftigen.

Der Name dieses außerordentlichen Mannes ist — Mechitar. Geboren im Jahre 1676 zu Sebaste, einer Stadt in Klein-Armenien, wurde er in früher Jugend der Sorgfalt eines armenianischen Priesters anvertraut. Dieser unterrichtete ihn in den Elementen; und sehr bald zeigte sich in dem jungen Mechitar eine so entschiedene Neigung für Studium und religiöse Uebungen, daß, da seine Vorliebe für den geistlichen Stand nicht in Zweifel gezogen werden konnte, er schon in einem Alter von neun Jahren die vier kleineren Orden erhielt. Funfzehn Jahre alt, trat er zu Sebaste in das Kloster des Heiligen Kreuzes, um das Mönchsgewand anzulegen. Der Bischof Ananias, Superior dieses Klosters, gab ihm, nachdem er sich von seiner Brauchbarkeit überzeugt hatte, nicht bloß das Gewand, sondern ordinirte ihn auch schon im Jahre 1691 zum Dekan. Als solcher wurde der junge Mechitar mit dem Studium der heil. Schrift beschäftigt, so wie mit solchen praktischen Uebungen, welche den Umfang seines Geistes nicht wenig erweiterten.

In diesem Kloster schrieb Mechitar einige geistliche Lieder und Homilien. Da ihm jedoch sehr bald einleuchtete, daß sich in dieser Bahn nicht Fortschritte in anderen Wissenschaften machen ließen, so verließ er dasselbe, um

sich einem armenianischen Doktor von Etschmiazin anzuschließen, der sich anheischig gemacht hatte, ihn nach diesem Wohnsitze des Patriarchen zu führen, den er ihm als den Mittelpunkt allgemeiner Wissenschaft beschrieb.

An der Seite seines Lehrers wandernd, kam Mechitar nach Erzerum, der Hauptstadt Groß=Armeniens; und hier lernte er zum ersten Male einen europäischen Missionär kennen, den er allerlei Fragen über den wissenschaftlichen Zustand der Europäer vorlegte: Fragen, die zu seiner Befriedigung beantwortet wurden.

Angelangt in Etschmiazin, fand er nicht, was er zu finden wünschte: jene Universität der Wissenschaft, nach welcher er ein so lebhaftes Verlangen in sich trug. Er trennte sich also von seinem Lehrer und begab sich in das Kloster der Insel Sevan, glaubend, daß er hier Befriedigung finden werde. Auch hier machte er die Entdeckung, daß diese Zurückgezogenheit nichts weiter bezwecke, als starre Austerität; und da diese seiner Gemüthsart am wenigsten entsprach, so beschloß er, in sein Land zurückzukehren.

Auf seiner Reise dahin, langte er in dem Kloster Passen bei Erzerum an; und aus Gefälligkeit für den Superior verweilte er daselbst, um die Jugend zu unterrichten. Neunzehn Monate hatte er auf diese Weise verlebt, als er die Bekanntschaft eines vornehmen Armeniers machte, welcher aus Europa zurückgekehrt war, und ihm mancherlei Aufschlüsse über die westlichen Länder gab. Mechitar lauschte auf jedes Wort, das aus dem Munde dieses Reisenden kam; und von diesem Augenblick an suchte er Gelegenheit, Europa kennen zu lernen.

In dem Hause eben dieses Reisenden fand er die

Werke des Clemens Galanus *), und merkte sich aus denselben alles, was ihm für seinen Zweck brauchbar schien.

Im Jahre 1693, wo er sich zu Sebaste, seiner Vaterstadt befand, begab er sich aufs Neue in das Kloster vom Heil. Kreuze und widmete sich dem Studium der armenianischen Kirchenväter, so wie dem der griechischen und syrischen, so weit sie ins Armenische übersetzt waren. So weit ging sein Eifer, daß er sich, selbst, auf seinen Reisen nicht von dieser Lektüre trennte, und mit Wahrheit läßt sich von ihm sagen, daß er nie ein Buch aus den Händen legte, ohne den Inhalt desselben erforscht und durchdrungen zu haben, so weit sein Scharfsinn reichte.

In dem Kloster dichtete er mehre Hymnen, die bis auf den heutigen Tag in einigen armenianischen Kirchen gesungen werden.

Eine gefährliche Augenkrankheit, die ihm nicht erlaubte, äußere Gegenstände zu unterscheiden, nöthigte ihn zu einer Heimkehr, deren Zweck kein anderer war, als sich einer ärztlichen Behandlung zu unterwerfen. Während derselben war er ein Muster der Geduld. Er ließ sich während dieses Zustandes die heiligen Gedichte des St. Nierses Clajensis vorlesen, die er auswendig lernte. Dabei trug er seinen Freunden seine eigenen Gedichte vor.

Nach seiner Genesung stand er im Begriff seine Reise nach Europa anzutreten; ihn trieb sein Durst nach Wissenschaft. Doch um eben diese Zeit kam ein armeniani-

*) Clemens Galanus: Conciliationis Ecclesiae Armenae cum Romana etc. Romae 1691.

scher Priester (ein Mann, der literarische Zwecke verfolgte) nach Sebaste, und verlangte von ihm, daß er ihn nach Jerusalem begleiten sollte, wo sie beide studiren wollten. Mechitar ließ sich gefallen, ihn bis Aleppo zu begleiten; und dies geschah in der Erwartung, daß er ihn zu einer Reise nach Rom werde bereden können.

Als sie nicht weit von Malatiah über den Strom gingen, sprang der Gürtel des Pferdes, welches Mechitar ritt. Der Strom riß das Pferd mit sich fort; Mechitar aber wurde gerettet, nur daß über diesen Unfall manche von seinen Schriften verloren ging.

Nach der Ankunft in Aleppo hatte er das Glück mit einigen europäischen Missionären zusammen zu treffen; unter andern mit einem Jesuiten, welcher sich durch Tugend, Gelehrsamkeit und Kenntniß der orientalischen Sprachen auszeichnete. Ihm theilte Mechitar sein Vorhaben, nach Europa zu gehen, mit. Doch der kluge Jesuit, dem weder seine auf eigener Hand erworbene Bildung, noch sein Eifer, andere aufzuklären, entgangen war, ertheilte ihm den guten Rath, das Vaterland nicht zu verlassen. Erst als er sah, daß er damit bei Mechitar nichts ausrichtete, ließ er es nicht an Empfehlungsschreiben fehlen, deren Inhalt etwa folgender war: „Da dies ein junger Mann von dem stärksten Eifer ist; da er ungemeine Redlichkeit mit seiner Frömmigkeit verbindet, und bei sehr viel Genie eine genaue Kenntniß der Werke armenianischer Kirchenschriftsteller besitzet: so habe ich nicht umhin gekonnt, die Plane zu billigen, die ihn nach Rom führen.“

Er reisete endlich im Jahre 1695 mit seinem Gefährten, den er zur Theilnahme an der Reise nach Rom be-

redet hatte, von Aleppo ab, und als sie in Alexandria angelangt waren, schifften sie sich nach Europa ein.

Kaum war jedoch das Schiff bei Zypern angelangt, als Mechitar von einem so heftigen Fieber befallen wurde, daß er sich von seinem Gefährten trennen und einen Aufenthalt in einem Kloster armenianischer Mönche suchen mußte. Hier sah man ihn sich, zur Linderung seiner inneren Qualen, in einen Springbrunnen des Gartens werfen, während Oliven, mit Gerstenbrot gemischt, seine einzige Nahrung waren.

Kaum hatte er sich, unter dem gütigen Beistande eines Freundes, einigermaßen erholt, als er sich zu einer Rückkehr unter das väterliche Dach entschloß, mit der Hoffnung, daselbst seine Gesundheit wieder zu gewinnen.

Er schiffte sich zu diesem Endzweck nach Seleuzia ein; und nachdem er daselbst gelandet war, setzte er seine Reise zu Fuß fort, und kam, seinen Unterhalt bettelnd, glücklich in Aleppo an. Sämmtliche europäische Missionäre in dieser Stadt ertheilten ihm den guten Rath, die Reise nach Europa aufzugeben und klüglich in sein Vaterland zurückzugehen. Er begab sich von da nach Enteb; und indem er sich einer Karavane anschloß, langte er zu Sebaste an, zur größten Freude der Seinigen, welche in dem Wahne standen, daß er längst in Zypern gestorben sei.

Nach einigen Monaten ängstlicher Sorgfalt war seine Gesundheit vollkommen wieder hergestellt, und er kehrte in das Kloster des Heil. Kreuzes zurück.

In dieser Zurückgezogenheit übersetzte er, unter andern schriftlichen Arbeiten, die Sprichwörter Salomonis in Verse, um sie Kindern annehmlicher zu machen. Doch

einer von den Mönchen, eifersüchtig auf seinen Ruf, schlich sich eines Tages in sein Zimmer, bemächtigte sich seiner sämmtlichen Papiere und übergab diese den Flammen. Mechitar hatte kaum diese Entdeckung gemacht, als er dem Thäter großmüthig verzieh.

Sowohl die Mönche des Klosters, als alle Diejenigen Einwohner von Sebaste, welche von seiner Aufführung Kenntniß genommen hatten, hörten nicht auf, in ihn zu dringen, daß er dem Priester-Orden beitreten möchte; und im Jahre 1696 willigte er in dies Verlangen.

Von diesem Augenblick an faßte er einen lebendigen Eifer, seine Nation zu erleuchten und dieselbe in Sittlichkeit und Religion zu unterweisen. Da jedoch seine Kräfte für ein so großes Werk nicht ausreichten, so versuchte er, andere anzuspornen. So geschah es denn, daß er durch sein Predigen und durch sein gutes Beispiel in kurzer Zeit zwei Schüler in Sebaste zu Gehülfen bekam. Da jedoch die Eltern derselben auf ihn zürnten, so setzte er sie in Freiheit. Nicht lange darauf vernahm Mechitar den Ruf des Doktors Catchadur, eines armenischen Zöglings der Gesellschaft De propaganda fide, und wünschte, ihn in Konstantinopel zu besuchen und sich seinen Beistand für das lobenswerthe Unternehmen, die Armenier aufzuklären, wo möglich, zu erwerben.

Dies geschah im Jahre 1697. Mechitar erklärte dem berühmten Manne sein Vorhaben, eine literärische Akademie zu gründen, und bat ihn dringend, das Amt eines Superiors zu übernehmen. Doch Catchadur weigerte sich, indem er, unter anderen Schwierigkeiten, den Mangel eines hinreichenden Fonds für ein solches Unternehmen geltend

machte. Gleichwohl verlor Mechitar keineswegs den Muth; und kaum hatte sich in Konstantinopel ein Schüler an ihn angeschlossen, als er sich aufgesucht sah von einem seiner beiden Anhänger in Sebaste, dem es gelungen war, die Gewissens-Skrupel seines Vaters zu überwinden. Begleitet von beiden, beschloß er, sich einem andern armenianischen Doktor vorzustellen, welcher in der Provinz Uchdik an der Gränze Georgiens residirte, und von welchem er den nöthigen Beistand für seinen Entwurf zu erhalten hoffte. Er war jedoch so arm, daß es ihm an den Mitteln fehlte, die Reisekosten zu bestreiten. Diese Mittel zu erhalten, wendete er sich an großmüthige Fromme, mit deren Beistand er so viel zusammenbrachte, daß er sich mit seinen beiden Schülern nach Trapezunt einschiffen konnte. Auf dieser Fahrt zeigte sich die Pest auf dem Schiffe; außerdem aber hatte er einen heftigen Sturm auszuhalten, den er in seinen Gesängen so schön beschrieben hat *).

Nachdem er wohlbehalten in dem Hafen von Araglia angelangt war, segelte er nach Sinope und von da nach Amissus. Hier stieg er ans Land und wanderte nach Marzevan, wo er im Jahre 1698 anlangte und den ganzen Winter hindurch verweilte. Mit dem Eintritt des Frühlings begab er sich nach Amasia. Die Einwohner beider Städte (wo er häufig predigte) baten ihn dringend, bei ihnen zu bleiben; da er jedoch das allgemeine Beste seiner Nation stets im Auge behielt, so verließ er am Schlusse des Frühlings auch Amasia, um sich nach Tocat zu be-

*) Eine Sammlung dieser Gesänge wurde im Jahre 1771 bekannt gemacht.

geben, und mit einer von den Karavanen wanderte er nach Erzerum.

Hier wurde er in seinen Erwartungen grausam betrogen, als er die Veränderung erfuhr, welche mit dem von ihm aufgesuchten Geistlichen vorgegangen war; denn dieser hatte seinen früheren Grundsätzen völlig entsagt. Er veränderte also seinen Entschluß und wendete sich mit seinen beiden Schülern an den Bischof Makarias, Superior des Klosters Paſſen, einen Mann von erprobter Tugend und seltener Gelehrsamkeit; durch ihn glaubte er Beistand für sein Unternehmen zu erhalten. Der Bischof empfing Mechitar mit Güte, und da er Besonnenheit und Kenntniß in ihm wahrzunehmen glaubte, so vertraute er ihm die Bildung der jungen Beflissenen des Klosters. Außer diesen jungen Leuten unterrichtete Mechitar die Mönche des Klosters und seine Schüler: er leistete Beistand im Studium der Theologie und verband damit die praktische Moral und die religiösen Uebungen. Hier ordnete er die Anmerkungen, die er, für seine Predigten, bereits aus den heiligen Schriften und aus den Kirchenvätern gesammelt hatte.

Eines Tages, wo er über gewisse Lehrsätze argumentirte, widersprach ein Gegner ihm mit großem Eifer; und als sich dieser in die Enge getrieben sah durch die von Mechitar angeführten Zeugnisse der armenianischen Kirchenväter, gerieth er in eine solche Wuth, daß er ihm eine Ohrfeige gab. Mechitar ertrug diese schwere Beleidigung mit so ruhiger Geduld, daß sein Widersacher darüber in Erstaunen gerieth und sich von der Wahrheit seiner Argumente überzeugte. Um diese Zeit brach in dem Kloster eine ansteckende Krankheit aus, deren Opfer mehre von

der Gesellschaft wurden. Mechitar, dessen Gesundheit unerschüttert blieb, leistete allen Kranken liebreichen Beistand. Erbaut von diesem Beispiel und voll Bewunderung für seine Kenntnisse, bat die Gesellschaft ihn, daß er sich die Ehre des Doktor-Titels gefallen lassen möchte, damit die Verkündigung des Evangeliums ihm erleichtert würde. Mehr, als die Uebrigen, ließ der Superior sich angelegen seyn, ihn zu diesem Schritte zu bewegen. Da er einem solchen Verlangen nicht widerstehen mochte: so ließ er im Jahre 1699 es sich gefallen, den Versuch zu machen, worauf er, nach dem Befehl des Superiors, begleitet von einem seiner Schüler, in die Diözes des Bischofs predigen ging.

Als Mechitar sich eines Tages mit diesem Geistlichen allein befand, eröffnete er ihm den Wunsch, unter seinem Beistande in der armenischen Nation eine literarische Gesellschaft zu stiften. Doch der Bischof weigerte sich auf der Stelle, sich zu einem solchen Zweck mit ihm zu vereinigen; er fürchtete Aufruhr und die Verfolgung seiner Feinde.

An dem Beistande des Bischofs verzweifelnd, nahm Mechitar sich vor, nach Konstantinopel zurückzukehren, daselbst in einem Hause Anhänger zu versammeln, die er in den Lehren zu unterweisen gedachte, und gleichzeitig Flugschriften herauszugeben, worin er den Beistand der Wohlthäter in Anspruch nähme. So hoffte er seinen Plan, die armenische Nation zu erleuchten, ins Werk zu richten. Für diesen Zweck schickte er einen seiner Schüler nach Konstantinopel voraus; und nachdem er zwei andere Schüler des Klosters mit Genehmigung ihrer Eltern gewählt hatte,

begab er sich nach Erzerum, wo er, sechs Monate lang, zur größten Erbauung des Volks predigte. Von hier ging er nach Trapezunt, wo er sich einschiffte. Im Jahre 1700 langte er mit seinen Schülern in Konstantinopel an. Nichts lag ihm mehr am Herzen, als hier seine literärische Gesellschaft zu Stande zu bringen.

Anfangs wohnte Mechitar zu Galata in einem Hause, welches an die armenische Kirche des Heil. Gregorius stößt, der den Beinamen des Aufklärers führt, weil er, nach den Aposteln Bartholomäus und Thaddäus, die Armenier im dritten Jahrhunderte bekehrte. Wiewohl Mechitar gewöhnlich in dieser Kirche predigte, so administrirte er doch auch in den übrigen europäischen Kirchen die Sakramente.

Da, um diese Zeit, ein heftiger Zank zwischen den beiden armenianischen Partheien (von welchen die eine es mit dem Patriarchen hält, die andere der katholischen Kirche getreu geblieben ist) zum Ausbruch gekommen war: so gelang es ihm, denselben durch seine Ermahnung und seine Klugheit zu besänftigen. Als er nun bald darauf gewahr wurde, daß die Zahl seiner Anhänger sich in der Hauptstadt vermehrte, so rief er sie zusammen und legte ihnen den Plan für seine Gesellschaft vor. Damit jedoch der Anhang, den er sich verschafft hatte, nicht auffallen möchte, sendete er diejenigen, die Priester und Doktoren waren, in verschiedene Städte Armeniens, um daselbst zu predigen, und hielt die jungen Männer in den Gemächern der oben gedachten Kirche beisammen, wo er sie täglich mit großem Fleiße unterrichtete.

In diesem Jahre begann Mechitar einige Bücher zu drucken, die er als ein Mittel zur Verbreitung wahrer

Kenntniß unter seinem Volke betrachtete. Dahin gehörte vor allem das Werk des Thomas a Kampis de imitatione Christi. In Pera miethete er ein Haus und schaffte die nöthigen Werkzeuge der Buchbinderei an. Er selbst unterrichtete in dieser Kunst, unter dem Vorwande, junge Leute in der Handarbeit zu üben; der Zustand des Landes und seiner Nation erlaubte ihm nicht, seine Gesellschaft nach irgend einer andern Form zu regeln. Bei allen diesen Maßregeln der Vorsicht glückte es ihm nicht, seine Anhänger in diesem Hause beisammen zu halten. Er sah sich von den heftigsten Verfolgungen seines Volks bestürmt; und seine Widersacher legten es auf nichts Geringeres an, als ihn zu fangen und auf die Galeere zu bringen. Er unterrichtete seine Freunde davon, und rettete sich dadurch, daß er sich in den Schutz des französischen Gesandten begab.

Als er jedoch fand, daß die Verfolgung nicht nachließ, forderte er diejenigen seiner Anhänger, welche sich außerhalb der Hauptstadt befanden, schriftlich zur Rückkehr auf, „weil er sie in irgend einem anderen Theile der Welt zu beschäftigen wünsche, wo sie der Verfolgung entgehen und der Kultur der Wissenschaft mit Sicherheit obliegen könnten.“ Ihm leuchtete ein, daß dies im Osten unmöglich sei.

Während Mechitar sich unter dem Schutze des französischen Gesandten in einem Kapuziner-Kloster befand, hörte er einige Kaufleute von der Fruchtbarkeit und dem schönen Klima Morea's reden, welche Halbinsel um diese Zeit dem Guvernör der Republik Venedig unterworfen war. Bestimmt durch diese Bemerkungen, versammelte er seine

vornehmsten Anhänger in seinem Zimmer, setzte ihnen noch einmal den Zweck der Gesellschaft auseinander und schlug ihnen die Wahl irgend eines andern Welttheils vor, welcher jenem Zwecke besser entspräche. Nach mehren Berathschlagungen einigten sie sich dahin, daß sie sich dem Schutze einer christlichen Regierung unterwerfen wollte; und der Halbinsel Morea gaben sie aus einem zweifachen Grunde den Vorzug: einmal, weil sie so sehr in der Nähe war; zweitens, weil alle Lebensbedürfnisse daselbst billigen Preises waren. In eben dieser Versammlung wählten sie Mechitar zu ihrem Superior und stempelten sich zu angenommenen Söhnen der Jungfrau und zu Bußpredigern. Diese erste Organisation der Mechitaristischen Gesellschaft fand im September des Jahres 1701 in Pera von Konstantinopel Statt, und Mitglieder derselben waren: Doktor Mechitar von Sebaste, Doktor Elias von Konstantinopel, Doktor Georg von Antap, Doktor Emanuel von Konstantinopel, Lazarus von Aghin, ein junger Mann von Sebaste, Azaria von Konstantinopel, Gabriel von Erzerum und Michael von Sebaste.

Sobald nun dieser Beschluß gefaßt war, sendete Mechitar den Doktor Georg nach Morea, um den Zustand dieser Halbinsel zu erforschen. Georg verweilte daselbst drei Monate, nach deren Verlauf er die nöthige Kunde an Mechitar einsendete. Dieser sendete nunmehr sechs Personen mit einem armenianischen Bischof ab, um seine Priester zu ordiniren. In demselben Augenblick, wo Mechitar im Begriff stand, mit seinen übrigen Anhängern aufzubrechen, versuchten seine Feinde, ihn zu verhaften; und er entging diesem Schicksal nur dadurch, daß er das Kapu-

ziner-Kloster verließ und sich in einem anderen Hause verbarg. Von hier aus sendete er andere von seinen Anhängern nach Morea; und drei Tage darauf ging er, in der Verkleidung eines Kaufmanns mit drei Gefährten nach Smyrna. Bei seiner Abreise von Konstantinopel hatte Mechitar nur über vierhundert Piaster zu verfügen; mit so geringen Mitteln begab er sich in ein fremdes Land, um seine Gesellschaft zu gründen: ein Unternehmen, das nach allen Gesetzen der Wahrscheinlichkeit unausführbar schien. Nach seiner Ankunft in Smyrna erfuhr er, daß der türkische Oberbefehlshaber den Auftrag erhalten hatte, ihn verhaften zu lassen. Auf diese Warnung verbarg er sich in einem Jesuiter-Kloster. Sobald er jedoch ein nach Venedig bestimmtes Schiff ausgemittelt hatte, ging er an Bord desselben, um sich mit seinen Gefährten nach Zante zu begeben. Unterweges hatte er wiederum einen Sturm auszuhalten, den er in seinen Gesängen beschrieben hat. Von dem guten Klima und der Fruchtbarkeit Morea's belehrt, forderte er weitere Nachrichten über diese Halbinsel; denn er wünschte für seine Niederlassung den Ort zu wählen, der für dieselbe am besten gelegen wäre. Seine Abgeordneten sendeten einen aus ihrer Mitte, um ihn persönliche Auskunft über den Zustand der Halbinsel zu geben, und ihm zu sagen, daß die Herren des Landes, um die Bevölkerung Morea's zu vermehren, nicht abgeneigt wären, der Gesellschaft einige Ländereien zu ihrem Unterhalt abzutreten. In Folge dieser Kunde ging Mechitar ohne Verzug nach Napoli di Romania, wo er seine Gefährten in der Zahl von sechzehn gesund und wohlbehalten antraf. Dies geschah im Jahre 1703. Mechitar dankte

dem Allmächtigen für eine so große Gnade und miethete ein kleines Haus, das er mit seiner kleinen Heerde bezog.

In der vollen Ueberzeugung, für sich und für seine Anhänger auf Morea ein Asyl gefunden zu haben, dachte Mechitar alles Ernstes auf die Gründung eines Klosters, und wählte für diesen Endzweck die Stadt Modon, berühmt durch ihre Stärke und die Fülle ihrer Bevölkerung.

Gemäß einem Empfehlungsschreiben, das sie dem venetianischen Gesandten in Konstantinopel verdankte, überreichte die Gesellschaft der Regierung eine Bittschrift. Diese wies ihr ohne Bedenken einen Fleck in Modon zur Erbauung eines Klosters und einer Kirche an; außerdem aber noch zwei Dörfer, aus deren Ertrage sie ihren Unterhalt bestreiten sollte. Dabei wurde jedoch die Bedingung gestellt, daß die Gebäude in drei Jahren beendigt seyn müßten. In Folge dieses Dekrets wurde der Oberbefehlshaber von Modon beauftragt, für Mechitar's Gesellschaft ein Wohnhaus in der Stadt auszumitteln.

Nachdem Mechitar sich in Modon niedergelassen hatte, benutzte er seine Lage, um das, was er vor hatte, so schnell als möglich ins Werk zu richten. Ehe er jedoch den Bau seines Klosters begann, sendete er zwei von seinen Anhängern nach Rom, um dem Papst Klemens dem Elften eine Konstitution seiner Gesellschaft vorzulegen, der er die Regel des heil. Abt Antonius gegeben hatte, damit sie die nothwendige Zustimmung erhalten möchte. Als er jedoch die Entdeckung machte, daß die Antwort auf seine Bitte verzögert wurde, rief er von denen, die er abgesendet hatte, den einen zurück, und befahl dem andern, sich auf das Studium der lateinischen und italiänischen Spra-

chen zu legen, was durchaus nöthig sei, um die Belehrung seiner Nation zu erleichtern. Er selbst hatte sich bereits mit diesen Sprachen bekannt gemacht, so wie mit der griechischen; aus allen dreien hatte er Werke in das Armenische übersetzt.

Die von der Regierung bewilligten drei Jahre waren ihrem Ablaufe nahe, und wegen bitterer Armuth war er noch nicht im Stande gewesen, den Bau des Klosters zu beginnen. Er sah sich also genöthigt, Schulden zu machen und das Einkommen der ihm zugestandenen Dörfer zu verpfänden. Auf diese Weise führte er einen Theil des Klosters auf, zu welchem er selbst den Grundriß entworfen hatte, herzlich wünschend, daß ihm die Beendigung des Baues gelingen möchte, um seine in Morea versammelten Anhänger bleibend unter Dach und Fach zu bringen. Sein Mangel war jedoch so groß, daß es ihm an Mitteln fehlte, diesen den täglichen Unterhalt zu gewähren. Nichts blieb ihm übrig, als seine Zuflucht zu dem Landes-Guvernör Angelo Emo zu nehmen, den er um Beistand anflehete. Und wirklich verschaffte ihm der fromme Guvernör eine regelmäßige Unterstützung von Brot und Zwieback.

In diesem Zustande von Armuth lebte die mechitaristische Gesellschaft fast drei Jahre, während welcher sie viel von den Fiebern litt, die von dem ungewohnten Klima herrührten. Keins von den Mitgliedern der Gesellschaft murrte jedoch gegen Mechitar; alle bestrebten sich vielmehr, ihre Pflichten und ihre Bestimmung zu erfüllen.

Nach einer so langen Prüfung gefiel es der Vorsehung die neue Gesellschaft zu begünstigen.

Der Guvernör Emo machte dem Abt Mechitar ein

Geschenk von einhundert und vierzig Piastern; der Oberbefehlshaber der Flotte, Sebastian Mocenigo, gab ihm zweihundert, und aus seinen Ländereien bezog er sechshundert Piaster.

Unter diesem Beistande begann Mechitar auch seine Kirche zu bauen, zu welchem Bau der fromme Emo auf Kosten der Regierung Kalk und Steine hergab. An dem Tage, wo man den Grundstein zum Kirchenbau legte — dies geschah im Jahre 1708 — war derselbe Guvernör gegenwärtig mit großem Pomp; umgeben von seinen Truppen verherrlichte er diese Zeremonie durch Abfeurung der Kanonen und durch den Schall kriegerischer Musik. Nachdem er mit Mechitar zu dem Orte der Gründung herabgestiegen war, half er ihm bei Legung des Grundsteins; und als Mechitar mit seinen Gefährten ihm für so viel Herablassung danken wollte, drückte er ihm vierzig venetianische Zechinen in die Hand zur Beschleunigung des Baues. So oft Emo nach Modon kam, verfehlte er nicht die von ihm hochgeschätzte Gesellschaft durch seinen Besuch und durch besondere Beweise seiner Gunst zu beehren.

Vermöge verstärkter Hülfsquellen und der Freigebigkeit seiner Wohlthäter vollendete Mechitar nicht bloß den Bau seiner Kirche, sondern bezahlte sogar, was er seinen Gläubigern schuldig war. Außerdem kaufte er zwei an das Kloster stoßende Gebäude, riß dieselben nieder und trennte auf diese Weise seine Stiftung von den Wohnungen der Laien. Als dies zu Stande gebracht war, widmete er sich gänzlich der Unterweisung seiner Anhänger. Zu diesem Endzweck wählte er den durch die Regeln des Heil. Benedikt vorgeschriebenen Plan, und überreichte diese

Zusammenstellung seiner Gesellschaft dem Papste, der sie billigte und ihn zum Abt ernannte. Und nachdem er auf diese Weise das Daseyn seiner Gesellschaft gesichert hatte, rief er seinen Anhänger von Rom ab, und übersetzte mit ihm, zum Gebrauch für junge Studirende, die Theologie des Thomas von Aquino ins Armenische.

Während das Unternehmen Mechitars seit zwölf Jahren in Morea gedieh, und seine Verdienste um das Volk sich täglich mehrten, brach der unselige Krieg zwischen den Türken und den Venetianern aus. Sobald nun jene mit unermeßlichen Schaaren in die Halbinsel eingedrungen waren, und sich des größten Theils derselben bemächtigt hatten, sah Mechitar sich genöthigt, sich mit seinen Anhängern nach Venedig, der Hauptstadt der Republik, zu begeben. Es wurde jedoch nicht der ganzen Gesellschaft gestattet Morea zu verlassen, und mit Mühe erhielt Mechitar die Erlaubniß, mit elf Anhängern abzureisen. Eiligst schiffte er sich mit diesen auserwählten Freunden ein, und mit Thränen im Auge verließ er Morea im Jahre 1715. Diese Versetzung ging ihm, wie er hinterher öfters bemerkte, weit mehr zu Herzen, als die von Konstantinopel. Indeß kam er im April glücklich in dem Hafen von Venedig an, und nach abgehaltener Quarantaine bezog er mit seinem Gefolge ein gemiethetes Haus in dem St. Martino's Sprengel.

Nach kurzer Frist hatte Mechitar die aus Modon mitgebrachten zweihundert und vierzig Piaster für sich und seine Gesellschaft ausgegeben, und sich mit einer Schuld von hundert und funfzig Dukaten belastet. Der Vorsehung vertrauend, harrete er in Ergebung auf die Beendi-

gung des Krieges in Morea. Vier Monate waren abgelaufen, als zwei von seinen Anhängern, denen die Flucht gelungen war, aus Modon anlangten und ihm die Nachricht von dem Tode eines Mitgliedes der Gesellschaft überbrachten, das, nach der Einnahme durch die Türken, in der Stadt zurückgeblieben war. Einige Tage darauf erfuhr Mechitar, daß vier von seinen Anhängern eingekerkert worden waren. Diese wurden von den Türken zunächst nach Konstantinopel geschafft und später zu Adrianopel als Sklaven an Christen verkauft; und auf diese Weise am Leben erhalten, kehrten sie bald in die Arme ihres Superiors zurück.

Da Mechitar die Hoffnung, nach Morea zurückzukehren, fahren lassen mußte, so legte er es darauf an, in Venedig selbst ein Kloster für sich und seine Anhänger zu erhalten. Die mitgebrachten Empfehlungsschreiben und Zeugnisse sollten ihm dazu verhelfen. Unter den letztern zeichnete sich ganz vorzüglich das des Gubernörs von Morea aus, welches in folgenden Ausdrücken abgefaßt war: „Im Königreiche von Morea wohnten in einem, mit grossen Kosten von ihnen erbauten prächtigen Kloster die armenischen Mönche vom Orden des heiligen Abts Antonius, unter der weisen und liebreichen Führung des ehrwürdigen Vaters Mechitar, ihres Abtes. Sie glänzten durch die gewissenhafte Erfüllung ihrer Gelübde, durch ihr sittliches Beispiel und durch die Reinheit ihrer Lebensweise sammt und sonders in einem so hohen Grade, daß das Volk sich durch sie erbauet fühlte, und daß sie allgemeine Achtung und die Freundschaft aller hohen Beamten gewannen. So lange ich das Amt eines General-Aufsehers

der Marine in der Levante bekleidete, habe ich Gelegenheit gehabt, ihren erfolgreichen Eifer in der wahren Gottesverehrung zu bewundern und zu loben. Der Erzbischof von Korinth, Angelo Maria Carlini, theilte meine Achtung für sie. Und da sie gegenwärtig, nach der unglücklichen Eroberung Morea's durch die Türken, genöthigt sind, Schutz unter der Regierung der Republik zu suchen: so hat es mir eine Handlung der Gerechtigkeit zu seyn geschienen, ihnen das gegenwärtige Dokument als ein Zeugniß ihrer Verdienste auszufertigen."

Unter dem Beistande dieser Zeugnisse und einiger Edlen, deren Bekanntschaft er in Morea gemacht hatte, reichte Mechitar bei dem Senate eine Bittschrift ein, worin er um ein Kloster in Venedig bat. Doch in dieser Zeit war es neuen Gesellschaften nicht gestattet, sich in der Hauptstadt niederzulassen. Die Antwort, welche er erhielt, war folgenden Inhalts: „daß, wenn er, außerhalb der Stadt, auf terra ferma zum bleibenden Eigenthum für sich und seine Nachfolger ein Kloster annehmen wollte, er die Erlaubniß erhalte, dasselbe da in Besitz zu nehmen, wo es ihm am meisten zusagen würde; wolle er ein solches aber in der Stadt Venedig haben, so könne es ihm nur auf Lebenszeit und unter der Bedingung zu Theil werden, daß es, nach seinem Tode, zur Regierung zurückkehre." Von diesen Bedingungen konnte Mechitar keine annehmen; denn auf der terra ferma fehlte es ihm an den Mitteln, seinen Anhängern Unterhalt zu verschaffen, und nahm er das Kloster in der Hauptstadt auf Lebenszeit an, so mußte er dem Zwecke seiner Gesellschaft, so wie er sich diesen bisher gedacht hatte, entsagen. Lange überlegte er mit seinen

Freunden, was in dieser Sache zu thun sei, bis er endlich im Monat Septbr. des Jahres 1717 von dem Senat die kleine Insel St. Lazaro in der Nähe der Stadt zum bleibenden Wohnsitze annahm.

Diese Insel war ursprünglich von dem Benediktiner-Abt Uberto an Lione Paolini abgetreten worden, welcher im Jahre 1180 hier ein Hospital für Aussätzige angelegt hatte, deren um diese Zeit nur allzu viele in der Stadt waren. Die Kirche war dem Heil. Lione geweihet. Als die Krankheit endlich ganz aufgehört hatte, bestimmten die Vorsteher des Hospitals die Insel zu einem Asyl für die Armen der Stadt. Da sie jedoch sehr bald die Entdeckung machten, daß die Verpflegung dieser Armen bei der Entfernung der Insel von der Stadt allzu lästig sei, so führten sie dieselben in das Hospital der Stadt zurück. Und so geschah es, daß jedes dieser Hospitäler, das in der Stadt sowohl als das auf der Insel, St. Lazaro genannt wurde; wahrscheinlich nach der Parabel, worin Lazarus im Evangelium aufgeführt wird.

Als Mechitar, unter dem Beistande einer geringen jährlichen Beisteuer, auf diese Insel einging, fand er daselbst nichts weiter, als eine alte Kirche, einige verlassene Gemächer, zwei Brunnen und einen Garten. Um seine Gesellschaft hier unterzubringen, theilte er die Gemächer in kleine Zellen und setzte sie für den Aufenthalt seiner Mönche in bewohnbaren Stand. Sobald sich diese hier eingefunden hatten, begab er sich nach Rom, um seine Gesellschaft gegen die Verleumdungen zu vertheidigen, welche ihre Feinde verbreitet hatten. Dies that er mit dem besten Erfolge; und nachdem er von dem Papste die Erlaubniß erhalten

hatte, Missionäre in den Orient zu versenden, ging er nach Venedig zurück.

Im Verlauf der Zeit bauete er, unter dem Beistande von Wohlthätern seiner Nation, sein einfaches aber reinliches Kloster von zwei Stockwerken, nicht ohne einen besonderen Theil für die Wohnung seiner, mit dem Doktor-Grade bekleideten Mönche zu bestimmen, welcher gesondert war von demjenigen, der für die Erziehung der Jugend und zur Unterweisung der vorgeschrittenen Zöglinge eingerichtet wurde. Auch die alte Kirche stellte er wieder her, und errichtete in ihr fünf Altäre, nicht ohne den Grund zu einem neuen Gebäude zu legen. Er bauete ein geräumiges Refektorium und über demselben einen Bibliotheken-Saal von gleichem Umfange. Mit demselben Geschmack, mit demselben Ordnungsgeiste verfügte er über andere Theile des Gebäudes. Als nun das Klostergebäude fertig geworden war, strömten unermeßliche Schaaren herbei, um es zu sehen und seine Regelmäßigkeit zu bewundern. Man schlug ihm vor, seine Bildsäule an einem offenen Orte aufzustellen, damit seines Namens Gedächtniß desto sicherer auf die Nachwelt kommen möchte. Aus Demuth wollte er hierein nicht willigen; und nur aus Gefälligkeit für seine Wohlthäter gestattete er, daß, in armenischer und lateinischer Sprache, folgende Inschrift über der Thüre des Refektoriums angebracht wurde:

„Dies ganze Kloster wurde zur Zeit Mechitars von Sebaste, erstem Abts desselben, im Jahre 1740 vollendet.“

Nach so vielen ausgezeichneten und wahrhaft edlen Handlungen, nach so vielen literarischen Arbeiten, und

nachdem er das Amt eines Abts neun und vierzig Jahre verwaltet hatte, wurde Mechitar von einem Durchfall heimgesucht, welcher demjenigen gleich kam, den er in Zypern ausgehalten hatte; und so endigte er denn in einem Alter von vier und siebzig Jahren, den 27. April 1749 sein verdienstliches Leben mit einem ruhigen und ergebenen Tode, nicht ohne seine Anhänger in Betrübniß zurückzulassen, und allgemein bedauert, sowohl von seiner Nation, als von allen Ausländern, die ihn näher kannten. In dem Chor seiner Kirche wurde er in einem Grabe beigesetzt, das er sich lange vor seinem Tode bereitet hatte; da jedoch, ein Jahr darauf, seine Anhänger ihm eine besondere Ehre zu beweisen wünschten, so wurde sein Leichnam in ein anständigeres Sarg gebracht, und dieses in der Sakristei der Kirche beigesetzt mit einer angemessenen Grabschrift.

Sein Bildniß wird von der Gesellschaft in dem Zimmer aufbewahrt, wo sich die Bildnisse seiner Nachfolger befinden.

Unter den Schülern Mechitars, während seiner Lebenszeit, waren funfzig Priester, zehn vom Laienstande und etwa vierzig andere Individuen, welche er, nach einer langen Prüfung, nicht für würdig hielt, daß sie seiner Gesellschaft einverleibt würden.

So viel von Mechitars Bestrebungen und Schicksalen.

Es bleibt nun noch übrig, von seiner Stiftung zu reden, welche sich von allen ähnlichen dadurch unterscheidet, daß sie zugleich Schule, Universität und Akademie der Wissenschaften ist.

Mechitar gehörte zu den sogenannten katholischen Armeniern, welche sich von den schismatischen Armeniern be-

kanntlich dadurch unterschieden, daß, während die letztern dem Urheber des Christenthums nur Eine Natur, namentlich die göttliche beilegen, die ersteren, gleich den meisten übrigen Christen, an eine doppelte Natur des Heilandes, nämlich an eine göttliche und an eine menschliche, glauben. Diese Trennung schreibt sich von dem allgemeinen Konzilium zu Chalzedon her, das im Jahre 451 unserer Zeitrechnung gehalten wurde. Daß diesem Streite nichts weiter zum Grunde lag, als die Frage, welches Maß von Autorität den Priestern gebühre, braucht gegenwärtig kaum bemerkt zu werden. Sofern nun in den armenischen Priestern des katholischen Ritus ein Sinn für Billigkeit und Gerechtigkeit wirksam war, hatten sie unstreitig den Vorzug vor jenen Schismatikern, die sich unter einem Patriarchen von Etschmiadzin demüthigten. Dieser wurde jedoch nie anerkannt; und so hat es seit dem Jahre 451 schwerlich irgend eine Periode gegeben, wo die katholischen Armenier nicht zurückgesetzt und verfolgt worden wären. Mechitar's sämmtlichen Bemühungen lag schwerlich ein anderer Gedanke zum Grunde, als diesem trostlosen Zustande ein Ende zu machen; und da dies nur in sofern möglich war, als er belehrend vom Occident aus auf seine Glaubensgenossen einwirkte, so begreift man, warum er so und nicht anders verfuhr.

Um aber mit seinen Glaubensgenossen in einem innigen und engen Zusammenhange zu bleiben, konnte er nur Armenier in sein Kloster aufnehmen; und da es darauf ankam, ihnen diejenigen Eigenschaften zu geben, die seinem Endzweck entsprachen: so konnten nur sehr junge Leute zu der Ehre gelangen, von ihm aufgenommen zu werden. Zwi-

schen Reichen und Armen wurde, aus einem begreiflichen Grunde, kein Unterschied gemacht; denn es kam auf Fähigkeiten an. Wer Aufnahme gefunden hatte, mußte sich einer anhaltenden Prüfung unterwerfen, deren Gegenstand die Erforschung seiner Anlagen war. War diese Prüfung bestanden, so wurde der Geprüfte in das Noviziat, d. h. in die Schule für die Jüngeren, gebracht, wo es nicht an Aufsehern fehlte, welche Unterricht und Erziehung bestritten, während Mechitar die allgemeine Aufsicht sich selbst vorbehielt.

Aus dem Noviziat, das man sich als eine Vorschule oder Gymnasium denken muß, trat der Zögling in das sogenannte Professorium, wo er die Wissenschaften unter Aufsehern und Professoren studirte. Gegenstände des Unterrichts waren Geschichte, Geographie, Mathematik, Rhetorik, Poetik und Philosophie; und für die Priester Theologie und Ethik. Wenn der Kursus für den Zögling beendigt war, so erlaubte ihm Mechitar in den Priesterorden zu treten, und in den Zimmern zu leben, welche für die Doktoren angewiesen waren. Späterhin ertheilte er ihnen die Doktor-Würde; und von diesen wurden einige auf Missionen ausgesendet, und die übrigen im Kloster zurückbehalten, um literärische Unternehmungen zu unterstützen. Es ist zu glauben, daß Mechitar bei diesen Einrichtungen nichts so sehr vor Augen hatte, als die Organisation des Benediktiner-Ordens, versteht sich mit denjenigen Abänderungen, welche der besondere Zweck seiner Gesellschaft nothwendig machte.

Hauptsache war und blieb, die Mitglieder des Ordens in der Gottesverehrung zu üben. Zu diesem End-

zweck wurden sie, der Sitte des armenischen Volks gemäß, täglich dreimal zum Gebet versammelt: Morgens, Mittags und Abends. Jeden Sonntag mußte nach dem armenischen Ritual eine Messe gesungen werden; und so groß war die Bescheidenheit und Andacht der Mönche, daß selbst Fremde, welche an dieser Feierlichkeit Theil nahmen, davon erbauet wurden. Ein solcher Erfolg war um so sicherer, weil für den Mechitaristen kein Augenblick verloren ging, wo er nicht an seine Bestimmung erinnert wurde. Selbst während des Mittagsmahls wurde aus der Bibel, oder aus andern nützlichen Büchern vorgelesen. Eine freie Unterhaltung war nicht gestattet, und über der Thüre des Refektoriums stand geschrieben: „Hier muß Stillschweigen beobachtet werden, und Aufmerksamkeit gebürt der Vorlesung heiliger Schriften.“ Ohne Erlaubniß des Abts durfte kein Mönch sich in die Hauptstadt begeben; und wenn Fremde sich einfanden, um das Kloster zu sehen, so wurden sie von Mönchen umher geführt, welche die Aufmerksamkeit und Gefälligkeit selbst waren.

Unerläßlich war das Sprachstudium für Mitglieder einer Gesellschaft, welche die Bestimmung hatte, den Occident mit dem Orient in eine engere Verbindung zu setzen. Nun wurden, nach Mechitars Anordnungen, die übrigen Sprachen zwar nicht vernachlässigt; doch brachte die Bestimmung der Gesellschaft mit sich, daß ein besonderer Fleiß auf das Armenische verwendet wurde. Dies hat die Wirkung hervorgebracht, daß noch gegenwärtig diese Sprache, nach dem Ausspruch der Kenner, nirgend in so großer Reinheit geredet wird, wie auf der St. Lazarus-Insel. Seine Doktoren, sofern sie zu Missionen gebraucht wur-

den, sendete Mechitar nach Konstantinopel, nach Natolien, nach Armenien, nach Georgien, Persien und selbst nach Indien. Die Kosten dieser Sendungen zu bestreiten und seinen Missionären leichteren Eingang zu verschaffen, gerieth Mechitar sehr früh auf den Gedanken, eine Buchdruckerei anzulegen, aus welcher Bücher für den Orient hervorgehen sollten.

Aus Amsterdam bezog er die ersten armenischen Lettern; doch ehe er davon Gebrauch machen konnte, mußte der Bau seines Klosters beendigt werden. Bei seinen Lebzeiten erschienen, nachdem alles eingerichtet war, nur drei Hauptwerke: 1) eine armenische Bibel mit Kupfern im Jahre 1733; 2) eine Erklärung des Evangelium's Matthäi (ein großes und anziehendes Werk) im Jahre 1739; und 3) ein vollständiges Wörterbuch der armenischen Sprache, gearbeitet nach dem Muster der italiänischen und französischen Wörterbücher dieser Zeit.

Je bedeutender die Vortheile waren, welche die mechitaristische Anstalt von dieser Einrichtung zog, desto mehr waren Mechitar's Nachfolger darauf bedacht, ihr die möglich-größte Ausdehnung zu geben. Es wurde also mit der Zeit eine vollständige Druckerei und Buchhandlung in einem besonderen Hause mit dem Kloster in Verbindung gesetzt; und von dieser Druckerei aus wird gegenwärtig ganz Asien mit Büchern versorgt, deren Urheber Mechitaristen sind, die, weil sie in Europa leben, nur europäischen Geist nach Asien verpflanzen können. Was in dieser Beziehung bisher geleistet worden ist, darf vielleicht nur als ein Minimum von dem betrachtet werden, was im Verlaufe der Zeit, bei zunehmender Befreundung des Orients mit

dem Occident, geleistet werden wird. In jedem Falle ist eine Bahn gebrochen, die, nach so wichtigen Ereignissen, wie die Befreiung Griechenlands von dem türkischen Joch und die Eroberung eines sehr wesentlichen Theils der afrikanischen Nordküste, sich nur verwerthen kann *).

Mechitar hat, als Abt, bisher drei Nachfolger gehabt, von welchen jeder in seinem Geiste zu handeln für unabweisbare Pflicht hielt. Der erste dieser Nachfolger war Doktor Stephan Melchiori aus Konstantinopel. Ihm folgte im Jahre 1800 Doktor Stephan Aconzio Köver, ein edler Armenier aus Giurgiova in Sibenbürgen: ein Mann, welcher i. J. 1804 in Rom zum Erzbischof konsekrirt wurde. Diesem folgte im Jahre 1824 der ehrwürdige

*) Es ist jedoch zu glauben, daß der Absatz Mechitarischer Geistesprodukte auch im Abendlande nicht unbedeutend sei. Welche öffentliche Bibliothek könnte ihre Wörterbücher zurückweisen? Nicht anders verhält es sich mit so manchen andern Werken ihres Fleißes, wohin besonders die Chronik des Eusebius in griechischer, lateinischer und armenischer Sprache, und drei Abhandlungen des Juden Philo in eben diesen Sprachen zu rechnen sind. Der meiste Absatz wird jedoch unstreitig an vornehme Reisende gemacht. Wer nach Venedig kommt, will auch das Kloster zu St. Lazaro kennen lernen, dessen Kirche die sehenswürdigsten Gemälde in sich schließt, und dessen sämmtliche Einrichtungen den Stempel der Originalität tragen. Niemand wird zurückgewiesen. Mit ungemeiner Gefälligkeit zeigt man den Reisenden alles, was sie zu sehen wünschen; und am Schlusse dieses Cicerone-Geschäfts führt man sie in die Buchhandlung. Hier ist es ihre Sache, sich durch den Ankauf irgend eines Geistes-Produkts dankbar zu beweisen für die ihnen erwiesene Gefälligkeit; und wer kann glauben, daß Reisende dies jemals unterlassen? Auf diese Weise ist ein bedeutender Absatz an Büchern aller Art gesichert; und so geräth man in die Versuchung, zu glauben, das Mechitarister-Kloster zu St. Lazaro sei nicht bloß Kloster, sondern ein, wesentlich auf den Buchhandel gegründeter kleiner Staat. B.

Doktor Sukias Somal aus Konstantinopel. Unter der Leitung dieser einsichtsvollen Männer hat das Kloster zu St. Lazaro seinen Vermögenszustand nicht wenig verbessert; denn es hat nicht bloß bedeutende Ländereien im venetianischen Staate erworben, sondern es besitzt auch nicht unbeträchtliche Kapitale, die in der venetianischen Bank niedergelegt sind und durch den Zins, den sie gewähren, die Fortdauer der Gesellschaft und selbst die vollständigere Entwickelung derselben erleichtern.

Von allen Klöstern in Europa scheint also das der Mechitaristen das einzige zu seyn, dessen Bestimmung in die Zukunft hineinreicht. War dies vielleicht Napoleons Gedanke, als er im Jahre 1810 alle Mönchs-Institute der ehemaligen Republik Venedig aufhob und durch ein besonderes Dekret die Fortdauer der Mechitaristen sicherte? Welchen Gedanken auch der ehemalige Kaiser der Franzosen in seinem Verfahren befolgen mochte: die Mechitaristen haben seitdem nicht aufgehört, sich nützlich zu machen. Ihre Korrespondenz ist sehr ausgedehnt und umfaßt Dinge, von welchen in gewöhnlichen Mönchsklöstern gar nicht die Rede ist. Wir führen hierüber folgende Thatsache an, deren Echtheit wir verbürgen zu können glauben. In Berlin entstanden Zweifel, deren Gegenstand die Zeitrechnung der Armenier war. Ein Berlinischer Gelehrter, der des Armenischen vollkommen mächtig war, machte sich anheischig, die streitige Sache durch mechitaristische Doktoren ins Klare zu bringen. Das Schreiben, das er an die Akademie von St. Lazaro richtete, war nach wenigen Wochen beantwortet, und dieser Antwort, welche in armeni-

scher Sprache erfolgte, fehlte es weder an Gründlichkeit, noch an Klarheit.

Wir führen zur näheren Charakteristik dieser Mechitaristen noch Folgendes an. Zwar verbieten die Einrichtungen Mechitars ihnen die Aufnahme der Fremden in ihre Gesellschaft; dabei aber versagen sie diesen Fremden keinen von den Vortheilen, die sich im Umgange mit den Gelehrten des Klosters gewinnen lassen. So ist es denn geschehen, daß mehre Personen höheren Standes die Gelegenheit benutzt haben, die sich auf St. Lazaro für ein gründlicheres Studium der orientalischen Sprachen darbietet. In neuerer Zeit haben die Lords St. Asaph, William Russel und Byron zu diesem Zweck anhaltend mit den Mechitaristen verkehrt. Die Grammatik der armenischen und englischen Sprache wurde unter Lord Byron's Beistand von dem Doktor Aucher zu Stande gebracht; eben diesem Gelehrten verdankt die Welt das armenisch-englische Wörterbuch, bei dessen Abfassung der Squire John Brand von der Universität zu Cambridge geholfen hat.

So viel über die Mechitaristen der Insel St. Lazaro.

In unseren Tagen haben sie ihr Analogon in den St. Simonisten gefunden, welche auf die Entdeckung, daß ihre Anschauungen und Lehren in Frankreich ohne Anklang für die große Menge bleiben würden, sich nach Aegypten begeben haben, um unter Mehmed Ali eine Berühmtheit zu gewinnen, die sich unter Ludwig Philipp nicht gewinnen ließ. Werden die St. Simonisten ihren Zweck erreichen? Nach einem sehr alten Ausspruch gilt der Prophet

am wenigsten in seinem eigenen Lande. Die Ursache die- ser Erscheinung liegt unstreitig darin, daß vorzügliche Gei- ster im eigenen Lande nur allzu geneigt sind, wo nicht Gewalt zu üben, doch durch zu weit getriebene Forderung von sich abzuschrecken. Versetzt in ein fremdes Land, sind sie dagegen genöthigt, sich ungewohnten Sitten und Ge- bräuchen anzubequemen; und dies kann sehr wohl dazu beitragen, daß ihnen eine Liebenswürdigkeit eigen wird, welche die Erwerbung großer Verdienste erleichtert. Wie anstößig also auch Herr Enfantin und seine Anhänger in der Hauptstadt Frankreichs seyn mochten: so läßt sich doch nicht daran zweifeln, daß sie den Bewohnern Aegyptens in einem ganz anderen Lichte erscheinen werden; und wenn sie mit ihren besseren Einsichten zu wirklichen Wohlthätern der Aegypter werden sollten, wer wird alsdann etwas dagegen einzuwenden haben, daß sie auf Frankreich und Europa zurückwirken? Wie viel Zeit hierüber auch ver- streichen möge: immer bleibt es eine merkwürdige Erschei- nung, daß eine philosophische Sekte Europa's genöthigt gewesen ist, nach Aegypten zu wandern, um sich in ihrer Eigenthümlichkeit zu etwas Achtungswerthen auszubringen. Ist ein solcher Schritt einmal geschehen, so kann er nicht leicht zurückgethan werden; hieraus aber folgt ganz von selbst, daß von ihm Wirkungen ausgehen werden, auf welche Niemand gerechnet hat. Wie ließe sich der Geist der positiven Wissenschaften, d. h. der Geist des verstorbenen Grafen von St. Simon, nach Aegypten ver- setzen, ohne einen neuen Himmel und eine neue Erde in diesem Lande hervorzubringen! Was Frankreichs Waffen, von Bonaparte geleitet, nicht zu bewirken vermochten,

nämlich Aegypten zu europäisiren, ist höchst wahrscheinlich den Schülern St. Simons vorbehalten, ohne daß von ihrer Seite irgend eine Gewalt ins Spiel gezogen wird; nur soll man der Zeit Zeit lassen.

Wenn die Mechitaristen im Occident hinsichtlich der Wissenschaft immer Schüler bleiben mußten, so wird es nur die Schuld der St. Simonisten seyn, wenn sie sich mit derselben im Orient nicht als Meister ausbringen.

Friedrich der Einzige
und
sein neuester Beurtheiler.

Im Grunde sollte man sich nicht darüber wundern, daß eine Geschichte Friedrichs des Zweiten zu den Aufgaben gehört, welche das gegenwärtige Zeitalter vorzugsweise beschäftigen. Ganz abgesehen von den Schicksalen, welche die Monarchie in der europäischen Welt während der letzten 48 Jahre erlebt hat, bietet dieser König ein Problem dar, das nicht gelöset werden kann, ohne das Gebiet menschlicher Wissenschaft und Einsicht zu erweitern. Sehr geringe ist die Zahl derjenigen, die in den Annalen des menschlichen Geschlechts den Beinamen des Großen führen; für Friedrich den Zweiten allein hat dieser Beiname unzureichend geschienen. Nicht bei seinen Lebzeiten, wohl aber nach seinem Hintritt, hat man ihm den Beinamen des Einzigen gegeben, und damit sein Andenken nie erlöschen möge, seinen Namen unter die Gestirne versetzt.

Dieser Ausspruch eines Todtengerichts hat überall Anklang gefunden. Nicht in Preußen und in Deutschland allein, sondern auch in entfernten Königreichen beschäftigt man sich mit der Frage, durch welche Eigenthümlichkeit und durch welches Verfahren Friedrich zu der beispiellosen Auszeichnung gelangt sei, der Einzige genannt zu werden; und da

da diese Frage nur dadurch beantwortet werden kann, daß man auf das Leben und das Wirken dieses Einzigen zurückgeht, so darf man sich wahrlich nicht darüber wundern, wenn die Zahl der historischen Kompositionen, deren Gegenstand Friedrich ist, sich fast alljährlich vermehrt hat.

Selbst ein englischer Lord hat es der Mühe werth gefunden, genauer anzugeben, wodurch Friedrich seinen Zeitgenossen und der Nachwelt so unbedingt achtungswürdig erschienen ist, und noch immer erscheint; und es ist der Mühe werth, wörtlich anzuführen, wie das Problem sich in seinem Verstande löset. „Die große Eigenthümlichkeit in Friedrichs Charakter" — so drückt Lord Dover sich in seinem Leben Friedrichs des Zweiten, Königs von Preußen, aus — „war, daß er die Verrichtungen eines Königs gerade so behandelte, wie andere Menschen das Geschäft, wovon sie leben. Seine ganze Zeit war seinen Pflichten gewidmet; er studirte sie sorgfältig, übte sie aufs Gewissenhafteste, ließ sich weder durch Furcht, noch durch Gunst von der einmal betretenen Bahn abwenden, verachtete das Vergnügen und hielt alle seine Günstlinge in einer solchen Entfernung, daß er stets Herr seiner selbst blieb. Allerdings war sein Wille Gesetz, doch nur weil sein Wille unter dem despotischen Befehle seiner Pflicht stand. . . So lange das wirksamste Mittel, die Glückseligkeit eines Volks zu sichern, in dem zufälligen Eintritt eines wohlthätigen Monarchen besteht, müssen wir den Himmel um Despoten anflehen, welche in die Form Friedrichs von Preußen gegossen sind."

So der englische Lord, als Verfasser einer Lebensbeschreibung des Einzigen.

Das von ihm ausgesprochene Resultat ist so befriedigend, daß die Auffindung eines besseren sogleich als unmöglich erscheint. Alle geschichtlichen Darstellungen der Regierungsperiode Friedrichs des Zweiten sollten demnach kein anderes Ziel verfolgen, als zu demselben einfachen Resultate zu gelangen; und je einfacher und ungeschminkter diese Darstellungen sind, desto unfehlbarer wird der Einzige in ihnen als Pflichtheld erscheinen. Der ganze siebenjährige Krieg, in welchem Friedrich gegen die vereinigte Macht Oestreichs, Frankreichs, Schwedens und Rußlands ankämpft, was ist er anders von Seiten des Oberfeldherrn, der ihn leitete, als ein anhaltendes Opfer, das der Regentenpflicht dargebracht wird? denn, wie wäre es dem, der nicht von dieser Pflicht durchdrungen gewesen wäre, wohl möglich geworden, alle die Beschwerden zu ertragen, die von einer so riesenmäßigen Anstrengung unzertrennlich waren? Ist der siebenjährige Krieg, so wie er von Friedrich geführt wurde, bei weitem das Wichtigste, das die Weltgeschichte auszusagen hat: so darf man sich am wenigsten über die wahre Triebfeder irren, welche diesen König in Bewegung setzte; dies ist um so weniger gestattet, da, außer seiner Tugend, auch die Tugend seiner Generale und aller derjenigen, die ihn in diesem Kampfe unterstützten, begriffen seyn will. Deutlich gedacht, oder nicht, genug, daß Friedrichs Prinzip auf seine Werkzeuge übergehen mußte, wenn sie die Bereitwilligkeit haben sollten, sich ihm eben so aufzuopfern, wie er sich selbst seiner Pflicht zum Opfer brachte. Nur so erklärt sich der hohe Grad von Verehrung, deren Gegenstand er war: einer Verehrung, die von seinen Zeitgenossen

auf deren Nachkommen überging, und sich schon deßhalb gleich bleiben mußte, weil darin nichts erkünstelt war; denn jeder trug die Achtung, die er für sich selbst hatte, auf den König über, der der Urheber derselben war.

Wer sich übrigens jemals eine historische Komposition, deren Gegenstand Friedrich ist, als leicht gedacht hat, muß der Frivolität beschuldigt werden. Wie könnte man eine solche Komposition — vorausgesetzt, daß sie irgend einen Werth haben soll — zu Stande bringen, ohne die Bestrebungen der europäischen Welt während des achtzehnten Jahrhunderts zu einem besonderen Studium gemacht zu haben, und ohne mit den Anschauungen, die man diesem Studium verdankt, eine gründliche Kenntniß, nicht nur der Verhältnisse deutscher Reichsfürsten zu ihrem Kaiser, sondern auch des Entwickelungsgrades des preußischen Staats während dieser Periode zu verbinden? Friedrich war eben so wenig das Produkt eines Zufalls, als es irgend ein ausgezeichneter Mann, welchem Zeitraume er auch angehören mochte, jemals gewesen ist. Er selbst lebte in dankbaren Zurückerinnerungen an das, was der große Kurfürst und sein Vater durch die dem Staate gegebene Organisation für ihn gethan hatten; und wäre er noch weiter zurückgegangen, so würde er ganz unfehlbar die Entdeckung gemacht haben, daß Dr. Martin Luther durch seine Kirchenverbesserung der größte Wohlthäter der Könige Preußens dadurch geworden sei, daß er es war, der den Zusammenhang aufhob, in welchem Priesterschaft und Adel die fürstliche Autorität standhaft bekämpften.

Ein Geschichtschreiber Friedrichs, der hierauf keine Rücksicht nehmen wollte, würde offenbar etwas sehr Gleich-

gültiges zu Stande bringen; denn er würde genöthigt seyn, seinem Helden den Charakter des Menschlichen zu rauben: einen Charakter, wodurch er allein anziehend werden kann. Weil nun hierauf bisher so wenig Rücksicht genommen ist, so haben alle Versuche, Friedrichs Geschichte zu schreiben, nicht genügen können. Wahrlich, es fehlt nur allzu viel daran, daß Deutschland in Beziehung auf diesen Einzigen etwas aufzuweisen hätte, das der Geschichte Karls des Fünften von Robertson auch nur verglichen werden könnte. Man hat sich in einen Wust von Einzelnheiten verloren, denen es an Einheit und Zusammenhang fehlt; und so ist es geschehen, daß das, was für Geschichte Friedrichs ausgegeben wird, höchstens den Werth einer Materialien-Sammlung Behufs einer solchen Geschichte hat.

Zur Entschuldigung der Unternehmer will jedoch bemerkt seyn, daß die Lösung des vorliegenden Problems mit ungleich größeren Schwierigkeiten verbunden ist, als diejenigen waren, welche Robertson zu überwinden hatte, wenn man auch nur das Einzige in Betrachtung zieht, daß eine sechs und vierzigjährige Regierung, wie die des Einzigen, Phasen in sich schließt, welche, um richtig dargestellt zu werden, genau beobachtet seyn wollen. Wer nun soll diese Beobachtung vollziehen? Ein junger Mann wird es nicht können, weil ihm alles das abgeht, wodurch die Erscheinungen des höhern Alters allein begreiflich und darstellbar werden; und der Geschichtschreiber, welcher selbst im Alter vorgerückt ist, wird die Fähigkeit verloren haben, der Jugend das zu Gute zu halten, wodurch sie, bei glücklich organisirten Personen, selbst in ihren Verir-

rungen, zur Grundlage alles Preiswürdigen wird. Und so läge denn freilich in Friedrichs langer Regierung die wahre Ursache, weßhalb man sich, sobald von einer Geschichte derselben die Rede ist, mit bloßen Materialien-Sammlungen bisher hat begnügen müssen. Nicht bloß zu wünschen, sondern auch zu glauben ist jedoch, daß das nicht immer der Fall bleiben werde; die Fortschritte in der gesellschaftlichen Physiologie und der ganze gegenwärtige Zustand der Wissenschaft leisten diesem Glauben die Gewähr.

Unter den verschiedenen Materialien-Sammlungen, welche für eine künftige Geschichte Friedrichs in neuester Zeit zum Vorschein gekommen sind, verdient die zuletzt erschienene unstreitig die meiste Beachtung. Sie führt den Titel: „Friedrich der Große. Zur richtigen Würdigung seines Herzens und Geistes. Enthaltend: einzelne Szenen, Anekdoten, schriftliche und mündliche Aeußerungen von ihm aus seiner Jugendzeit bis zu seinem Tode. Herausgegeben von Karl Müchler. Berlin 1834." Man sieht, daß diese Sammlung einen biographischen Zweck hat; denn sie umfaßt das ganze Leben des gefeierten Monarchen. Wirklich enthält sie Thatsachen von so unbestreitbarer Wichtigkeit und Wahrheit, daß, wer das Bedürfniß fühlt, ein angemessenes Bild von Friedrich in sich zu tragen, herausgefordert ist, sich damit bekannt zu machen. Unglücklicher Weise ist dies weniger das Verdienst des Herausgebers, als das der von ihm vorgefundenen schriftlichen Ueberlieferungen. Wäre es sein Verdienst, so würde derselbe Sinn, der ihn zur Aufnahme jener Thatsachen bewog, alle diejenigen Auftritte, Anekdoten u. s. w.

eliminirt haben, deren Unächtheit und Unbedeutsamkeit so handgreiflich ist, daß man nur darüber erstaunen kann, wie der Herausgeber in seiner Leichtgläubigkeit so weit gehen konnte. Hierüber ließen sich viele Ausstellungen machen. Wir ziehen es jedoch vor, das Bild zu analysiren, das **Herr Karl Müchler** in seiner Vorrede von Friedrich entworfen hat; denn am besten wird sich hieraus abnehmen lassen, ob die Zeit, Friedrichs Geschichte zu schreiben, bereits gekommen sei. Zur Sache:

Herr Karl Müchler charakterisirt den großen König Seite XV seiner Vorrede auf folgende Weise:

„Friedrich wird in der Geschichte als der Einzige dastehen, der — wenn man die Schwächen, die von der Menschheit unzertrennlich sind, abrechnet — noch nicht seines Gleichen gehabt hat, so sehr man sich auch vergebens bemüht, seine großen Verdienste um sein Volk und um die Menschheit zu verkleinern. Er hat nie etwas Rohes, etwas Unüberdachtes auf die Bahn gebracht, nie etwas, das mit dem Geiste seiner Zeit nicht übereinstimmte. Er erkannte, was dieser Geist forderte, und genügte ihm. Deßhalb deckte ihn auch, während zahllose Heere ihn bedroheten, der mächtige Genius der öffentlichen Meinung mit seinem Schilde. Wenn seine Heere geschlagen und zerstreut waren, schuf sein Schutzgeist ihm neue und wußte zur Füllung der Schatzkammer Rath. Wenn er auch noch glänzendere Eigenschaften besessen hätte, als die, womit er geschmückt war: so würden doch alle seine Anstrengungen fruchtlos gewesen seyn, wenn er nur etwas Nicht-Zeitgemäßes hätte durchsetzen wollen. Erhaben über sein Zeitalter und sein Volk stand er da, aber stets vermied er

einen solchen Mißgriff, und nur dadurch brachte er so große Dinge mit geringen Mitteln hervor, während Karl der Fünfte auch mit den größten Mitteln nicht das Geringere zu bewirken im Stande war, und erst am Rande des Grabes erkannte, wie thörigt es sei, der Zeit etwas aufbringen zu wollen, dem sie widerstrebt. Joseph der Zweite, gewiß mit großen Eigenschaften begabt, von regem Eifer für das allgemeine Beste beseelt, verlor dennoch sein Leben in mühvollen und erfolglosen Anstrengungen, hinterließ Belgien in offener Empörung, Ungarn unzufrieden und die ganze Monarchie von Unruhen bedroht. So ging auch Napoleon unter, weil er, die Forderungen seiner Zeit verkennend, durch sein Glück übermüthig, wie alle Emporkömmlinge, jenen nicht Gehör gab, sondern ihnen trotzen zu können glaubte. Ihm fehlte die Eigenschaft des höheren Genius, seine Ansichten nicht der Zeit, in der man lebt, aufzwingen zu wollen, sondern sich solche anzueignen und dem gemäß zu handeln. Wer Friedrichs Leben mit Prüfung von Anfang bis Ende verfolgt, wird diesen Genius darin erkennen, und wenn er in der gegenwärtigen Zeit gelebt, würde er dies auch gewiß gethan und jetzt eben so herrlich und ruhmvoll gestrahlt haben, wie in der seinigen."

So Herr Karl Müchler, indem er über den Einzigen urtheilt. Wir dürfen jedoch nicht vergessen, daß er sich, zur Rechtfertigung seines Urtheils, auf die Autorität des Geschichtschreibers Johannes von Müller bezieht, der, nachdem er (so ist es ausgedrückt) eine Unterredung mit Friedrich, und in der Folge auch eine mit Napoleon gehabt hatte, sich über Beide dahin erklärt haben soll: „daß er

bei dem Ersten die Alles verschönernde Einbildungskraft eines dichterischen Gemüths, bei dem Letzteren den kalten Verstand angetroffen habe." Herr Karl Müchler fügt hinzu: „Diese wenigen Worte bezeichnen sehr scharfsinnig den himmelweiten Unterschied zwischen Beiden."

Es sei uns erlaubt, zu diesem historischen Zerrbilde folgende Bemerkung zu machen.

Zuvörderst behaupten wir, daß, wenn der Beiname: „Einzig" keine andere Bedeutung hat, als welche Herr Karl Müchler ihm beilegt, er in Beziehung auf den großen Friedrich ohne allen Sinn sei. Die, von welchen dieser Beiname ausging, konnten dabei an nichts weiter denken, als daß Friedrich unter den Vortrefflichen seiner Gattung der Vortrefflichste sei. Der Beiname „des Großen" genügte ihnen nicht, weil sie noch einen wesentlichen Unterschied zwischen denen, welche diesen Beinamen führten, und Friedrich wahrzunehmen glaubten. Wie sie diesen Unterschied auffaßten, darauf kommt nur in sofern etwas an, als bei ihrer Abschätzung des moralischen Werths der Ausgezeichneten, mit welchen sie Friedrich verglichen, nicht von Schwächen und Gebrechlichkeiten der menschlichen Natur, sondern nur von Tugenden und Vortrefflichkeiten die Rede seyn konnte. Wäre dies nicht der Fall gewesen: so wäre der Beiname: „Einzig" ohne alle Bedeutung geblieben; denn, einzig, in dem gewöhnlichen Sinne des Worts, ist jedes Individuum.

„Friedrich hat nie etwas Rohes, etwas Unüberdachtes auf die Bahn gebracht." — Wenn hierin das Verdienst des Einzigen abgeschlossen ist, so theilt er dasselbe mit tausend Fürsten, die dies eben so wenig gethan haben,

wie Friedrich, ohne durch einen so negativen Vorzug jemals zu irgend einer Berühmtheit gelangt zu seyn.

„Er that nur das, was mit dem Geiste seiner Zeit übereinstimmte." — Zugegeben! Doch welcher Art war der Geist seiner Zeit? In welchen Manifestationen desselben fand der große König die Regel für sein Verfahren? Der Geist einer gegebenen Zeit ist etwas sehr Zusammengesetztes, und für die Wirksamkeit eines Fürsten kommt alles darauf an, wie jener aufgefaßt wird. Auch Ludwig der Funfzehnte und so viele andere Fürsten des achtzehnten Jahrhunderts huldigten dem Geiste ihrer Zeit; gelangten sie aber wohl zu irgend einer Achtungswürdigkeit? Wodurch unterschied sich also Friedrich von den übrigen Fürsten seiner Zeit? Dadurch, meinen wir, daß er seine Pflichten zur Quelle seiner Rechte machte und — wie Lord Dover es so glücklich ausgedrückt hat — die Verrichtungen eines Königs gerade so betrieb, wie andere Menschen das Geschäft, wovon sie leben. Verdankte er aber diese Richtung seines Geistes dem Geiste seiner Zeit? Keinesweges! Er verdankt sie vielmehr, nach seiner eigenen Anerkennung, der strengen Zucht seines Vaters und dem besonderen Umstande, daß er der kleinsten Kirche angehörte. Genöthigt, überall seine Person einzusetzen und mit seinem Beispiele voranzugehen, widerfuhr ihm, was noch allen, die sich in gleicher Lage befanden, widerfahren ist; er riß mit sich fort und entflammte zu einer Tugend, worin man ihm gleich zu werden bestrebt war.

„Erhaben über sein Zeitalter und sein Volk, vermied er jeden Mißgriff, der aus einer Nicht-Achtung des Zeitgemäßen entspringt." — Wir meinen, daß dies leichter

sei, als es dem Herausgeber des Anekdotariums erschienen ist. Ueber eine Erhabenheit, wodurch man über sein Zeitalter hinausgeht, ließe sich streiten; wir begnügen uns jedoch mit der Bemerkung, daß Friedrich auf eine solche niemals Anspruch gemacht haben kann, da er sein ganzes Leben hindurch das Bedürfniß fühlte, mit den ausgezeichnetsten Geistern seines Zeitalters in Verbindung zu stehen. Was nun die Mißgriffe betrifft, welche dadurch begangen werden, daß man seinen Zeitgenossen etwas aufdringen will, das, weil es der Zukunft angehört, nicht ihren Bedürfnissen (diese mögen materielle oder immaterielle seyn), entspricht: so hat es damit deßhalb keine Noth, weil alles Unzeitige vergeblich ist. Die Hauptsache ist, daß man sich vor den Mißgriffen in Acht nehme, welche die unmittelbare Ausgeburt des sogenannten Zeitgeistes zu seyn pflegen. Daß Friedrich diese nicht vermieden hat, liegt darin am Tage, daß mehre seiner Einrichtungen nach seinem Hintritt aufgegeben werden mußten, weil sie als positiv schädlich empfunden wurden. Doch bemerken wir das bloß, um anzudeuten, daß Friedrich keinesweges über die Schranken seines Zeitalters hinausging.

„Friedrich brachte große Dinge mit geringen Mitteln hervor, während Karl der Fünfte mit den größten Mitteln nicht einmal das Geringere zu bewirken im Stande war.“ — Unglückliche Vergleichung! Wie wir Friedrich auffassen würden, wenn er Karls des Fünften Aufgabe zu lösen gehabt hätte, wer vermag dies zu bestimmen? Oder glaubt etwa Herr Karl Müchler, die Größe des Wirkungskreises mache alles leicht, und man werde zu einer Art von Gott, wenn man zugleich Herzog der

Niederlande, König von Spanien, König beider Sicilien, Herzog von Mailand und deutscher Kaiser ist, wie Karl der Fünfte es war? Wer hat jemals die Geschichte dieses Monarchen gelesen, ohne den Unglücklichen zu bedauern, der, angezogen von den verschiedenartigsten Interessen, sich zerreißen lassen mußte, ohne jemals zu irgend einem Gefühl seines sittlichen Werths gelangen zu können? Welcher Vernünftige hat ferner jemals den Entschluß getadelt, nach welchem Karl der Fünfte in einem Alter von 55 Jahren aller Herrlichkeit entsagte und sich in ein Kloster begrub, um den Ueberrest seiner Tage in Frieden und Selbstgenuß zu verleben? Was Friedrich war, das war er als König von Preußen, als Souverän von nicht mehr als fünf bis sechs Millionen, die jeden Augenblick bereit waren, sich ihm aufzuopfern. So vortheilhaft stand Karl der Fünfte niemals da; und was die Fülle der Machtmittel betrifft, so gilt von ihnen der Ausspruch des Archimedes, der nur den festen Punkt verlangte, wo er seinen Hebel anlegen könne, um den Mond aus seiner Bahn zu rücken. Friedrich trug diesen festen Punkt in sich, und gerade dadurch war er mächtiger, als alle seine fürstlichen Zeitgenossen, ja, mächtiger, als alle, die sich, auch bei dem größten Gebietsumfange, nicht in seiner Lage befanden. Wir bemerken nur noch, daß jede Vergleichung Friedrichs mit Karl dem Fünften auch deßhalb wegfallen mußte, weil dieser Kaiser nie den Beinamen des Großen erworben hat.

„Joseph der Zweite, obgleich mit großen Eigenschaften begabt und von regem Eifer für das allgemeine Beste beseelt, verlor dennoch sein Leben in mühvollen und erfolglosen Anstrengungen." — Was will dies sagen, wenn

es darauf ankommt, den Beinamen Friedrichs zu erklären? Nie ist Joseph der Zweite mit dem Beinamen des Großen beehrt worden. Ohne einen Friedrich würde es vielleicht nie einen Joseph den Zweiten in der Eigenthümlichkeit gegeben haben, welche die Welt an ihm kennen gelernt hat; zum wenigsten war der Erstere das Vorbild des Letzteren; und wenn dieser in seinen edlen Unternehmungen scheiterte, darf man alsdann noch mehr in Betrachtung ziehen, als höchst widerwärtige Umstände und seinen frühen Tod?

In der dritten und letzten Parallele finden wir denjenigen, mit welchem Friedrich verglichen wird, zwar mit dem Beinamen des Großen geschmückt; doch kann dieser Umstand um so weniger zu irgend einem Resultat führen, da dieser Beiname in Beziehung auf Napoleon Bonaparte als eine unreife Frucht zu betrachten ist, welche abfiel, sobald der Sonnenschein des Glücks verschwunden war. Mit dem Unterschiede, den die Parthei-Benennung „Emporkömmling" bilden soll, ist es deßhalb nichts, weil sich nicht beweisen läßt, daß die Gesinnung eines Emporkömmlings nothwendig schlecht sei, und weil die Erfahrung lehrt, daß ein solcher Fürst durch richtige Würdigung seiner Lage, durch Mäßigung seiner Leidenschaften und durch wohlthätiges Wirken als Gesetzgeber und Verwalter den Vorzug vor allen seinen legitimen Vorgängern gewinnen kann; die europäische Welt der gegenwärtigen Zeit hat ein solches Beispiel seit zwanzig Jahren vor Augen. In der zwischen Friedrich und Napoleon angestellten Vergleichung bleibt also nur der Unterschied übrig, welcher daraus entspringen soll, daß in dem Ersteren „die Alles verschönernde Phan-

tasie eines dichterischen Gemüths," in dem Letztern nur „der kalte berechnende Verstand" anzutreffen war. Dieser Unterschied wird ein himmelweiter genannt. Ist er dies wirklich? Daß er psychologischer Art ist, springt in die Augen. Welche Realität er in sich schließe, ist eine Frage, für welche nur derjenige streiten kann, der die Psychologie für eine reelle Wissenschaft erkennt. Ohne in diese zarte Materie tiefer einzugehen, kann man fragen: ob ein berechnender Verstand ohne Einbildungskraft möglich sei? Wird diese Frage verneint, so ist der aufgestellte Unterschied nichtig. Wie! Friedrich dem Einzigen hätte der berechnende Verstand gefehlt? Sein ganzes Regentenleben beweiset das Gegentheil, und die von Herrn Karl Müchler veranstaltete Materialien-Sammlung stellt sich, ihrem Werthe nach, mit Tausend und einer Nacht auf gleiche Linie, wenn sie nicht dasselbe aussagt. Allerdings hat Friedrich in den Stunden der Muße vortreffliche Oden und Episteln komponirt, während sich dergleichen von Napoleon nicht nachweisen läßt; folgt daraus aber im Mindesten, daß es Napoleon an Phantasie gefehlt habe? Wie viele Franzosen haben sich über die orientalische Phantasie ihres Kaisers beklagt! Und kann man diese Klage ungegründet nennen, da sie mit einem Fürsten zu thun hatten, der das Wort „impossible" nicht für französisch gelten lassen wollte, und der, um sich und sein Geschlecht zu beschützen, eine Vertheidigungslinie, die von Cadiz nach Moskau reichte, für eben recht hielt? Ist nur kalter berechnender Verstand in Napoleon wirksam gewesen, so wird sein ganzes Leben zu einem unauflöslichen Räthsel. Am wenigsten begreift man, wie er mit dieser Eigenschaft dahin

gelangen konnte, nach St. Helena verbannt zu werden und auf dieser Insel seine Bahn zu beschließen. Die Hypothese von Napoleons kaltem berechnenden Verstande ist in der That so abgeschmackt, daß man in die Versuchung geräth, Friedrich dem Einzigen „die alles verschönernde Phantasie eines dichterischen Gemüths“ gänzlich abzusprechen und „den berechnenden Verstand“ an ihre Stelle zu bringen, wäre es auch nur, um begreiflich zu finden, daß er, in einem Alter von 75 Jahren, geachtet und verehrt zu Sans-Souci seine Heldenbahn beschließet, und daß, auf die Nachricht von seinem Tode, sein standhaftester Gegner (der Fürst von Kaunitz) die Frage aufwirft: „Wann wird ein solcher König das Diadem wieder zieren?“

Diese Widerlegung hat keinen andern Zweck, als aufmerksam zu machen auf die Vergeblichkeit der Bemühungen, die man angewendet hat, um durch Vergleichungen ins Klare zu kommen über die Eigenthümlichkeit eines Monarchen, der seine eigene Gattung bildet. Man begnüge sich damit, ihn nach seinem Wirken darzustellen; und man wird alles leisten, was geleistet werden soll. Der vollendete Geschichtschreiber ist ja gerade derjenige, der den Gegenständen, welche er darzustellen hat, weder etwas leiht, noch etwas raubt.

Im Uebrigen sind wir weit davon entfernt, zu glauben, daß das Urtheil über Friedrich und Napoleon, welches man dem Geschichtschreiber Johannes von Müller zuschreibt, wirklich von diesem herrühre. Niemand hatte den berechnenden Verstand des großen Königs kennen zu lernen mehr Veranlassung gehabt, als gerade dieser Geschichtschreiber; niemand konnte sich also weniger dagegen ver-

blenden. Dies beruht auf einer Thatsache, welche Herrn Karl Müchler unbekannt geblieben ist, und durch deren gelegenheitliche Mittheilung wir seinen Anekdoten-Schatz zu bereichern gedenken, um uns dankbar zu beweisen für das Vergnügen, das er uns durch seinen „Friedrich den Großen," wenn gleich nicht durch die Vorrede zu demselben, gewährt hat.

Gedruckt bei A. W. Schade, Grün-Straße No. 18.